

Margarita Schulmeister

MEIN LANGER WEG
Ein russlanddeutsches Leben



Nestor-Historia
St. Petersburg
2021

УДК 821.112.2
ББК 84(81.2Нем)

Schulmeister, Margarita

Mein langer Weg. Ein russlanddeutsches Leben. — St. Petersburg: Nestor-Historia, 2021. — 176 S., ill.

ISBN 978-5-4469-2009-9

Die Lebenserinnerungen der 1925 an der Wolga geborenen Margarita Schulmeister behandeln vorrangig das Schicksal der Russlanddeutschen während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Autorin beschreibt ihren eigenen Leidensweg mit Deportation, Hunger, Angst, Zwangsarbeit in der „Trudarmee“ und „Ewiger Verbannung“ in Nordkasachstan — und wie es ihr gelang, dennoch zu einer Berufsausbildung als Mathematiklehrerin zu kommen. Ihre Lebensgeschichte ist eng verknüpft mit der ihres Vaters, des Biologieprofessors Konstantin Schulmeister, der 1938 im Rahmen der stalinistischen Repressionen verhaftet wurde und an der Kolyma das Gulag überlebte. Das Buch wurde von der Stiftung zur Förderung und Entwicklung der deutsch-russischen Beziehungen „Deutsch-Russisches Begegnungszentrum“ herausgegeben. Die Veröffentlichung erfolgte im Rahmen des Förderprogramms der deutschen Minderheit mit Beihilfe des Deutschen Generalkonsulat in St. Petersburg.

УДК 821.112.2
ББК 84(81.2Нем)

Vorwort: Irina Tscherkasjanowa

Übersetzung aus dem Russischen und Textredaktion: Lothar Deeg

Interviews: Shenja Kulakowa

Zeichnungen: Olga Markina

ISBN 978-5-4469-2009-9



- © Schulmeister, Margarita, 2021
- © Stiftung zur Förderung und Entwicklung der deutsch-russischen Beziehungen „Deutsch-Russisches Begegnungszentrum“, 2021
- © Nestor-Historia, 2021

ZUR EINLEITUNG

Dieses Buch ist das Ergebnis eines langen Lebens. Und der Überzeugung der 1925 geborenen Autorin, dass die Veröffentlichung ihrer Lebenserinnerungen notwendig und nützlich sein wird – nicht nur für ihre Enkel und Urenkel. Sondern mehr noch als Erzählung über das Schicksal ihrer Volksgruppe – der Volksgruppe der Deutschen in Russland, die im Laufe der Zeit hergerufen, verbannt, unterdrückt und erneut anerkannt wurden.

Margarita Konstantinowna Schulmeister ist eine ständige Besucherin der Stiftung zur Unterstützung der deutsch-russischen Beziehungen „Deutsch-Russisches Begegnungszentrum“, eine gute Freundin, ein achtenswerter Mensch und eine rührende Frau. Ihr Charme und ihre Lebensliebe sind beneidenswert. Ihre Neugier und Aufnahmebereitschaft für die Realitäten der heutigen Zeit sind beeindruckend. Und dennoch lässt ihre Lebensgeschichte das Blut in den Adern gefrieren.

Wir danken Margarita Schulmeister für die Großmut, mit der sie die Geschichte und Geschichten ihres komplexen und vielschichtigen Lebens teilt.

Dieses Buch stellt eine Zusammenführung verschiedener Artikel und Erzählungen der Autorin dar, die im Zeitraum der letzten 20 Jahre entstanden sind. Das meiste Material stammt aus langen Interviewsitzungen, die Mascha Kulakowa vom Wissenschaftlichen Informationszentrum „Memorial“ in Jahr 2016 mit Margarita Schulmeister über ihr Leben und das ihrer Familie führte. Die redaktionelle Erstellung des Buchmanuskripts übernahm Lothar Deeg, der auch das weitgehend auf Russisch vorliegende Textmaterial ins Deutsche übersetzt hat.

Mein langer Weg

Das Buch ist mit Unterstützung des Deutschen Generalkonsulates in St. Petersburg im Rahmen des Programms zur Unterstützung der deutschen nationalen Minderheit erschienen und ist dem 80. Gedenkjahr der Deportation der Russlanddeutschen Leningrads und des Leningrader Gebiets gewidmet.

Arina Nemkova

*Direktorin der Stiftung zur Förderung und Entwicklung
der deutsch-russischen Beziehungen
„Deutsch-Russisches Begegnungszentrum“*

(NOTWENDIGES) VORWORT

In den letzten drei Jahrzehnten wurden über die Russlanddeutschen Hunderte wissenschaftlicher und literarischer Werke und tausende Artikel geschrieben, es erschienen Sammelbände mit zuvor geheim gehaltenen Dokumenten und Erinnerungen, sogar eine Enzyklopädie kam heraus und wird weiter aktualisiert. Es scheint, dass man heute – anders als während des Totschweigens des „deutschen Themas“ in der Sowjetzeit – leicht erschöpfende Informationen vielleicht nicht über alles, aber doch über vieles bekommt, was die Russlanddeutschen betrifft. Und dennoch bleibt jedes neue Buch über die Geschichte dieses Volkes und über das Schicksal einzelner Menschen ein Ereignis, das persönlich aufrührt.

Die Erinnerungen von Margarita Schulmeister führen uns zurück ins letzte Jahrhundert, ein Jahrhundert schwerster Prüfungen für die Menschheit und zugleich ein Jahrhundert großartiger Entdeckungen: Einerseits gab es zwei Weltkriege, die die Weltordnung veränderten und soziale wie politische Revolutionen, die ganze Imperien zu Bruch gehen ließen. Andererseits gab es die Bändigung des Atoms, die Eroberung des Weltalls durch den Menschen und gigantische Programme zur Erschließung und Ausbeutung der Natur. Und irgendwo im Unterholz dieser weltbewegenden Ereignisse lebten einfache Leute mit ihren Plänen und Hoffnungen, ihren Freuden und Tränen, zogen ihre Kinder groß, achteten ihre Eltern und pflegten Freundschaften. Was machten diese „kleinen Leute“ durch, wie wirkten sich Weltereignisse und weniger bedeutende Umbrüche auf ihr Schicksal aus?

Sieht man genauer hin, so zeigt sich schnell, dass es in Wirklichkeit gar keine „kleinen Leute“ gibt, sondern nur unterschiedliche Maßstäbe. Durch das Prisma eines Einzelschicksals betrachtet wirkt die

Geschichte dieses Volkes weitaus vielfältiger – und man erkennt in den Details einer einzigen Lebenslinie das gemeinsame Schicksal des Volkes wie auch des ganzen Landes. So wurde auch das Leben von Margarita Schulmeister zu einer Art Enzyklopädie der Russlanddeutschen für fast die ganzen letzten einhundert Jahre.

Die Deutschen, die sich auf Einladung von Katharina der Großen zu Mitte des 18. Jahrhunderts an der Wolga niederließen, konnten natürlich nicht ahnen, dass eines Tages einmal auf diesem Boden ihre eigene Republik entstehen sollte. Ebenso wenig konnten sie voraussehen, dass ihr Leben zwei Jahrhunderte später auf den Kopf gestellt und man sie von willkommenen Übersiedlern und gewissenhaften Landwirten zu Menschen zweiter Sorte machen würde, gefangen in einem dichten Netz aus Misstrauen und Verdachtsmomenten. Doch das geschah eben erst viel später, im 20. Jahrhundert. Einst wurde das Leben dieser Kolonisten streng vom Staat reglementiert: Zur Lenkung des Lebens der Kolonien gab es spezielle Verwaltungsorgane – an der Wolga war dies das Vormundschaftskontor für Ausländer in Saratow. Ab 1800 galt die „Instruktion der inneren Ordnung und Verwaltung in den Saratower Kolonien“, die den Kolonisten und ihren Gemeinden beinahe jeden Schritt vorgab. Doch war dies keine besondere Bürde: Die ordnungsgewohnten Deutschen sahen darin die administrative Entsprechung ihrer verantwortungsvollen Einstellung zur Arbeit. Die Zahl der Kolonien und deren Einwohner stieg beständig und 1914 bestanden beiderseits der Wolga schon etwa 200 deutsche Siedlungen mit einer Bevölkerung von über 400.000 Menschen. Der Beitrag der Wolgadeutschen zur nationalen Wirtschaft bemaß sich Jahr für Jahr in hunderttausenden Tonnen eingebrachten Getreides. Saratower Mehl ernährte Moskau und Petersburg. Doch dann verwandelte der imperialistische Krieg mit Deutschland alle Russlanddeutschen in Geächtete, die Hetze und Diskriminierung ausgesetzt waren.

1917 änderte sich erneut wieder alles grundlegend: Am 19. Oktober 1918 bestätigte der Rat der Volkskommissare der RSFSR das Dekret „Über die Gründung eines Gebiets der Wolgadeutschen“. Es trägt die Unterschrift des Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare, Wladimir Iljitsch Lenin. Am 6. Januar 1924 wurde auf der XI. Sitzung der Gebietsräte in Pokrowsk, der Hauptstadt des autonomen Gebiets, der

„Erlass über die Ausrufung der ASSR der Wolgadeutschen“ [*ASSR = Autonome Sozialistische Sowjetrepublik*] angenommen. Die Errichtung der Volksherrschaft eröffnete den einfachen Leuten breiten Raum für schöpferisches Schaffen. Doch recht schnell zeigte sich, dass die Sowjetmacht das Bild einer deutschen Musterrepublik vorrangig als herausgeputztes Schaufenster zur Demonstration der Errungenschaften und der Attraktivität der neuen Ordnung vor den Augen des Weltproletariats – und besonders der deutschen Arbeiterschaft – benötigte. Zur damaligen Zeit gab es noch lebhaft romantischen Hoffnungen auf einen Sieg der Weltrevolution.

Die Republik der Wolgadeutschen durchstand wie das ganze Land alle politischen und sozioökonomischen Experimente der 1920er und 1930er Jahre. Ganz im Sinne des Klassengedankens wurden in den Jahren des Kriegskommunismus alle Schwierigkeiten angegangen, dann der Kampf um die Einführung der „Neuen Ökonomischen Politik“ (NEP) geführt und schließlich die „Nepmänner“ – dank denen die ruinierte Wirtschaft wieder in Gang gekommen war – wieder ausgemerzt. Ende der 1920er Jahre verschärfte sich die „Getreide-Einbringungskrise“ und prompt ortete man „Feinde“ in der Landwirtschaft: die „Kulaken“ [*Großbauern*] und ihre „Handlanger“ in Person von wohlhabenden Landwirten, Geistlichen und einfachen Kirchgängern. Die im Herbst 1929 begonnene und Mitte 1931 zu Ende gehende Kampagne zur Entkulakisierung [*Enteignung der Großbauern*] führte zur Verwüstung von tausenden Bauernhöfen und zur Ausweisung von über 25.000 Menschen. Hunderte wurden verhaftet und Opfer von Repressionen. Im Verlauf der ersten zwölf Jahre des Bestehens der deutschen Autonomie an der Wolga führte staatliche Willkürpolitik dreimal zu Hungersnöten: 1921, 1924 und 1933. Die während eines kurzen Zeitraums in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre im Sektor der nationalen Bildung und Kultur erreichten Errungenschaften wurden ab Beginn der 1930er Jahre wieder schrittweise zurückgenommen: die nationale kulturelle Spezifik wurde immer weiter beschnitten und durch Ideologie ersetzt. Von 1934 an stand die nationalkulturelle Politik in der Republik immer stärker im Zeichen der dominanten Losungen vom „Kampf gegen Nationalismus und Faschismus“ und der „Stärkung der internationalistischen Erziehung“ der Deutschen. Im Laufe der 1930er und 1940er

Jahre wurden – unabhängig von der konfessionellen Zugehörigkeit der Gemeinden – die Kirchen geschlossen und zerstört.

Die Vorzeigefassade des Sowjetstaates sah nach wie vor blendend aus: Betriebe und Fabriken wurden errichtet, neue Städte aus dem Boden gestampft, brillante Filmklassiker gedreht und die Sportler paradierten. Die Rückseite – und das Leben der Sowjetbürger – sah jedoch ganz anders aus: Der „Große Terror“ von 1937/38 überrollte das Land, tausende wurden inhaftiert, Erschießungen erfolgten nach Namenslisten. Die erste „Nationalitätenlinie“ bei den Repressionen durch den NKWD [*Volkskommissariat für innere Angelegenheiten (Polizei und Geheimpolizei)*] war die deutsche.

Bis Kriegsbeginn lebten die Sowjetdeutschen kompakt auf den von ihnen fast zwei Jahrhunderte zuvor besiedelten Territorien. Freiwillig verließ kaum jemand diese vertraute Heimat – nur manche wechselten in Tochterkolonien oder wählten das Stadtleben. Doch so oder so blieb man in der Nähe der heimatlichen Gefilde. Die erste Tragödie hatte sich schon während des Ersten Weltkriegs ereignet, als die Wolhyniendeutschen deportiert wurden. Zu ihrem Unglück hatten sie in Frontnähe gelebt. Danach ergossen sich schon die Ströme der enteigneten Kulaken über den Ural, nach Sibirien und in den Hohen Norden. Abgeurteilte Verhaftete wurden ebenfalls nicht heimatnah inhaftiert – zu ihren neuen Aufenthaltsorten wurden Lager in noch weitaus weniger lebensfreundlichen Gegenden bestimmt. Wäre der Krieg nicht ausgebrochen, hätte die Zerstreuung der sowjetischen Völkerschaften, einschließlich der Deutschen, damit vielleicht Einhalt gefunden. Doch der neue Krieg – erneut gegen Deutschland – verwandelte die Karte der Siedlungsgebiete der Völker der UdSSR radikal.

Die Zwangsumsiedlung der Deutschen aus dem europäischen Landesteil begann mit der Veröffentlichung des Erlasses des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. August 1941. Zunächst wurden die Wolgadeutschen verbannt. Zwar lebten sie weitab der Frontlinie, aber sie wurden in dem Ukas mit unberechtigten Vorwürfen, die erst 1964 zurückgenommen wurden, verleumdet. Danach begannen die Deportationen überall, wo immer auch Deutsche lebten. Selbst im März 1942 schaffte man Deutsche und Finnen aus dem belagerten Leningrad fort. Alle hofften, dass sie nicht für lange wegmüssen – nur für die Zeit

des Krieges. Doch offiziell durfte niemand bis 1972 in seinen Heimatort zurückkehren. Und zwischen diesen beiden Daten der Deportation und der Berechtigung zur Rückkehr legten sich neue und immer weitere Prüfungen auf die Schultern der Russlanddeutschen. Von 1942 bis 1946 gab es die Trudarmija [dt.: „Arbeitsarmee“, im Weiteren wird die unter Russlanddeutschen übliche Bezeichnung „Trudarmee“ verwendet], wo sich für Männer wie Frauen das Zwangsarbeiterleben wenig von dem in den Straflagern unterschied: Hatte die Staatsführung begründete Zweifel, dass die Deutschen freiwillig für das Wohl des Landes arbeiten und ihren Beitrag zum Sieg leisten würden? Niemand von diesen über das Schicksal der Russlanddeutschen entscheidenden Funktionsträgern hatte wohl einen Blick in die Geschichte geworfen. Sie wussten nicht (oder wollten nicht wissen), wie die Deutschen der russischen Armee während des Krimkriegs geholfen hatten, welche Unterstützung sie im Ersten Weltkrieg für die Front geleistet und wie sie dort sogar gekämpft hatten. 1948 wurden die Deutschen auf ewig an ihren Verbannungsorten „festgeschrieben“. Das Regime der „Sondersiedlung“ bestand bis Anfang 1956. Nach Stalins Tod 1953 hatte ein langsamer, wenig stringenter Rehabilitierungsprozess der Sowjetdeutschen eingesetzt – der letztlich aber unvollendet blieb.

„Vergessene“ Geschichte wird immer nur von der besten Seite her erinnert, mitunter wird sie sogar heroisiert. Deshalb fordert es einen gewissen Mut, die Wahrheit über die Vergangenheit zu sagen und jene Fakten auf den Tisch zu legen, die nicht in das gewohnte Geschichtsbild passen. Die Autorin dieses Buchs versucht, uns ihre wahrhaftige Lebensgeschichte zu vermitteln – selbst, wenn sie manchen Menschen geradezu unglaublich erscheinen mag.

Irina Tscherkasjanowa
Professorin für Geschichte

MEIN LANGER WEG

Ein russlanddeutsches Leben

EIN LAIB BROT

(aufgeschrieben zum Erntedankfest 2001)

Ich bin in einer Familie aufgewachsen, in der das Brot als etwas Heiliges geachtet wurde. Meine Vorfahren väterlicherseits waren von jeher Ackerbauern. Von Generation zu Generation hatten sie in ihrer hessischen Heimat Getreide angebaut. Mütterlicherseits waren sie, ebenfalls schon seit Generationen, Müller gewesen. Ihre Heimat war der Schwarzwald in Württemberg. Also kannten diese Leute den Preis des Brotes.

Als sie im Dezember 1765 nach Russland kamen, fingen sie sogleich mit ihrer gewohnten Arbeit an. Unweit der Stadt Kamyschin an der Wolga gründeten sie ein Dorf namens Mühlberg und fingen dort an, Mühlen zu bauen. Die Mühlen der Reisichs (meine Großmutter war eine geborene Reisich) waren vor der Revolution 1917 in ganz Russland bekannt.

Zu arbeiten war für diese Menschen ein natürlicher Zustand. An der Wolga waren die klimatischen Verhältnisse sehr extrem (und sind es auch jetzt noch). Oft gab es Trockenperioden oder heiße stürmische Winde aus der Wüste, die die Ernte vernichteten. Das Leben der ersten und zweiten Generation der Kolonisten war ein Existenzkampf. Aber der Fleiß der Menschen, ihre Liebe für die Erde trug Früchte. Es wurden neue Getreidesorten angebaut, die diese extremen Verhältnisse besser ertragen konnten, und bald konnten die deutschen Kolonien einen großen Teil Russlands mit Brot versorgen. Und obwohl die Lager voller Getreide waren, wurde jedes Körnchen, jeder Krümel Brot sorgfältig aufbewahrt.

Wir Kinder wollten in allem unserem Großvater gleich sein. Wenn er Brot aß, biss er nicht von einem großen Stück ab, sondern brach sehr vorsichtig, fast zärtlich, kleine Stückchen und legte sie sich in den Mund. Er aß das Brot mit Genuss, konzentrierte sich aufs Essen.

Der Tag, wenn im Hause Brot gebacken wurde, war ein ganz besonderer Tag. Wenn die Großmutter anfang, am Backtrog zu zaubern, hieß das für alle: nicht mit den Türen knallen, nicht im Hause hin- und herlaufen. Der Teig muss Ruhe haben, damit er nicht zusammenfällt. Gebacken wurde am frühen Morgen; im Hause verbreitete sich dann ein wunderbarer Duft von frisch gebackenem Brot. Nicht umsonst sagten unsere alten Leute, dass das Brot eines der kostbarsten Geschenke unseres Herrn ist.

1917 wurde die Mühle des Großvaters Reisich nicht nur nationalisiert, sondern barbarisch dem Erdboden gleichgemacht. Das Herz des alten Mannes hielt es nicht aus: er starb. Auch Großvater Schulmeister, der dank seines Fleißes im Laufe seines Lebens Tausende Menschen mit Brot satt gemacht hatte, starb im ersten Monat der Verbannung in einem Bergwerk in Nordkasachstan an Hunger.

Ich habe ein langes und an Erlebnissen reiches Leben hinter mir. Meistens sind es traurige Erlebnisse. Und eines dieser Erlebnisse ist gerade mit einem Laib Brot verbunden.

Der erste Winter in der Trudarmee ging zu Ende. Im Mai schmolz die oberste Schneeschicht unter den spärlichen Strahlen der nordischen Sonne. Jetzt mussten wir 14 Stunden am Tag im eiskalten Wasser stehen. Das Schuhwerk, das uns im Winter im Frost von bis 50 – 60 Grad einigermmaßen geholfen hatte auszuhalten, konnte uns nicht vor dem Wasser schützen. Die Füße wurden die Nacht über nicht warm, sie bedeckten sich mit schmerzenden eitrigen Furunkeln. Von medizinischer Behandlung konnte keine Rede sein. Am Rande des Weges, den wir jeden Tag im Walde zur Arbeit zurücklegten, saß ein Krieginvalide. Er hatte keine Beine. Er verkaufte selbstgemachte Gummischuhe. Er machte sie aus Reifen. Sie sahen komisch aus, aber sie waren aus Gummi, also schützten sie vor Wasser.

Aber sie wurden nicht für Geld verkauft: ein Paar Gummischuhe für einen Laib Brot! Ein Laib Brot war in jener Zeit, in jenen Verhältnissen ein großer Reichtum. Wo kriegt man einen Laib Brot her? Man kann ihn sich selbst wegnehmen. Ein Laib Brot – das war unsere Norm für 4 Tage. Also, wenn man kein Brot nimmt, kann man vier Tage nur die Suppe essen – ein Napf voll trübes, salziges Wasser, das seltsamerweise

Suppe genannt wurde. Es fiel schwer, diese Entscheidung zu treffen. Ich habe lange gezögert, ob ich es aushalten würde: Diese vier Tage nicht zu essen und dabei so schwer zu arbeiten. Von meinem Entschluss wussten nur die älteren Frauen (ich war 17 Jahre alt), die neben mir auf der Pritsche schliefen. Am Ende des vierten Tages bekam ich nach der Arbeit meinen Laib Brot. Wie freute ich mich, dass ich schon morgen meine Gummischeuhe haben würde! Ich legte ihn unter meine Strohmattatze auf der Pritsche und ging aus unserer Erdhütte hinaus, um etwas wilden Sauerampfer zu sammeln. Wenn man ihn mit heißem Wasser begießt, ergibt er eine heiße saure Brühe, mit der man den fürchterlichen Hunger etwas stillen kann. Als ich an meinem Platz auf der Pritsche zurückkam, entdeckte ich, dass mein Laib Brot nicht mehr da war...

DIE VORGESCHICHTE MEINER FAMILIE

Ich heiße Margarita Konstantinowna Schulmeister und ich gehöre zu jenen Menschen, die man in aller Welt die „Russlanddeutschen“ nennt. Ich habe ein langes Leben und möchte darauf hinweisen, dass ich im 97. Lebensjahr bin. Ich bin Mitglied der St. Annen und St. Peter-Gemeinde in St. Petersburg. Man kann sagen, dass ich eine Zeugin des 20. Jahrhunderts bin. Meine Familie und ich haben alles durchgemacht, was uns Russlanddeutschen als Brde auferlegt worden ist. Davon möchte ich erzählen.

Die Geschichte, wie meine und unsere Vorfahren nach Russland kamen, ist recht gut bekannt. Kaiserin Katharina II. erließ 1763 ein Manifest und ließ in ganz Europa, vor allem aber in Deutschland, verkünden, dass sie vorhabe, deutsche Bauern einzuladen. Heute würde man sagen: Es ging um eine „stndige Aufenthaltsgenehmigung“ mit unbegrenzter Bereitstellung von Ackerland und das zu dem Zweck, die damals noch nicht erschlossenen endlosen Weiten Russlands zu besiedeln.

Deutsche waren schon zuvor nach Russland gekommen, begonnen hatte dies schon unter Iwan dem Schrecklichen. Unter ihm wurde die „Deutsche Vorstadt“ errichtet. Man überließ ihnen also einen Moskauer Stadtteil zur Ansiedlung, der unter diesem Namen bis zum Krieg bestand. Es hatte hier also schon vor der Einladung Katharinas seit Jahrhunderten Deutsche gegeben. Sie waren hauptsächlich Handwerker, aber auch Wundärzte. Und sie waren selbstständige Individualisten: Menschen, die beschlossen hatten, nach Russland auszuwandern und es getan hatten. Katharina beschloss hingegen, dies im großen Stil zu organisieren.

Denn in Russland gab es kaum besiedelte Gegenden, beispielsweise den Unterlauf der Wolga von der Mündung ins Kaspische Meer bei

Astrachan bis hinauf nach Saratow und noch etwas nach Norden darüber hinaus. Auch meine Vorfahren erhielten weite Ländereien am Unterlauf der Wolga zugeteilt.

In dieser Gegend herrscht ein irrwitziges, extremes Klima: im Winter minus 30 bis 35 Grad, im Sommer 42 bis 45 Grad Hitze – und wenn abends die Temperatur auf plus 38 fällt, kann man wenigstens ein bisschen aufatmen.

Außerdem bläst dort im Frühjahr aus Mittelasien der „Suchowej“. So ist es eben in diesem Teil des Planeten. Ein Suchowej ist ein Sandsturm. Kaum hat man etwas ausgesät, das erste schöne Grün zeigt sich und erfreut das menschliche Auge – doch dann geht der Suchowej und innerhalb weniger Stunden liegt die Aussaat tot da wie unter einem Leichentuch. Aus und vorbei. Nicht umsonst wurde der Begriff vom „hungernden Wolgaland“ geprägt. Wo kam er her? Denn es gibt ja keinen Ausdruck wie „hungerndes Moskau“, aber eben das hungernde Wolgaland. Und das seit alters her. Deshalb konnte sich in diesem Areal vom Wolga-Delta am Kaspischen Meer bis hinauf nach Saratow niemand ansiedeln. Es gab natürlich Leute, die es versucht haben, aber dann kam der Hunger und sie gingen fort in den Norden des Gebiets Woronesch, ins Gebiet Pensa oder nach Sibirien oder in den Altai oder wohin auch immer.

Katharina beschloss also, geduldige und fleißige Deutsche in dieser Gegend anzusiedeln. Außerdem bestand damals noch das Astrachaner Khanat. Obwohl schon Iwan der Schreckliche die Tataren in Kasan vollständig besiegt hatte, bestand in Astrachan das Khanat noch weiter. Die Russen versuchten dort, Siedlungen zu gründen: Sie errichteten Dörflerlein, begannen zu wirtschaften, zu sähen und zu pflügen. Doch nachts zündeten die Tataren auf ihren kleinen Pferchen die Siedlungen an, töteten die Männer und verschleppten Frauen und Kinder in die Gefangenschaft. So lag dieses Land über Jahrhunderte verödet da. Und dahin lud man nun die Deutschen ein: Man bot ihnen dafür 100 Jahre Steuerfreiheit, 100 Jahre Befreiung der Männer von der Militärdienstpflicht, staatliche Übernahme der Reisekosten und sofort eine üppige Zahlung, um sich Häuser bauen zu können. Also jede Menge attraktiver Vergünstigungen – während es in Deutschland immer an Ackerland fehlte. Da gibt es schöne Berge und Wälder, aber wo sollte man Getreide

anbauen? Dafür gab es nicht genug geeignetes Land. Eben erst war auch der Siebenjährige Krieg zu Ende gegangen, zuvor war der Dreißigjährige Krieg gewesen, der vor allem den Westteil Deutschlands verheert hatte, also die Rheinprovinzen, Baden an der Grenze zu Frankreich und Württemberg. Deutschland war, vor allem nach dem Siebenjährigen Krieg, so verelendet, dass die Straßen voll waren von Landstreichern, Bettlern, Kriegsversehrten und Banditen.

Als nun dieses Manifest von Katharina erging, diese Einladung mit den Vergünstigungen, da haben sich sehr viele gemeldet. Und 1765, im nächsten Jahr nach der Herausgabe und Bekanntgabe dieses Manifests in Deutschland, kamen abertausende Deutsche hierher. Vorrangig wurden sie an der Wolga angesiedelt. Und man muss sagen, dass Katharina und ihre Nachkommen alle Versprechen einhielten. Hundert Jahre lang zahlten die Übersiedler keine Steuern und hundert Jahre lang mussten die Männer nicht zur Armee, was sehr viel bedeutete. Und sie bekamen tatsächlich die Mittel, um Schulen zu errichten, zuallererst aber eine Kirche – und erst danach die eigenen Behausungen.

Und dann begannen sie ihr armseliges Leben auf diesem neuen Land, wo vorher noch niemand hatte Fuß fassen können. Einen Weg zurück gab es nicht: Man hatte sie hergebracht, wie sollten sie zurückkommen? Sie kannten den Weg nach Hause nicht und hatten auch kein Geld dafür. Deshalb hungerten sie. In diesen Teilen des Wolgalandes herrschte seit Ewigkeiten die Malaria, eine Krankheit, die sie nicht kannten und an der man starb, denn sie hatten keinerlei Mittel gegen diese Krankheit. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit noch an die Malaria, wie sie die Menschen quälte. Aber damals gab es schon Chinin. Dieses Chinin ist eine schlimme Sache, aber diese üble, bittere Mixtur rettete Menschen.

Jedenfalls entstand so ein Sprichwort: „Der Erste hat den Tod, der Zweite die Not und der Dritte das Brot“. Das bedeutet: Die erste Siedlergeneration kämpfte mit dem Tod, ihre Kinder starben, es gab schreckliche Opfer. Die zweite Generation litt Mangel. Und erst die dritte Generation hatte genug Getreide, denn man musste erst einmal lernen, es unter diesen Bedingungen heranzuziehen, bei schrecklicher Hitze, mitunter gab es zwei Jahre hintereinander keinen Tropfen Regen und dazu den Suchowej. Es gab beispielsweise die Hungersnot von 1922 in

Russland, meine Mama hat sie in jungen Jahren durchgemacht: Damals ist ihr erster Sohn, unser ältester Bruder, mit zweieinhalb Jahren gestorben. Können Sie sich vorstellen, was das für ein Hunger war? Man hatte damals völlig neues Saatgut ausprobiert, das man nicht gewohnt war und auch eine völlig andere Art der Bearbeitung des Bodens, die die Leute auch nicht kannten.

Die ersten drei Generationen führten also einen Kampf ums nackte Überleben. Die klimatischen Bedingungen an der unteren Wolga sind extrem – und die Bauern wussten elementar nicht, was wann zu säen sei, denn in Deutschland herrschen ein ganz anderes Klima und andere Bedingungen. Deshalb war es nur ihrem Fleiß, ihrer Wissbegierde und ihrem Drang, unbedingt in der neuen Heimat Fuß zu fassen, zu verdanken, dass mit Anbruch der vierten Generation das Leben in normale Bahnen kam. Von da an war ihnen klar, dass man seinen Kindern eine dem damaligen Russland entsprechende Bildung geben muss, denn sie sahen die Zukunft ihrer Kinder nicht mehr nur in der Landwirtschaft.

Die **Familie, aus der meine Großmutter stammt**, hieß Reisich. Sie gehörten zu den fünf reichsten Familien im Wolgagebiet. Als unsere Vorfahren an die Wolga kamen, gaben sie den Ansiedlungen, die sie selbst schufen, Namen, teils willkürlich, teils auch in Abhängigkeit von irgendwelchen Faktoren. Meine Vorfahren, die Reisichs, hatten diese endlosen Weiten an der Wolga gesehen. Dort an der Wolga ist das rechte Ufer sehr hoch, das ist geografisch bedingt: Wenn ein Fluss von Nord nach Süd fließt, ist das rechte Ufer immer hoch und das linke Ufer liegt in einer flachen Niederung. Sie sahen Wasserfälle, die von den Bergen flossen und verstanden, dass sie eine wertvolle Energiequelle darstellen, weshalb sie Wassermühlen zu bauen begannen und dieses kleine Dorf den Namen Mühlberg erhielt. Auf einer alten Karte der Deutschen Wolgarepublik (ich habe eine Kopie dieser alten Karte) heißt der Ort noch so. Aber 1941 wurde alles umbenannt. Heute heißt der Ort Schtscherbakowka [*so steht es in vielen Quellen über die wolgadeutschen Siedlungen. Das historische Mühlberg (früher auch Deutsch-Schtscherbakowka genannt) heißt heute aber Schtscherbatowka (mit „t“). Ein Ort namens Schtscherbakowka (früher auch Russisch-Schtscherbakowka genannt) liegt einige Kilometer den Schtscherbakowka-Fluss abwärts an dessen Mündung in die Wolga. Dabei handelt es sich aber nicht um eine wolgadeutsche Gründung.*]

In Stuttgart wird eine Zeitschrift herausgegeben, sie heißt „Heimatsbuch“. Mit seiner Herausgabe begannen die Russlanddeutschen, als ihnen die Emigration erlaubt wurde und sie zum Großteil nach Deutschland gingen. Alle zwei Jahre gab es eine Ausgabe. Man hat mir einige dieser Zeitschriften in Deutschland geschenkt und darin stieß ich auf Mühlberg und eine Aufzählung von vier Familien und Johann Georg Reisich. Das bedeutet, er war die vierte Generation. Er war der Großvater meiner Großmutter – und der erste reiche Mann.

Und diese zu Wohlstand gekommenen deutschen Kolonisten begannen ihre Kinder zur Ausbildung nach Moskau und Petersburg zu schicken. Schon damals haben diese Deutschen verstanden: Wenn sie in diesem Land Fuß gefasst haben und im Prinzip alles gut läuft, dann muss man sich darum bemühen, in die russische Gesellschaft einzugehen. Sich integrieren, wie man es heute nennt. Dazu muss man die Sprache beherrschen und Bildung bekommen. Deshalb haben alle Kinder der Großmutter, also die Generation meiner Eltern, bereits eine akademische Ausbildung gehabt.

[auf Fotos zeigend] Meine Großmutter hier, geboren als Dorothea Reisich, heiratete Georg Wacker, der leider aufgrund eines Unglücksfalls sehr früh verstarb. Das hier sind ihre Kinder. Das ist der Ehemann der ältesten Tochter und dies ist ihr Erstgeborener. Dies hier ist Onkel Kostja, das hier ist meine Mama Olga, dies hier ist Onkel Friedrich, dies Tante Emma, dies ist Onkel Sascha, Tante Marussja und dies ist Onkel Kolja.

Gerade als die beiden ältesten Kinder, Onkel Friedrich und Onkel Sascha, beschlossen, an der Universität Tartu zu studieren, verwitwete die Großmutter. Sie war damals erst 34 Jahre alt. Marussja hier, die Jüngste, war gerade drei Wochen alt, als der Großvater verunglückte. Sie ist also 34, hat sieben Kinder und war völlig hilflos. Da beschlossen sie, nach Petersburg umzuziehen, zumal Tante Emma sehr früh einen reichen Mann geheiratet hatte – er war Eisenbahningenieur, kein Unternehmer, aber Absolvent des Bergbau-Instituts in Petersburg – und man meinte, dass sie es leichter haben, wenn sie alle zusammen sind. Dieses Foto hier wurde 1908 in St. Petersburg gemacht, es steht die Adresse Malaja Morskaja Uliza darauf.

Die Großmutter lebte deshalb mit ihren Kindern in St. Petersburg und die beiden studierten nicht weit entfernt in Tartu, so dass die Jungs

zu Besuch kommen konnten, das war praktisch. Für die Großmutter war es sehr angenehm in Petersburg zu leben: Die großen Jungs waren in der Nähe und die anderen waren noch kleine Kinder. Onkel Sascha wurde dann Arzt, im Ersten Weltkrieg war er als Arzt an der Front. Und Onkel Friedrich wurde Pastor. Ich kann mich gut daran erinnern, dass wir als Kinder die Ferien im Pastorat bei Onkel Fritz verbrachten. Wir haben ihn sehr geliebt.

Auch meine Mutter wollte unbedingt studieren, aber zu der Zeit wurden Frauen noch nicht immatrikuliert. Aber dann ging es doch, weil sie ein Gymnasium abgeschlossen hatte und bestens Deutsch und Französisch beherrschte. Zu der Zeit hatten Gymnasiastinnen das Recht, als Lehrerinnen zu arbeiten, was sie auch tat. Aber gleich in eine höhere Bildungsanstalt einzutreten, das ging damals noch nicht. Das kam erst etwas später. Aber die Buben bekamen alle ein Studium.

Später hat dann die Großmutter mit den drei Jüngsten sogar ein paar Jahre in Tartu gelebt. Damit alle zusammen, wie man so schön sagt, aus einem Topf ... Sie sagte damals, ich koche einen großen Suppentopf und kann alle füttern. Denn dann, als der imperialistische Krieg begann oder auch erst, als schon Revolution war, herrschte in Petrograd Hunger. Zuerst gab es vier Jahre lang Weltkrieg, dann kam die Revolution und dann der Bürgerkrieg. Es herrschte totales Chaos.

Damals schnappte sie sich die kleinen Kinder und fuhr wieder an die Wolga, wo sie schon seit vielen Jahren nicht mehr gewesen waren. Sie fuhren in eine Stadt in der Nähe von Saratow, nach Kamyschin. Das ist eine solide Kreisstadt an der Wolga, wo noch weitere Brüder und Schwestern der Großmutter lebten. So war alles etwas erfreulicher und nicht so deprimierend. Sie waren eine äußerst arbeitssame Großfamilie. Und dort fängt auch meine eigene Geschichte an.

Bis heute sind bei Kamyschin die Ruinen ihrer Mühlen und Wohnhäuser erhalten. Denn dort wurde während der Revolution alles zerstört und 1941 kamen noch Zerstörungen hinzu, sozusagen aus patriotischen Gesichtspunkten: Man musste ja schließlich seinen Deutschenhass zeigen und sich wenigstens an diesen Russlanddeutschen abreagieren.

Und das hier ist mein Papa, er kam 1895 zur Welt. Das ist dann **der andere Zweig meiner Vorfahren. Mein Familienname ist ja „Schulmeister“**, wie es die Russen aussprechen. Richtig ist „Schulmaister“,

denn das „ei“ wird ja wie „ai“ ausgesprochen. Seine Vorfahren waren auch an die Wolga gekommene Bauern und Papa gehörte zur zweiten Generation, die studiert hatte. Hier *[zeigt ein Foto]* hat er in Moskau schon die Akademie abgeschlossen, sie hieß Petrowsko-Rasumowskojer Akademie. Das hier ist an seinem 90. Geburtstag. Und hier hat er gerade seinen Professorentitel bekommen, da war er 35 Jahre alt. Und hier, das ist er an der Kolyma. In den Straflagern wurden eigentlich keinerlei Fotos gemacht, aber irgendwie ist dieses Bild entstanden ... Er hat es uns dann geschickt.

1938, zum Höhepunkt der Repression (wie bekannt begann der Rote Terror schon zu Anfang der 30er Jahre) wurde auch mein Vater von dieser Welle erfasst, verhaftet und zum Tod durch Erschießen verurteilt. Üblicherweise wurden Todesurteile noch in der auf die Urteilsverkündung folgenden Nacht vollstreckt oder spätestens am nächsten Tag. Mein Vater wartete jedoch zwei Monate lang in der Todeszelle auf seine Hinrichtung. Denn dieses Urteil wurde dann in zehn Jahre Arbeitslager umgewandelt. Aber er hat dann 20 Jahre „vom ersten bis zum letzten Läuten“, wie die Sträflinge dazu sagen, an der Kolyma *[ein Fluss im fernöstlichen Gebiet Magadan]* verbracht.

Und das hier sind wir zusammen mit ihm, an seinem 100. Geburtstag. Und das ist er genau eine Woche vor seinem Tod. Er starb an seinem Schreibtisch bei der Arbeit, im Alter von 100 Jahren. So ein langes Leben und so gesättigt mit seinerzeit erfreulichen wie auch tragischen Ereignissen.

Ich möchte Ihnen Papas Arbeitsbüchlein zeigen und auf den ersten Eintrag darin hinweisen, als Papas Arbeitsleben begann: Das war 1918. Man hat ihm dann die 20 Jahre an der Kolyma angerechnet. Und dann hat er ohne Unterbrechung gearbeitet, kein Jahr, nicht mal ein Tag Unterbrechung bis zu seinem Todestag. Der letzte Eintrag ist von 1996: Der 7. Januar, sein Todestag. Das heißt, er hatte zum Zeitpunkt seines Todes eine Arbeitspraxis von 96 minus 18, was ich als Mathematikerin nicht schnell ausrechnen kann – jedenfalls sehr, sehr viel. Faktisch das ganze 20. Jahrhundert.

Die Großmutter väterlicherseits, die ebenfalls 99 Jahre alt wurde, sprach nicht einmal Russisch. Sie waren Bauern. Sie hatten diese drei ersten, besonders schweren Generationen als Landwirte durchlebt. Aber

sie waren offenbar auch sehr begabt, denn bereits mein Großvater, also der Vater meines Papas, schloss in Saratow die Handelsschule ab. Er war der älteste Sohn. Dessen Vater, also mein Urgroßvater, hatte als Bauer schon verstanden, dass man seinen Kindern langfristige Perspektiven geben muss, weshalb eben schon mein Großvater die Handelsschule abschloss, was ihm ermöglichte, Kaufmann zu werden. Der Vater von Wawilow [*Nikolai Wawilow (1887-1943), ein international hoch angesehener russischer Botaniker und Genetiker*] war auch zunächst Laufbursche in einem Geschäft gewesen, aber dank seines Talents, das dem Geschäftsinhaber auffiel, wurde er letztlich Teilhaber und Millionär. Papa hat gemeinsam mit Wawilow an der Akademie studiert, deshalb war Wawilow bei uns manchmal zu Besuch und Papa war bei ihm. Und sie haben in Saratow in der gleichen Todeszelle gegessen, allerdings nicht gleichzeitig, sondern mit einem Abstand von zwei Jahren. Denn Wawilow ist erst 1940 verhaftet worden. Papa war ja auch ein Bauernsohn, doch schon vor dem Krieg war er Mitglied der WAK, der Allunions-Attestationskommission. Im Alter von 35 Jahren war er also schon Mitglied einer Kommission, die alle Habilitationsschriften und Dissertationen bestätigte und ihnen den Weg ins [*wissenschaftliche*] Leben freimachte. Mit 35 Jahren zu dieser Kommission zu gehören, das war eine enorme Errungenschaft. Also sie waren offensichtlich schon sehr begabt, die Schulmeisters.

Der Großvater betrieb nach der Handelsschule Getreideanbau und eröffnete gleichzeitig ein Geschäft. Dort gab es alles, was ein Landwirt braucht. Da er die Handelsschule absolviert hatte, sah er, dass nicht jeder Bauer in die Stadt fahren kann, um eine Schaufel, einen Besen, eine Zoche [*Holzflug*] oder einen Pflug zu kaufen. Deshalb beschloss er, neben dem Getreideanbau ein Geschäft aufzumachen, in dem es alles Notwendige für Bauern und das Landleben gibt: Kummerte, Zaumzeug, allerlei Gerätschaften für den Ackerbau und Geschirr. 1930 wurde der Großvater entkulakisiert. Ich erinnere mich an sein Lädchen: Ich war vier Jahre alt, als wir das letzte Mal bei ihm auf dem Dorf waren. Ein paar Stufen ging es hinauf und da war dann dieses ganze Geschirr. Ich fand das sehr interessant. Aber die Generation von Papas Geschwistern hat ausnahmslos schon höhere Bildung bekommen. Papa war der älteste, sie waren acht Geschwister, vier Brüder und vier Schwestern. Alle

haben studiert, nur eine Schwester wurde Buchhalterin, sie war offensichtlich nicht so begabt. Aber alle anderen: Onkel Petja machte einen Doktor und wurde Ingenieur. Einige von ihnen haben es bereits in den 1990er Jahren geschafft, nach Deutschland auszureisen.

Großvater gab ihnen die Möglichkeit für eine Ausbildung. Auf den Dörfern gab es überall Schulen, die Kinder waren verpflichtet zu lernen, das war ein Gesetz, dem alle unterworfen waren. Eine andere Sache war, dass nicht alle die Schule abschlossen. Einige absolvierten nur vier Klassen und blieben Bauern. Aber sie hier waren offenbar von Anfang an fähige Kinder. Sie haben deshalb alle die Dorfschule abgeschlossen, die damals sieben Schuljahre hatte und sind dann in die Stadt gegangen, in eine sogenannte „Rabfak“ – eine „Arbeiterfakultät“. Sie haben alle zunächst die Rabfak abgeschlossen. Das ersetzte offenbar die achte, neunte und zehnte Klasse. Und nach der Rabfak sind sie in Saratow aufs Institut gegangen.

Großvater war 1930 entkulakisiert worden. Er galt als Kulak. Man jagte ihn aus seinem Haus. Das Haus steht bis heute, ein solides Haus aus rotem Ziegelstein, dort ist bis heute die Schule. Seither sind fast 100 Jahre vergangen, nun, etwas weniger.

„MAN GRÜSSTE UNS NICHT MEHR“
*Interview über den Stammbaum der Schulmeisters, ihr Dorf
Kamenka, die deutsche Sprache und das Deutschtum*

Kulakowa: Waren Sie an diesen Orten? Also später als Erwachsene?

Schulmeister: Nachdem wir nach Stalingrad umgezogen waren, erbat Papa als erstes im Institut ein Auto, um sich nach 24 Jahren Abwesenheit sein Heimatdorf anzusehen. Was für ein trauriger Anblick! Nachdem man die Deutschen weggebracht hatte, lief das Vieh davon, es wurde verrückt vor Durst und Hunger und blieb ungemolken. Man siedelte dort irgendwelche vorübergehend Evakuierten an, Flüchtlinge, die alles verfeuerten, was brannte, um sich zu wärmen. So zeigte sich das Dorf zerstört, ein furchtbarer Anblick. Papa sagte nur: „Schnell, schnell, weg hier.“

Kulakowa: Aber Sie waren gemeinsam dorthin gefahren, nicht wahr?

Schulmeister: Ja. Das ist die Kirche, es war ein katholisches Dorf.

Kulakowa: Dort auf dem Dorf hat es so eine große Kirche gegeben?

Schulmeister: Als die Deutschen nach Russland kamen, gab ihnen Katharina Geld und Glaubensfreiheit. Jeder hatte das Recht, sich zu seinem Glauben zu bekennen. So stammt Mama aus einer lutherischen Familie und Papa aus einer katholischen. Sie bauten sich hölzerne Kirchlein, kleine provisorische Bauten. Und die Dorfältesten beschloßen: „Jede Familie soll sich einen Behälter, eine Dose oder ein Kästchen zulegen, und jeden Groschen, der übrig scheint, kommt da hinein. Und wenn das Dorf genug Geld beisammenhat, dann errichtet es eine echte Kirche.“ Die Katholiken gestalten ihre Kirchen ja pompös aus, bei den Lutheranern ist alles sehr bescheiden. Und genau 100 Jahre nach der Ankunft in Russland, im Jahre 1865, hat dann schon die dritte Generation der Dorfältesten verkündet: „Macht die Kästchen auf, bringt

alle eure Berge an Kupfermünzen her.“ Und es war so viel Geld, dass sie einen italienischen Architekten engagieren und Marmor aus Italien bestellen konnten. Dort haben sie ja diese weißen Marmorfiguren. 1903 wurde die Kirche geweiht. Und Papas jüngster Bruder, Onkel Theobald, war der erste, der in dieser Kirche getauft wurde. Aber es waren ihr nur 14 Jahre Bestehen vergönnt. Die Revolution von 1917 hat als erstes die Kirchen ruiniert. Dabei hatten sie 100 Jahre dafür gespart.

Diese Geschichte kennt niemand. Aber da Papa über 100 Jahre gelebt hat, hat er mir sehr viel erzählt, vor allem in seinen letzten Lebensjahren. Als er jung war, schien er uns gar nicht zu kennen, er hat immer nur gearbeitet. Aber in seinen letzten Jahren hat er mir sehr viel Interessantes erzählt. Einmal sah ich bei einer anderen Familie einen Abrisskalender und auf dem Umschlag war diese Kirche. Und ich las da „Kamenka“. Aber Papa hatte ein Foto, das er geschafft hatte zu machen, als er in sein Dorf gefahren war, um es sich anzusehen. Das bedeutete also, das Dach war demontiert worden. Man hatte sie 1941 sprengen wollen. Als ein „Fritz“, als eine Deutsche. Aber offenbar hat das Dynamit nicht gereicht. Und so steht sie bis heute in diesem Anblick da.

Wissen Sie, wenn ich jünger wäre, könnte ich einen ganzen historischen Reiseführer schreiben, weil ich so viel weiß.

Kulakowa: Sie meinen über Kamenka oder überhaupt über das Gebiet, die Republik der Wolgadeutschen?

Schulmeister: Über alles, was ich im Leben durchgemacht habe. Hier, in diesen drei Bänden, sind alle Deutschen aufgeführt, die angefangen vom 16. Jahrhundert nach Russland gekommen sind und dort etwas Nützliches getan haben. Darunter sind auch Feldherren. Den vierten Band möchte ich Ihnen auch zeigen, da sind alle Namen der alten deutschen Dörfer verzeichnet. Ich zum Beispiel weiß, dass meine Großmutter aus Mühlberg stammt, aber es gibt leider kein Mühlberg mehr auf der Landkarte. Da ist Schtscherbakowka. Ich hätte Mühlberg auf der Karte gesucht. Deshalb wurde dieser Band angelegt, damit Leute, die sich für ihren Stammbaum interessieren, ihr Dorf finden können. Sie wissen vielleicht, dass ihre Vorfahren aus dem Dorf Grimm stammen, denn alle Ortsnamen waren deutsch. Aber jetzt findet sich Grimm nicht auf mehr auf der Karte. Dann nimmt man diesen Band zur Hand und sieht, dass das Grimm von früher jetzt Petrowka heißt, nur als Beispiel.

Kulakowa: Und Kamenka?

Schulmeister: Das ist auch interessant. Wenn in einem Dorf jemand zur Welt kam, der später ein bekannter Mensch wurde, so ist das hier auch vermerkt: Kamenka hieß früher Bähr [*auch Beer geschrieben*] im Gouvernement Kamyschin und so weiter. Gegründet von Aussiedlern aus Mainz und Würzburg. Hier: katholische Gemeinde, eine Kirche, und so weiter und so fort.

Kulakowa: Aber deutsche Katholiken – das ist doch relativ selten? Oder ist das weit verbreitet?

Schulmeister: Nein, Bayern ist zum Beispiel komplett katholisch. Und es gibt sie auch in den anderen Bundesländern, vielleicht auch ein bisschen in Ostpreußen, dort, wo es an Polen grenzt. Denn Polen und Litauen sind doch katholisch.

Kuliokowa: Ja, natürlich.

Schulmeister: Hier steht geschrieben, dass es in Kamenka eine Mittelschule und dies und jenes gab sowie „Geburtsort von Prof. Konstantin Georgijewitsch Schulmeister, 1895-199...“ – er starb dann ‘96, aber das Buch wurde ‘95 herausgegeben. Wie sich zeigt, war mein Papa also im langen Bestehen des Dorfes ein berühmter Mann.

Kulakowa: Und war dieses Kamenka ein großes Dorf?

Schulmeister: Die letzten Daten sind für 1926: Da waren es 2000 Einwohner. Und 3098 im Jahr 1911. Und 1923, nach der Revolution, waren es 2662.

Kulakowa: Verstehe ich richtig, dass es ein deutsches Dorf war? Die Leute dort sprachen hauptsächlich Deutsch?

Schulmeister: Nur Deutsch. Meine Großmutter Jekaterina kam nach Sibirien, wo sie die letzten 40 Jahre ihres Lebens verbrachte. Ein paar Worte Russisch hatte sie wohl gelernt, aber sie sprach wirklich nur Deutsch. [*zeigt einen Stammbaum*] Meine Cousins haben das in Deutschland selbst alles zusammengestellt. Dort sind die Archive ja alle erhalten, in denen steht, wer wegfuhr oder woher er kam. Können Sie sich das vorstellen?

Kulakowa: Ja.

Schulmeister: Der erste, der aus Deutschland wegging, war Johannes Schulmeister. Sehen Sie hier, welches Geburtsjahr er hatte? Das heißt, er ist noch als Junge von dort weggegangen. Er war der erste, der

dann in Russland in Kamenka gestorben ist. Das hier sind übrigens seine Kinder. Und das hier ist mein Zweig.

Kulakowa: Ja, ich verstehe.

Schulmeister: Er hat also geheiratet und das hier sind ihre Kinder. Das hier ist dann schon mein Großvater.

Kulakowa: Ja.

Schulmeister: ... Johann Borg. Oh, nein, Sekunde: Das ist mein Urgroßvater. Er hier hat eine Susanne geheiratet. An ihn konnte sich mein Vater noch sehr gut erinnern und er hat viel über ihn erzählt. Und hier noch ... aus der zweiten Ehe. Dieser Michael hier hat eine Barbara Kinder geheiratet ...

Kulakowa: Ja ...

Schulmeister: An sie hier, wir nannten sie Barber, erinnere ich mich dunkel. Sie bekamen einen Georg, das war dann mein Großvater.

Kulakowa: Ja, verstanden.

Schulmeister: Georg heiratete meine Großmutter, Katherine Beimler, bei der ich jeden Sommer verbrachte. Und ihr ältester Sohn Konstantin ist mein Vater. Das hier sind seine Geschwister. Er hat dann meine Mutter geheiratet, Olga. Und das bin ich mit meiner Schwester. Und das hier ist dann schon mein Sohn.

Kulakowa: Sie haben von klein auf Deutsch gesprochen?

Schulmeister: Seit meiner Kindheit. Die erste Sprache war Deutsch.

Kulakowa: Sie haben also mit Mama und Papa Deutsch gesprochen?

Schulmeister: Ja. Erst so ab etwa fünf Jahren, als wir begannen, allein draußen mit anderen, also russischen, Kindern zu spielen, haben wir angefangen, Russisch zu sprechen. Ganz schnell, in der Kindheit geht das ja im Nu, liefen bei uns beide Sprachen parallel. Aber bis fünf Jahre nur Deutsch, weil wir uns nur in der Familie aufhielten. Aber sobald es engen Kontakt mit Russen gab – beim Spielen, meine Schwester ging dann ein Jahr später schon in die Schule und ich bin noch ein Jahr in den Kindergarten gegangen –, kam das Russische sehr schnell in Gang.

Kulakowa: Und was meinten die Eltern dazu?

Schulmeister: Gar nichts meinten sie, das ist doch natürlich. Wie soll man denn in einem Land leben, wenn man die Landessprache nicht beherrscht?

Kulakowa: So wie ich es verstehe, haben also viele deutsche Kolonistenfamilien bis zur Deportation kein Russisch gesprochen?

Schulmeister: Ja, denn sie hatten keinen Kontakt zu Russen, weil die deutschen Dörfer sehr isoliert blieben. Üblicherweise entstehen Dörfer ja nach und nach. Aber diese deutschen Dörfer entstanden plötzlich, man kam angefahren und gründete sie sogleich ... Sie bekamen ja solche Order: Hier ist euer Land, baut ein Dorf und macht, was ihr für nötig haltet. Deshalb wurden diese Dörfer gleich zur Gänze als deutsche Siedlungen gegründet. Es gab dort keine russische Bevölkerung. Und sie hatten keinen Kontakt zu Russen. Wir hingegen wurden in der Stadt geboren, da Papa schon dort arbeitete. Er hatte die Akademie abgeschlossen und die deutsche Sprache schon völlig vergessen.

Kulakowa: Richtig vergessen oder einfach nur nicht benutzt?

Schulmeister: Er hat sie nicht benutzt, weil er als 17-jähriger Bursche nach Moskau gekommen ist. Er arbeitete und studierte dort und verdiente sich etwas dazu. Dann bekam er einen Ruf an das Institut in Saratow, das auch ein russisches Institut war. Die deutschen Bauern konnten kein Russisch, nicht weil sie oder ihre Eltern das nicht wollten, sondern weil sie keinen Kontakt mit Russen hatten.

Kulakowa: Verständlich.

Schulmeister: Und dann, als sie in der Verbannung in russische und kasachische Dörfer kamen, wurden viele Ehen mit Kasachen geschlossen.

Kulakowa: Aber bei Ihnen zuhause war Deutsch dennoch die Umgangssprache?

Schulmeister: Nein, Russisch.

Kulakowa: Sie sprachen schon Russisch?

Schulmeister: Nur Russisch. Auf Deutsch gab es ab und an ein einzelnes Wort.

Kulakowa: Was mich noch interessiert: Der Vater war Katholik, die Mutter Lutheranerin. Haben Sie kirchlich geheiratet? Wie verlief die Heirat?

Schulmeister: Papa war seit jungen Jahren Atheist, ihm war das völlig egal. Und außerdem stand die Religion in den 1920er Jahren schon so unter staatlichem Druck, dass man ihr keine besondere Bedeutung mehr beimaß. Ein paar alte Omas bewahrten die Religion noch, sie hoben heimlich die Bibel auf, obwohl Bibeln beschlagnahmt und verbrannt

wurden. Die Jüngeren haben das alles leichter hingenommen. Das spielte schon keine Rolle mehr im Leben. Im Gegenteil, es wurde verfolgt. Und warum sollte man sich das Leben verkomplizieren, weil du irgendetwas aufbewahrst? Bei uns gab es selbstverständlich keine Bibeln oder dergleichen im Haus.

Kulakowa: Und Ihre Mama war auch nicht religiös?

Schulmeister: Nein. Sie war zweifellos in ihrer Kindheit und Jugend noch gläubig gewesen. Aber als das Verbot erging und Papa schon eine verantwortliche wissenschaftliche Stellung hatte, gab es nicht einmal Gespräche darüber. Wir haben auch nie eine Bibel im Haus gehabt. Schließlich drohte dafür Gefängnis. Ich habe später noch viele Leute getroffen, die nur für das Aufbewahren einer Bibel zehn Jahre kassiert hatten.

Kulakowa: Ja?

Schulmeister: Warum sollten sich die Leute das Leben schwer machen? Wer gläubig war, bewahrte den Glauben in der Seele, aber behielt das für sich. Denn auf Lenins Geheiß wurden in den Dörfern die Geistlichen, die Popen und Priester, aufgeknüpft. Und Lenin sagte, dass sie eine Woche hängen bleiben sollen, damit die Menschen große Furcht bekommen und sehen, dass man sie bestraft, wenn sie ihren Glauben zeigen. Das sind Fakten. Chruschtschow hat das alles auf dem XX. Parteitag offen gesagt, das ist also schon kein Geheimnis mehr.

Kulakowa: Waren Sie und Ihre Schwester vielleicht insgeheim getauft worden? Hatten vielleicht die Großmütter darauf bestanden?

Schulmeister: Das kann ich nicht sagen. Meine Eltern lebten allein in der Stadt, ohne Großmütter, die lebten anderswo. Deshalb nein, solchen Fanatismus gab es nicht. Jeder konnte in seiner Seele tun, was er wollte. Glauben oder nicht glauben, das wurde auch niemanden aufzuzwingen. Zumindest gab es das in unserer Familie nicht.

Kulakowa: Mich interessiert außerdem, ob Sie sich in der Familie dennoch als Deutsche empfanden oder ob sich die Frage Ihrer nationalen Zugehörigkeit gar nicht erst stellte.

Schulmeister: Nun, wir waren Deutsche. In unseren Ausweisen stand, dass wir Deutsche sind. Wir hätten vielleicht gerne vergessen, dass wir Faschisten, Fritze und wie man uns sonst noch nannte, waren. Aber das ließ man uns sehr lange nicht. Faktisch das ganze Leben lang

nicht. Solche Dinge werden nicht verziehen. Das ist so eine Art Sünde, dass du als Deutscher oder Jude geboren worden bist. Das eine wie das andere gilt als sehr schlecht. Das lässt man dich nicht vergessen, niemals. Irgendjemand trinkt ein Gläschen zu viel und schon nennt man dich Jidde.

Kulakowa: Kommt so etwas auch jetzt vor? Spüren Sie das?

Schulmeister: Jetzt lebe ich dermaßen isoliert und einsam, weit weg von den Stürmen des Lebens und der Politik, dass mich diese Frage schon nicht mehr kümmert.

Kulakowa: Bevor das alles begann, bevor der Vater verhaftet wurde und vor all diesen Verbannungen – haben Sie damals gespürt, dass man zu Ihnen eine besondere Einstellung hat, weil Sie Deutsche sind?

Schulmeister: Nein, vor dem Krieg nicht besonders. Papa wurde ja nicht verhaftet, weil er Deutscher, sondern weil er ein großer Wissenschaftler war. Damals wurden Georgier, Deutsche und Russen verhaftet. Wawilow war korrespondierendes Mitglied aller königlichen Akademien der Welt und Russe – und er wurde umgebracht. Dieser Feldzug hatte also nichts mit den Nationalitäten zu tun. Aber als der Krieg begann, waren wir natürlich die Faschisten. Erst dann, vorher nicht. ... In meiner Klasse waren, ich weiß nicht wie viele, Deutsche, Juden, Tataren und Russen. Wen auch immer es da gab, es wäre niemanden in den Sinn gekommen, deshalb jemanden zu kränken oder irgendwie zu beleidigen. Doch als der Krieg begann, hörte man sofort auf, uns in unserem eigenen Haus, wo wir wohnten, zu grüßen. Das war ein Haus für Wissenschaftler in Saratow. Man hatte dort 1935 im Stadtzentrum eigens ein Haus für sie gebaut. Sie alle arbeiteten, viele sogar in ein und demselben Institut. Schon am nächsten Tag grüßte man uns nicht mehr.

Kulakowa: Also am Tag nach Kriegsbeginn ...

Schulmeister: Ja. Umgehend grüßte man uns nicht mehr.

Kulakowa: Kam das für Sie unerwartet?

Schulmeister: Wenn die Welt untergeht, wenn dir geradezu eine Granitplatte auf den Kopf fällt, dann analysierst du deine Gefühle schon nicht mehr. Jetzt, 100 Jahre später, kann man darüber spekulieren, was man da erlebt oder gefühlt hat. Das einzige Gefühl war ... dass die Welt untergeht, fertig. Das ist nicht die rechte Zeit, um seine Gefühle zu analysieren.

Kulakowa: Ich verstehe.

Schulmeister: Das ist sicher schwer für Sie zu verstehen.

Kulakowa: Mir scheint jedenfalls, dass ich das verstehe. Aber wenn ich diese Fragen, was Sie gefühlt haben, stelle, ist das natürlich eher eine Frage darüber, wie Sie das heute sehen.

Schulmeister: Es war einfach keine Zeit dazu, sich über seine Gefühle klar zu werden. Man musste darüber nachdenken, wo man ein Stück Brot herbekommt, um nicht an Hunger zu krepieren und wo man eine Möglichkeit bekommen kann, etwas zu beziehen. Von welchen Gefühlsanalysen kann da die Rede sein?

Kulakowa: Und die Festnahme des Vaters? Wurde die in der Familie erwartet oder kam das ...

Schulmeister: Sicher, sogar wir Kinder rechneten damit, weil überall im Haus schon sehr viele verhaftet worden waren, weil es eben ein Haus für Wissenschaftler war. Leute unterhalb des Professorenranges wohnten da nicht. Bei beinahe allen unserer Freundinnen waren die Väter schon verhaftet worden. Papa wurde sehr spät verhaftet, erst Mitte 1938, als dort schon diese Prozesse mit all diesen alten Bolschewiken liefen.

WIE PAPA WISSENSCHAFTLER WURDE

Mein Vater wurde im Dorf Kamenka geboren, von dort waren es vier Kilometer bis zur Wolga. Bis zum Alter von sieben Jahren lebte er in der Familie, er hatte acht Geschwister, so wie das früher bei Bauernfamilien üblich war. Und nicht nur in Bauernfamilien war es üblich, so viele Kinder zu bekommen wie Gott gibt, so sagte man das damals. Er war der Älteste. Und was interessant ist: Alle seine Geschwister sind intensiv brünett, sehr lockig, haben dunkle Augen, leuchtend weiße Zähne – die reinsten Zigeuner. Mein Vater hingegen als erstes Kind meiner Großmutter hatte ein Köpfchen, wie als hätte er einem Strohhut auf und blaue Augen. So einer war er. Wie nennt man das, wenn ein helles Kind zwischen lauter dunklen geboren wird? Albino, ja, genau. Aber das war eigentlich kein Zufall. Der Großvater war ein brünetter, dunkler Typ. Denn er stammte ja aus dem Süden Deutschlands, da ist es nicht weit nach Spanien und Italien, deshalb war vielleicht ein Vorfahre von ihm ein sehr brünetter, lockiger Typ. Doch die Urgroßmutter Barbara Kiesner, die der Urgroßvater geheiratet hatte, war eine blauäugige Blondine. Und von ihren acht Kindern war nur Papa blond und blauäugig und mit einer sehr dünnen, zarten Haut. Die anderen waren dagegen die reinsten Rabenkinder.

Es war ja so, dass die Deutschen sehr kompakt siedelten. Bei ihrer Ankunft aus Deutschland wurden ihre Siedlungen als rein deutsche Dörfer angelegt, eine russische Bevölkerung gab es in diesen Ortschaften nicht. Zunächst gewöhnten sie sich an das Leben, das Klima und den Boden. Die Kontakte begannen erst später, mit der dritten Generation, als dann der Handel begann, weil es schon eine Produktion gab, die irgendwohin verkauft werden musste. Deshalb hat mein Großvater die Handelsschule in Saratow abgeschlossen, um im Leben besser aufgestellt

zu sein. Aber die Bevölkerung dieser deutschen Dörfer, besonders die alten Leute, hat bis zu ihr Lebtag Ende kein Russisch gelernt. Mein Großvater hat jedoch im Jahr 1902, als mein Vater sieben Jahre alt war, verstanden, dass man für eine vollständige Integration ins Leben der neuen Heimat den Kindern selbstverständlich die russische Sprache beibringen und ihnen eine russische Ausbildung geben muss. Das war eine echte Seltenheit bei diesen Bauernfamilien. Der Großvater war offenbar ein sehr fähiger Mensch. Obwohl er keine besondere Ausbildung außer dieser Handelsschule genossen hatte, verstand er, dass er im Rahmen seiner Möglichkeiten seinen Kindern Bildung verschaffen muss.

So setzte er diesen siebenjährigen kleinen Jungen – Vater war als Kind sehr klein und etwas schwächling – in seine Kutsche und brachte ihn in die nächste Kreisstadt, nach Kamyschin. Dort gab es eine Realschule. Bis zur Revolution gab es bei uns Realschulen und Gymnasien. Beides waren Lehranstalten von höchstem Niveau. Junge Leute, die ein Gymnasium oder eine Realschule abgeschlossen hatten, verfügten über eine Bildung, die unseren Mittelschulen vergleichbar war. Dabei hatten sie schon das Recht, selbst als Lehrer an Schulen zu arbeiten: Es gab ja zweijährige kirchliche Gemeindeschulen, die den Kindern Lesen und Schreiben beibrachten, vorrangig, damit sie das Evangelium und die Psalmen lesen konnten. Danach gab es vierjährige Schulen, das waren die Grundschulen in den Dörfern. In deutschen Dörfern waren dies deutsche Schulen, in russischen Dörfern russische Schulen. Zumeist ließen es die Bauern bei ihren Kindern mit der kirchlichen Gemeindeschule oder der Grundschule bewenden. Aber der Großvater hatte sich vorgenommen, seinen Kindern bessere Bildung zu geben. So hat er Papa nach Kamyschin in die Realschule gebracht – ein wunderbares Gebäude: Nach Vaters Tod sind meine Schwester und ich dorthin gefahren, um zu sehen, wo er die ersten zehn Jahre seines selbstständigen Lebens verbracht hat. Ein großartiges Gebäude: hohe Geschosse, riesige Räume, die Klassenzimmer und mehrere Säle – eine Aula und eine Turnhalle. Die Ausstattung war hervorragend. Damals in der Sowjetzeit war dort auch eine Schule.

So wurde dieser Junge, der kein Wort Russisch sprach, vom Großvater in einer russischen Familie untergebracht, das nannte man Einquartierung. Dafür, dass er dort leben durfte, musste er als Gegenleistung der

Hausherrin helfen. Er musste drei Mal am Tag den Samowar anheizen und er musste die Wiege wiegen, wenn das Baby in dieser Wiege weinte. Und Neugeborene gab es dort in schöner Regelmäßigkeit, deshalb war die Arbeit immer die gleiche: Kinder wiegen und den Samowar heizen. Der eigentliche Zweck dabei war jedoch, dass er in einer russischen Familie lebte und schnellstmöglich Russisch lernte, denn in der Schule lief der Unterricht selbstverständlich auf Russisch. Ich habe noch nicht gesagt, welchen Unterschied es zwischen Gymnasien und Realschulen gab: Das Gymnasium setzte den Schwerpunkt bei den humanitären Disziplinen, die Realschule bei den exakten Wissenschaften. Wenn man an der Universität beispielsweise in die Geschichtsfakultät oder eine andere vorrangig geisteswissenschaftliche Fakultät eintreten wollte, so musste man ein Gymnasialdiplom vorlegen. Wollte man hingegen an eine physikalische oder mathematische Fakultät oder dergleichen, so musste man eine Realschule abgeschlossen haben. Wenn man eine Realschule absolviert hatte, aber beschloss, an die medizinische Fakultät zu gehen, so musste man das Examen der Gymnasialausbildung absolvieren, wobei der Unterschied nur darin lag, dass es dabei Latein gab. An den Gymnasien wurden sogar alte, tote Sprachen unterrichtet, während man an den Realschulen den Schwerpunkt bei Physik und Mathematik setzte.

Der Großvater hatte also beschlossen, ihn an eine Realschule zu geben, wohl weil er annahm, dass für Männer als Fachrichtung die exakten Wissenschaften verlässlicher sind.

Zum Ende des ersten Schuljahrs sprach Vater schon absolut sauberes, akzentfreies Russisch. Den Sommer über holte ihn der Großvater aufs Dorf, wo er dann auf dem Hof mithalf, Kälber hütete und sich um allerlei Kleinvieh kümmerte. Für die Kinder gab es keinen Müßiggang und kein Herumtoben. Jedes Kind hatte von klein auf gewisse feste Verpflichtungen. Das bedeutete nicht, dass man sie zur Erfüllung irgendwelcher ungeeigneter Pflichten und Arbeiten gezwungen hätte. Wenn zum Beispiel ein Kind drei Jahre alt war, gab man ihm zum Spiel ein kleines Körbchen in die Hand und da alle sehr große Gärten hatten, sagte man dann: „Hier in dieses Körbchen sammelst du jetzt alle Äpfel, die dort unterm Baum im Gras liegen und bringst sie der Großmutter.“ Das Kind spürte bei dieser Arbeit schon eine gewisse Verantwortung. Und so wie das Kind heranwuchs, wurden auch die Aufgaben komplexer und

der Mensch wurde mit dem Gefühl groß, dass er seinen Beitrag zum Wohle der ganzen Familie leisten muss. Alle waren immer beschäftigt. Und alle hatten ihre häuslichen Pflichten.

Schon von der zweiten Klasse an war Vater der Klassenbeste. Und als er die dritte Klasse abschloss, erstellte man damals eine sogenannte Rangtabelle, wie es Verwaltungsleute lieben: Erster Schüler, Zweiter Schüler und so weiter. Er war dann ununterbrochen erster Schüler, also Jahrgangsbester, denn er hatte offenbar eines begriffen: Dorfkinder wurden auf gewisse Arbeiten und das Bibellesen vorbereitet, aber für die Seele, den Kopf und das Hirn braucht es etwas anderes. Er hatte verstanden, dass es mehr gibt als nur die Arbeiten auf dem Hof, nämlich Bücher und Wissen – und war da schon der reinste Fanatiker.

Aber als er die dritte Klasse abgeschlossen hatte, kam der Großvater angefahren und sagte ihm: „Schluss, pack deine Sachen, du kannst jetzt russisch schreiben und lesen und auch rechnen. Das ist genug, damit du mir jetzt im Geschäft helfen kannst.“ Der Großvater hatte nämlich beschlossen, dass so fähige und kräftige Bauern wie er sich noch mit etwas Zusätzlichem beschäftigen können. Der eine hat, sagen wir mal, das Schusterhandwerk erlernt. Denn an langen Winterabenden, wenn die Arbeit in der Landwirtschaft etwas zur Ruhe kommt, durfte man ja unmöglich tatenlos herumsitzen. Ein anderer hatte sich beigebracht zu schlossern. Und der Großvater hatte beschlossen, einen kleinen Laden für landwirtschaftlichen Bedarf zu eröffnen. Also für alles, was auf dem Dorf gebraucht wurde. Angefangen bei Zaumzeug über Pflüge bis zu allerlei Geschirr und Gefäßen. Und dafür brauchte er jemanden, der russisch schreiben und lesen und auch rechnen kann. Und so eröffnete er dem zehnjährigen Kind, dass dessen Ausbildung beendet ist: „Fahren wir, wir werden jetzt zusammen arbeiten und einen Laden aufmachen.“ Ganz unmännlich brach das zehnjährige Männchen daraufhin in Tränen aus. Er heulte bittere Tränen und begann den Großvater anzuflehnen: „Nein, ich will in die Schule gehen, ich will weiter lernen. Ich will bis zum Ende lernen, es ist alles so interessant!“ Aber der Großvater blieb hart und unbeugsam: „Genug, ich gehe deine Papiere holen.“ Und ging zum Rektor der Lehranstalt.

Ein kleiner Exkurs: Fast schon ein Jahrhundert später, als mein Sohn die Schule in Wolgograd abschloss, kam ich mit seiner Literaturlehrerin

Tatjana Borisowna Michejewa ins Gespräch. Wie sich herausstellte, war ihr Großvater zu diesem Zeitpunkt der Rektor dieser Realschule gewesen. Und Papa hatte ein großes Foto in einem schönen altmodischen Rahmen, das in seinem Arbeitszimmer hing, auf dem alle Lehrer zu sehen waren. Und in der Mitte stand ordensgeschmückt der bärtige Rektor der Lehranstalt – das war der Großvater von Borjas Lehrerin. So ein erstaunlicher Zufall. Sie selbst war noch jung, etwa meines Alters. Also drei Generationen ...

Großvater ging also die Papiere holen, doch der Rektor sagte: „Aber Werter Herr (oder wie man sich damals angeredet hat, ich weiß es nicht), er ist doch unser ganzer Stolz! Als dieser Junge hier ankam, sprach er nicht ein Wort Russisch, jetzt schauen Sie doch, wie er liest! Wie belesen er ist, er verschluckt die Bücher geradezu. Wir sind so stolz auf ihn! Wenn er hier seinen Abschluss machen kann, dann wird er garantiert der Erste Schüler sein. Nein, keinesfalls!“ Und der Großvater: „Es muss sein, ich kann nicht mehr bezahlen.“ Denn dort musste man jedes Jahr Schulgeld zahlen. Dabei hat er natürlich geflunkert, denn das Schulgeld war gar nicht so hoch. Worauf der Rektor sagte: „Ach so, wenn es ums Geld geht, warten Sie bis morgen. Kommen Sie morgen wieder.“ Der Großvater nahm also diesen in Tränen aufgelösten Jungen an die Hand und kam am nächsten Tag wieder, worauf der Rektor sagt: „Da es eine Geldfrage ist, bin ich gestern zum Semstwo gefahren (damals gab es die Semstwo-Verwaltung, ein Organ, das für Bildung und Gesundheitswesen zuständig war, so wie unsere Stadtverwaltungen) und das Semstwo hat ihren Sohn bis zur Beendigung der Realschule unter volle staatliche Versorgung gestellt. Es wird also für ihn die Schule bezahlt und außerdem bekommt er Vollpension.“ Das hat den Großvater natürlich angespornt, denn sonst hätte er für die Unterbringung zahlen müssen, für den Tee und die Suppe und was ein Kind da so bekam. Aber nun hatte es Vollpension. Der Großvater konnte sich nun nicht mehr herausreden – und so blieb Papa dort und schloss die Realschule als Jahrgangsbester ab.

Der Großvater atmete erleichtert auf, denn er dachte, dass jetzt sein Ältester endlich bei ihm arbeiten wird. Aber Papa erklärte ihm, inzwischen war er ja schon ein selbstbewusster 17-jähriger: „Nein, Vater, ich fahre jetzt nach Moskau zum Studieren.“ Das war ein Schlag für den

Großvater und das erste, was er sagte, war: „Ich werde nicht für dich bezahlen!“. Papa antwortete: „Das braucht es auch nicht, ich werde es mir selbst verdienen.“ Er blieb dann für ein Jahr in Kamenka und arbeitete als Lehrer in der vierjährigen Volksschule und verdiente recht viel, denn Lehrer bekamen ein sehr gutes, sozusagen vollwertiges Gehalt von meiner Meinung nach 25 Goldrubel im Monat, wenn ich jetzt nicht irre. Und dann fuhr er nach Moskau, an die Akademie in Petrowsko-Rasumowskoje, schrieb sich ein, bezahlte für das erste Studienjahr und hatte immer noch Geld übrig für Essen und für Lehrbücher, von denen man gleich zu Anfang viele kaufen musste, sowie für Schreibwaren. Bei uns gab es dann noch lange ein Foto seines Zimmers im Studentenwohnheim. Dort hatte jeder Student ein eigenes Zimmer, es war nicht so, dass mehrere Leute sich ein Wohnzimmer teilen mussten. Aber als Papa verhaftet wurde, wurde alles, was in seinem Schreibtisch war, beschlagnahmt und dieses Foto gehörte dazu. Es hatte auch viele Fotos von ihm mit Wawilow gegeben.

Wawilow unterrichtete bei ihnen bereits im ersten Studienjahr. Er war noch ganz jung, nur fünf Jahre älter als Papa. Er hatte eben erst seinen Abschluss gemacht, aber da er ebenfalls fantastisch begabt war, hat ihn die Akademie gleich als Lehrkraft behalten. Wie er diesen strohblonden Studenten bemerkte, der so ungewöhnlich beflissen war, schlug er ihm vor, am Lehrstuhl zu arbeiten. Deshalb nahm er ihn jedes Jahr im Sommer auf Expeditionen durch das ganze Land mit. Es gab wohl kein Land, wo Wawilow nicht gewesen wäre. Er suchte ja nach den Vorfahren unserer heutigen Pflanzen. Und er fand sie. Es gibt ein Pflanzenzucht-Institut am Isaak-Platz *[in St. Petersburg]*, wo ich zwei Mal mit deutschen Führungen war, ich habe mich da hineingekämpft. Faszinierend! Es gibt da eine Pflanzenbank und eine Saatgutbank.

All die Jahre ging Papa mit Wawilow im Sommer auf Expedition, so verdiente er sich Geld für das nächste Jahr – alles in allem waren das sehr glückliche Jahre. Zum einen das Studium, zum anderen das Eintauchen in die Kultur. Denn früher war es an den hauptstädtischen Hochschulen üblich, dass die Universität oder Akademie für ihre Studenten das ganze Studienjahr über die billigsten Karten für die obersten Ränge im Bolschoi-Theater, im Maly-Theater und im Konservatorium erwarb. So hat Papa auch Schaljapin und Sobinow im Bolschoi gehört und im

Konservatorium alle unseren großen Musiker, denn das war ja noch vor der Revolution. Papa hat 1918 seinen Abschluss gemacht, wobei die Revolution 1917 geschah. Man hat sich damals darum gekümmert, dass die Studenten die Jahre des Hauptstadtlebens nutzen, um ihren kulturellen Horizont zu erweitern. Denn sie kamen ja größtenteils aus der Provinz, deshalb waren das für sie die allerbesten Lebensjahre. Zum einen machte Papa schon wissenschaftliche Arbeit und zum anderen gab es Besuche von allerlei Ausstellungen. Zudem gab es häufig Treffen mit Mäzenen. Denn Sawwa Morosow und Tretjakow, der die Tretjakow-Galerie begründete und deren erste Partie Bilder erworben hatte, trafen sich mit Studenten und dem Volk, sozusagen, um sie zur Teilhabe zu motivieren. Einerseits waren das Stiftungen, aber es ging auch ums Animieren und Einladen, damit die Leute eben diese „Tretjakowka“ auch besuchten. Das war ja alles unbekanntes, neues Terrain. Man ging auch ins Theater. Sie sahen die bekanntesten unserer damaligen Schauspieler, etwa Knipper-Tschechowa. Übrigens, im Diplom meiner Schwester, die ja das Theaterinstitut GITIS absolviert hat, hat 1945 als Vorsitzende der Prüfungskommission die schon sehr alte Knipper-Tschechowa unterschrieben. Sie war die Ehefrau von Tschechow. Sie hat sehr lange gelebt, wobei Papa sie noch im Maly-Theater als junge, aufblühende Schauspielerin gesehen hatte. Das waren also wirklich wundervolle Jahre für ihn.

Als Wawilow dann sah, dass dieser übernatürlich befähigte, energische Student sein Studium abschließt, beschloss er für ihn eine Versuchsstation zu gründen. Was stellte so eine Versuchsstation dar? Sie war eine Filiale des Pflanzenzucht-Instituts hier am Isaak-Platz. Es benötigte in allen Regionen unseres riesigen Landes solche Filialen, in denen junge Forschungsenthusiasten arbeiten und Daten sammeln sollten. Sie beschäftigten sich ja mit Genetik, sie züchteten neue Pflanzensorten, die größere Ernten einbringen und widerstandsfähig gegen klimatische und andere schwere Bedingungen sein sollten. Dafür brauchte es junge Leute, die ohne Rücksicht auf die Tageszeit und den Wochentag bereit waren zu arbeiten. So wurden in den verschiedensten Regionen solche Versuchsstationen begründet. Wie ich Ihnen schon erzählt habe, herrscht bei uns an der Wolga ein sehr harsches Klima. Daher kommt auch die Floskel vom „hungernden Wolgaland“. Das war ein durchaus angebrachter Ausdruck. Denn Hungerjahre kamen regelmäßig alle paar

Jahre wieder und dann starben die Leute zu tausenden. Im Jahr 1922 starben dort Millionen. Und dann wieder 1933, erneut eine Hungersnot. Deshalb war das für Wawilow wirklich sehr wichtig. Und deshalb suchte er alte Pflanzenkulturen, vor allem in Südamerika hat er viele davon entdeckt, aber auch in Tibet. Dort waren sie ursprünglich, so wie die Natur sie geschaffen hatte. Sie waren da von niemanden gesät und angebaut worden, sondern waren dort von allein gewachsen. Sie galt es zu holen, ihre genetischen Besonderheiten abzuklären, herauszufinden, was in ihnen steckt, diese Fähigkeiten herauszuholen und sie für die heutige Zeit anzupassen. Das ist eine äußerst interessante, aufwändige und auf Jahre angelegte Arbeit. Deshalb hat Wawilow den Vater und noch einige junge Mitarbeiter in die Steppe gebracht, etwa 15 Kilometer von Kamyschin entfernt. Sie waren noch Studenten im letzten Studienjahr, aber sie hatten zugestimmt, dort zu arbeiten und nur zum Ablegen ihrer Examina nach Moskau zu fahren.

Rundum nichts als Steppe: Federgras, Hitze und Sand. Man begann, ein Häuschen für den Direktor zu bauen. Das war 1918. Danach pflanzten sie Bäume und fanden unterirdische Quellen. Der Auftakt war ziemlich ungestüm. Wenn es unterirdische Quellen gibt, heißt das, es gibt auch Wasser. Es wurde ein wirklich riesiger Teich ausgehoben. Es gibt ein Kinderfoto von uns, auf dem ich und die Schwester am Ufer dieses Teichs sitzen. Zum Schutz der Ufer, damit der Teich nicht wieder durch Sand und Erde verschüttet wird, setzte man Bäume. Sie stehen noch heute dort. Die Ufer waren befestigt. Kurzum, alles war vorbereitet, man musste nur an das Wasser kommen. Sie steckten die Felder ab und begannen mit der Arbeit. Die Ergebnisse waren offenbar beeindruckend, denn Wawilow kam oft angereist, um die Arbeit zu begutachten. Er hatte schon seine Basis hier in Leningrad. Auch Papa fuhr oft dorthin auf Dienstreise, um Bericht zu erstatten. Und dort hat er von 1918, wie hier geschrieben steht, bis 1930 gearbeitet, also zwölf Jahre. Es war sogar etwa länger, fast 13 Jahre. Er hatte schon ein paar Dutzend Arbeiten veröffentlicht, hier ist eine Liste dieser Veröffentlichungen, da kann man die Erscheinungsjahre sehen. 1930 war Papa 35 Jahre alt und schon zum Mitglied des WAK, des Allunions-Attestationskomitees für Biologie an der Akademie der Wissenschaften in Moskau gewählt worden. In der Akademie der Wissenschaften gibt es Sektionen, für Medizin,

Mathematik, Biologie usw. Das war eine enorme Ehre, dorthin wurden nur solche Leute berufen, deren Kompetenz unbestritten war. Im gleichen Jahr bekam er den Professoren-Titel und wurde auf den Posten des Wissenschaftlichen Prorektors und Leiters des Lehrstuhls für Pflanzenzucht am Landwirtschaftlichen Institut in Saratow berufen.

KINDHEITSGLÜCK UND ERSTES UNHEIL

Damals, im Jahre 1930, war ich fünf Jahre alt und wir zogen nach Saratow. Von da an waren wir Bürger Saratows.

Ich war vier Jahre alt, als man das letzte Mal Ostern frei feiern durfte. Das war 1929. Im Hause hat alles gegläntzt nach dem Reinemachen, der bezaubernde Duft der Osterkuchen, der Kulitschi, war sogar draußen zu riechen. Kinder rannten aufgeregt mit den Geschenken, die ihnen der Osterhase gebracht hatte, hin und her. Denn am Vorabend stellten wir an geheimen Ecken unsere Mützchen auf, denn just in diese legte der Osterhase seine Geschenke. Und dann versteckte er die Mützchen unbedingt auf einer anderen Stelle.

Der ganze Spaß bestand darin, dass man am Ostermorgen in aller Frühe im ganzen Hause sein Mützchen, das Osternest, suchte – vom Keller bis hinauf zum Dachboden. Und man hörte Freudenschreie, wenn das Geschenk gefunden war. Alle Frauen der Familie hatten speziell für das Osterfest angefertigte schneeweiße Schürzen mit Spitzen an. So ging man auch in die Kirche zur Morgenmesse.

Die Kinder freuten sich, sie ahnten kein Unheil. Doch die Erwachsenen waren angespannt, ihre Gesichtszüge erstarrten oft, versunken in sorgenvollen Gedanken. Die Verhaftung der Pastoren liefen schon auf Hochtouren. Ostern 1930 war dann schon eher Trauertag als Fest: die Kirchen waren geschlossen, die Pastoren inhaftiert, die Familien sorgten sich angesichts ihres unglücklichen Schicksals. Nichtsdestoweniger hatte Oma die Spitzenschürze an, sie zog die Vorhänge an den Fenstern dicht zusammen, setzte sich in ihren großen Ledersessel, legte ihre Füße auf einen Schemel und las uns lange mit leiser Stimme aus der Bibel vor.

Damit brechen meine Kindheitserinnerungen an das Osterfeiern ab — denn danach gab es sie einfach nicht mehr.

Onkel Friedrich hatte hier in Leningrad als Pastor gearbeitet. 1930 wurde er verhaftet, aber nicht gleich erschossen, obwohl das mit vielen Pastoren so geschah. Er war lange im Gefängnis und wurde dann freigelassen mit der Auflage, „am 100. Kilometer“ zu leben. Kennen Sie diese Formulierung? Für diejenigen, die verhaftet, aber nicht gleich erschossen oder an die Kolyma geschickt wurden, die man aber nicht mehr nach Leningrad oder Moskau lassen wollte, ersann man den „100. Kilometer“. Das heißt, seine Familie lebte von 1930 bis 1941 in Leningrad. Er hingegen lebte in Wischera. Das war der erste Ort hinter dem 100. Kilometer. Die Familie war also hier, Tante Klara arbeitete nicht, denn sie war kränklich und die Mädchen gingen noch in die Schule.

1941 wurden dann alle erschossen, die am 100. Kilometer lebten. Er wurde am 6. Juli 1941 erschossen, nachdem der Krieg begonnen hatte. Einige Zeit später, am 6. September 1941 wurde auch Tante Klara, Friedrichs Ehefrau, verhaftet. Man erschoss sie schon am 26. September in Lewaschewo, am Ort der Massenhinrichtungen während des „Roten Terrors“. Das steht in den Dokumenten, die ich bekommen habe. Zuerst kamen auf die Anfragen Dokumente, dass sie an Lungenentzündung und an Herzschwäche gestorben sind. Aber dann kamen letztlich doch die Opferlisten ans Tageslicht. Ich bin die Einzige aus unserer großen Familie, die noch lebt. Deshalb ist mir klar geworden, dass ich die Wahrheit über unsere Familie erzählen muss.

Ihre vier Töchter wurden alle an verschiedene Orte in Sibirien gebracht und sie sind alle umgekommen. Isolde war 17, als der Krieg ausbrach. Die ganze Familie wurde vernichtet. Ihre Tochter Helga Wacker hatte 1940 die Leningrader Universität abgeschlossen. Sie hatte Physik und Astronomie studiert. Die Professoren waren beeindruckt, wie fähig und talentiert diese Studentin war. Sie wurde als Pastorentochter ebenfalls festgenommen und nach Nowosibirsk verschickt. Dort verbrachte sie einige Jahre im Gefängnis. Dann wurde ihr der Prozess gemacht und sie zum Tod durch Erschießen verurteilt. Aber in der Zeit ihrer Gefängnisodyssee voller Kälte, Hunger

und Angst erkrankte sie an einer sich schnell entwickelnden Tuberkulose. Das Urteil wurde ihr noch verkündet, aber sie starb im Gefängnis-Krankenhaus, bevor es vollstreckt werden konnte. Meine Großmutter Dorothea Wacker war noch am Leben und musste das tragische Schicksal ihres geliebten Sohnes und seiner Familie miterleben. Ich habe Unterlagen bekommen und es wurde auch ein offizielles Opferverzeichnis herausgegeben. Ich habe es Verwandten übergeben, sie haben sich auch dafür interessiert. Darin steht ganz offiziell, wann und wo sie erschossen wurden.

Den Vater sahen wir kaum, so viel arbeitete er. Wenn wir morgens aufstanden, um in die Schule zu gehen, war er schon nicht mehr da und als wir uns abends schlafen legten, war er noch nicht da – das war sein Arbeitsstil. Bei Wawilow war es genauso: Ich habe die Memoiren seiner Frau gelesen und die Memoiren seines in Moskau lebenden Sohnes habe ich selbst mit dessen persönlicher Widmung „von Jura“. So leben damals alle Wissenschaftler, sie sahen ihre Kinder nur schlafend. Aber niemand stöhnte und jammerte, auch die Ehefrauen nicht, denn das war das Schicksal solcher Wissenschaftsfanatiker.

Meine ein paar Jahre ältere Schwester und ich wuchsen in einer Familie auf, in der die Frage „Wie weiter nach dem Schulabschluss?“ gar nicht erst gestellt wurde. Es war klar, dass man Bildung braucht, denn damit war unser Lebensmodell verbunden: Bei uns wurde die deutsche Kultur hochgeschätzt. Wir hatten eine großartige deutsche Bibliothek zuhause. Denn mein Vater war während der Bürgerkriegsjahre oft auf Dienstreise in Petersburg gewesen. Als 1919 in Petrograd Hunger ausbrach, verkauften die Leute dort alles, was verzichtbar war und so konnte man dort alle beliebigen Bücher kaufen, auch wundervolle Ausgaben Leipziger Verlage, deren Bücher in Europa zu den besten und angesehensten gezählt wurden. Mein Vater sammelte die ganze deutsche Klassik in gotischer Schrift an – und wir haben als Kinder die ganze deutsche Literatur gelesen, was uns später half, unser Deutsch zu bewahren, als die deutsche Sprache im Alltag strikt verboten war. Deshalb gab es keine Diskussionen über die Frage des Sinns einer weiterführenden Ausbildung. Es verstand sich von selbst, dass jeder Angehörige und jedes Kind unseres Gesellschaftskreises eine Berufsausbildung machen und entsprechend arbeiten sollte.

1937 wussten wir Kinder schon über alles Bescheid. Denn wir wuchsen in einer entsprechenden Umgebung auf, wir lebten in einem Haus, das „Haus der Wissenschaftler“ genannt wurde. Es war in der Stadtmitte Saratows mit dem eigenen Geld der Wissenschaftler errichtet worden. Es war das erste vierstöckige Haus in Saratow, das ansonsten weitgehend eine zweistöckige Kaufmannsstadt war. Es war das erste Haus mit modernem Komfort, mit Zentralheizung, Kanalisation und Wasserleitungen. Darin lebten nur Professoren oder allenfalls Dozenten. Und deshalb: „Heute Nacht hat man diesen und jenen abgeholt ...“. Die Väter aller unserer Freundinnen waren schon verhaftet. Ich war zwar erst zwölf Jahre alt, aber ich verstand schon alles.

PAPAS SCHICKSALSWEG AN DIE KOLYMA

Faktisch alle Biologen wurden 1937 verhaftet. Auch Wawilow begann man schon 1937 zu denunzieren. Doch Stalin entschied sich 1937 noch nicht, ihn zu verhaften. Wawilow war damals aktives Mitglied aller Akademien der führenden Länder, der Englischen Königlichen Akademie und aller anderen. Deshalb nahm er an allen internationalen Symposien und Konferenzen zur Genetik teil. Ob Stalin nun zurückschreckte oder nicht, in jedem Fall beschloss er abzuwarten. Doch da erschien schon Lyssenko am Horizont: ein unbegabter Einfaltspinsel, der an Wawilows Stuhl sägte und sein ganzes Institut untergrub.

Es begann das Jahr 1938 und wir dachten schon, dass es an uns vorübergeht. Ist es aber nicht. Am 22. Juli um 4 Uhr morgens, es war schon hell, bin ich plötzlich aufgewacht: Papa trat still an unser Bett – denn wir lebten auf der Datscha, wo es ein bisschen eng zuging – und sagte leise zu Mama: „Olja, steh auf, sie sind mich holen gekommen.“ Ich fuhr hoch und erwachte. Es vergingen zehn Monate und wir erfuhren nichts ... Das war das Schlimmste, denn man verhaftete hohe Parteifunktionäre, auch Schriftsteller und Journalisten und nicht nur Professoren und Gelehrte, auch sehr viele Parteimitglieder – gerade jene, die die Revolution gemacht hatten. Zu diesem Zeitpunkt waren sie schon alle erschossen, diese junge Garde, die die Revolution getragen hatte. Sie waren alle 1936 abgeurteilt worden, es gab Schauprozesse, die Zeitungen waren voll davon, über alle Prozesse wurde berichtet, so waren damals die Zeitungen. Natürlich alle Armeeführer, Tuchatschewski, Uborewitsch und alle anderen.

Sie hatten Papa abgeholt und wir rechneten damit, dass sie auch Mama holen. Üblicherweise wurden der Mann fortgebracht und dann kamen sie nach kurzer Zeit auch die Ehefrau holen. Und ich hatte

schreckliche, panische Angst vor dem Kinderheim. Wir wussten schon, dass Kinderheime für Kinder von Volksfeinden kleine Gefängnisse sind. Schon ein gewöhnliches Kinderheim war ein trauriges Schicksal für ein Kind, es bedeutete unglückliches Waisentum. Doch die Heime für Kinder von Volksfeinden waren schrecklich. Ich war zwölf, vom Alter her wäre ich noch ins Kinderheim gekommen. Die Schwester war 15, sie hätte diesem Schicksal entgehen können, wenn ein Onkel oder eine Tante sie zu sich genommen hätte.

Wir sind selbstverständlich noch am gleichen Tag von der Datscha in die Stadt gefahren – und Mama ging nicht mehr zu Bett. Ich weiß gar nicht, wie viele Monate so vergingen. Sie zog sich nicht mehr aus, sie blieb angezogen, immer bereit, immer ein Bündel griffbereit, das alle bereit hatten, die mit ihrer Verhaftung rechneten: ein Bündel mit einem Satz Unterwäsche, einem Stück Seife und einer Zahnbürste. Durch die Nervenbelastung wurde sie zu einem schwerkranken Menschen. Und ich bekam die Bürde meines Lebens: Schlaflosigkeit – wegen jedem Rascheln und jedem Klopfen in der Nacht. In der Kindheit und in den Jugendjahren und dann wieder im Alter gab es ein paar Perioden, in denen ich gut einschlafen konnte, aber im Prinzip ist das damals programmiert worden.

Es vergingen zehn Monate und keinerlei Nachricht, nichts. Mama ging und stellte sich schon abends bei der Staatsanwaltschaft an. Abends kamen die Frauen und nahmen im Dunkeln draußen ihren Platz in der Schlange ein. Wenn dann geöffnet wurde, gab es in dieser Behörde ein Fensterchen für jeden Buchstaben. Und wieder, nein, keine Informationen, ob er noch lebt oder nicht und ob man ihm etwas übergeben kann. Jede Frau nahm irgendetwas mit, wenigstens eine Kleinigkeit, falls es erlaubt sein sollte. Mama ging etwa bis März dorthin. Sie hat mich nicht mitgenommen. Es war so schrecklich ... Oft wurden Frauen direkt aus dieser Warteschlange heraus festgenommen und abgeführt. Und wir kauerten verkrümmt zuhause und warteten auf Mama: Nein, keine Nachrichten, nichts. Solange die Ermittlungen liefen, gaben sie keinerlei Informationen heraus. Und da gefoltert wurde, konnte natürlich auch von Besuchen keine Rede sein.

Und dann eines Tages – genau erinnere ich es nicht, ich war wohl nicht zuhause: Entweder war ein Bote gekommen oder auf eine andere

Weise war Mama übermittelt worden, wo und wann sie genau etwas für ihn abgeben kann. Da sagte Mama: „Das heißt, er hat sein Schicksal also doch unterschrieben...“ Man bekam damals nämlich gleich fertige, ausformulierte Aussagen vorgelegt, dass du dann und dort deine Studenten zu etwas angestiftet hast – also diesen ganzen Dreck. „Hier, unterschreiben Sie und fertig.“ Doch die Leute unterschrieben nicht gleich. Man prügelte sie fast tot und sie unterschrieben nicht. Aber einige haben es schlussendlich nicht ausgehalten und unterschrieben. Und als es nun hieß, man darf ein Päckchen übermitteln, sagte Mama: „Das heißt, Papa hat also doch unterschrieben.“

Aber was konnte er schon tun? Selbst solche Kraftprotze wie Tuchatschewski und Jegorow, solche gesunden, kräftigen Militärkommandeure, unterschrieben, als sie schon keine Hoffnung mehr hatten. Jagoda [*der erste NKWD-Chef*] war da sehr erfinderisch. Zumal Stalin damals eine Anordnung erteilt hatte, dass bei Ermittlungen gegen Volksfeinde physische Mittel einzusetzen sind, was bedeutet, dass Foltern offiziell erlaubt wurde. Das wurde sogar offiziell mitgeteilt. Die einen sind also unter der Folter gestorben und haben nicht unterschrieben, wenn ihre Stärke bis zum Tod anhielt. Andere hielten es nicht aus und unterschrieben.

Daraufhin hat Mama also etwas hinggebracht, aber was, daran kann ich mich nicht erinnern. Was durfte sie denn dorthin bringen, vielleicht Zwieback, vielleicht ein Stück Seife. Keine Ahnung. Und dann herrschte wieder Stille, völlige Stille. Bis dann eines Nachts, es war wohl schon Ende Juli oder Anfang August, ein ganz leises Kratzen an unserer Wohnungstür zu hören war. Mama machte auf, eine Frau kam herein und sagte, dass sie für uns eine Nachricht hat. Man hatte ihr ein Treffen mit ihrem Vater erlaubt, da er schon abgeurteilt war. Und sie sagte: „Mein Vater sitzt in einer Zelle mit ihrem Mann und er bat auszurichten, dass er noch lebt.“ Sie ging sogleich wieder.

Und dann wieder Ende Juli, aber schon ein ganzes Jahr später, bekam Mama plötzlich Nachricht darüber, ich weiß nicht auf welchem Weg und in welcher Form, denn ich war zu diesem Zeitpunkt bei der Großmutter in Kamyschin, dass Papa in einem Verschickungsgefängnis ist. Es gab ein riesengroßes in der Stadt Tatischschewo bei Saratow. Dorthin wurden aus dem ganzen unteren Wolgagebiet die Verurteilten gebracht und

Gefangenenzüge in die Lager in allen Himmelsrichtungen zusammengestellt, quer durchs ganze große Russland. Sie bekam also Nachricht, dass Papa schon in dieser Verschickungsstelle ist.

Was eine Verschickungsstelle ist, das haben Mama und ich dann während unserer eigenen Etappe aus eigener Anschauung erfahren. Die Leute dort waren schon verurteilt, von ihnen wollte man nichts mehr. Deshalb wurden sie nicht mehr streng überwacht. Aber es war dennoch ein Gefängnis mit Stacheldraht und hohen Mauern. Dort stopfte man in eine riesige Halle, so groß wie ein Flugzeughangar, hunderte Menschen. Sie warteten dort darauf, dass man sie aufruft: „Soundso mit seinen Sachen.“ Das heißt, der Zug wird zusammengestellt und fährt dann dorthin, wohin man ihn eben schickt, sei es nach Wladiwostok oder nach Norden nach Workuta oder an einen anderen Ort wie Kotlas oder Kandalakscha.

Nun war uns also bekannt, dass Papa im Verschickungsgefängnis ist. Mama wusste, dass er lebt und es hieß auch, dass man ihn dort besuchen kann. Sie ist dann gleich losgefahren, es war erlaubt, einen ganzen Tag dort zu sein. Wenn man hinkam, gab es auch dort diese Schalterfenster mit den Buchstaben, man belegt mit seinem Ausweis, wer man ist, und dann bringt man ihn für 10 bis 15 Minuten in einen kleinen Raum, der durch ein Gitter von oben bis unten geteilt ist. Man bringt ihn dort hinein, aber auf der einen Seite. Und du trittst durch eine Tür auf der anderen Seite. Es kann also keinerlei Umarmungen oder dergleichen geben. Und wenn es erlaubt ist, das Mitgebrachte zu übergeben, so nimmt es der Wächter und gibt es ihm, dafür gibt es eine kleine Klappe. Aber das Wichtigste ist: Du kannst ihn sehen.

Mama hat der Großmutter gleich mitgeteilt, dass sie mich nach Hause bringen soll, weil man Papa besuchen kann. Meine Schwester und ich sind dann ohne Mama zu zweit gefahren. Ich weiß nicht mehr, warum Mama selbst nicht noch einmal fuhr, vielleicht lag sie krank darnieder oder warum. Meine Schwester war schon 15. Wir sahen Papa also nach einem Jahr der Ermittlungen wieder, davon hatte er die letzten zwei Monate in der Todeszelle verbracht. Er wog noch 40 Kilogramm. Trotzdem kam er sogar mit einer Art Lächeln im Gesicht auf uns zu. Mir fielen seine Schuhe auf. Damals trugen Männer Schuhe mit Schnürung am Knöchel. Das waren die gewöhnlichen Herrenschuhe, heute macht

man solche nicht mehr. Aber die Schuhe waren ohne Schnürsenkel, weshalb er in diesen aufgeschnürten Schuhen schlurft. Das hat mich moralisch sehr erschüttert. Wir waren ja auch so schon demoralisiert, wie geprügelt und niedergeschlagen – und dann diese Kleinigkeit, dass mein Papa, der immer so ordentlich war ... Er hat jeden Abend die Sohlen seiner Hausschuhe mit einem feuchten Tüchlein abgewischt, so einer war er. Sein Kragen und seine Manschetten waren immer ideal, wobei er sich selbst darum kümmerte, es war nicht so, dass er besondere Bedienung erwartete.

Und da stand er nun, seit einem Jahr in jener Kleidung, die er anhatte, als er festgenommen wurde. Ein Jahr im Keller neben der stinkenden Latrine. Wissen Sie, was eine Latrine ist? Das ist ein Holzfass. Wir haben, glaube ich, fast nichts miteinander gesprochen, so stark war die Erschütterung. Mir scheint, Papa hat sogar gefragt: „Na, wie geht's in der Schule?“ Aber vielleicht hat er auch gar nicht gefragt. Ich kann mich an absolut nichts erinnern. Diese zehn Minuten vergingen wie im Fluge, schon kam der Wächter zu ihm, der auf der anderen Seite war, nahm in an der Schulter – und vorbei: Das nächste Mal sahen wir Papa zwanzig Jahre später.

Ich habe sein Urteil, ich habe es danach angefordert. Er war zum Tod durch Erschießen verurteilt worden, als Spion, Terrorist und was noch? Also Spionage, Terrorismus und er soll bei seinen Vorlesungen am Institut (er war wissenschaftlicher Prorektor in Saratow) den Studenten nicht Biologie unterrichtet, sondern sie zu terroristischen Akten angestiftet haben. Können Sie sich sowas vorstellen? Im Hörsaal der Saratower Universität sitzt eine gute Hundertschaft Studenten, da gibt es solche alten Hörsäle wie Amphitheater, und dieser junge Professor bringt ihnen also terroristische Vorgehensweisen bei und niemand meldet etwas und alle machen mit. Das ist natürlich Blödsinn.

Er bekommt also sein Todesurteil und üblicherweise wurden die Urteile noch in der folgenden Nacht vollstreckt. Nur selten überlebte jemand bis zum nächsten Tag ... Das Gerichtsverfahren dauerte fünf Minuten. Ich habe eine Tonbandkassette. Er hat immer Interviews vermieden, aber zum 100. Geburtstag wurden einige Filme über ihn und jede Menge Interviews mit ihm gemacht, so dass er doch noch begonnen hat, etwas zu erzählen.

Üblicherweise gingen die Erschießungen ja wie am Fließband und Todeszellen gab es offenbar nicht genug. Deshalb dauerten die Gerichtsverhandlungen fünf Minuten, danach wurde abgeführt und sogleich erschossen. Aber Papa saß einen Tag, zwei Tage, drei Tage in dieser Todeszelle auf einem Haufen Stroh. Eine Woche, zwei, schließlich zwei Monate in Erwartung der Erschießung. Er war schon am Rande des psychischen Zusammenbruchs, er flehte und betete schon zu Gott (wobei er eigentlich Atheist war), dass er ihn um Himmels Willen schneller zu sich nehmen solle, denn er könne nicht mehr. Denn er hörte ja, wie auf dem Korridor die Erschießungen liefen.

Erst viel, viel später, als die Geheimhaltung nicht aller, aber vieler Dokumente aufgehoben wurde, erfuhren wir die Geschichte seiner Rettung vor der Erschießung, zu der er schon verurteilt worden war. Ein Urteil konnte anfechtbar sein oder nicht anfechtbar. Bei ihm war gesagt worden, dass es anfechtbar ist. Dann bekam der Häftling im Laufe von 72 Stunden ein Blatt Papier und einen Bleistift, um seine Beschwerde zu schreiben. Man richtete sie an Woroschilow. Ich weiß schon nicht mehr, welchen Posten er damals innehatte. Papa wartete zwei Monate lang auf die Umsetzung des Urteils. Er wurde aber nicht deshalb nicht erschossen, weil er eine Beschwerde geschrieben hatte, sondern aus ganz einem anderen Grund. Er wäre auf Grundlage seiner Beschwerde sowieso nicht begnadigt worden. Alle schrieben Beschwerden, wurden aber dennoch erschossen.

Stalin hatte ja so seine Taktik: Da gab es zum Beispiel einen Minister des Innern — damals hieß das NKWD — namens Jagoda. Vor ihm war es Menschinski gewesen und vor diesem Dserschinski. Von Dserschinski heißt es, dass er an einer Krankheit gestorben ist. Jagoda war eine schreckliche, wahnsinnige Person. Er hat Millionen erschießen lassen. Dann kam der Moment, wo er schon Stalin gefährlich wurde. Denn was ist das für ein Land, in dem jeder zweite und vor allem die besten Leute Volksfeinde sind? Dann wurde eben dieser Jagoda erschossen. Oder Iwanow oder Petrow oder wer auch immer und verkündet, dass er ein Helfershelfer des angelsächsischen Imperialismus sei und das alles nur getan habe, um unserem Land zu schaden und so weiter und so fort. Und man erschießt ihn. Daraufhin kam Nikolaj Iwanowitsch Jeschow, ein ungebildeter Mensch. Nun sollte also Jeschow alles aufklären. Aber was

konnte er aufklären, wenn die Leute schon mit dieser Aluminiummarke am linken großen Zeh dalagen?

Was gab es da zu untersuchen? Jeschow war schlimm, er wusste über jeden alles. Selbst das, was ein Mensch nicht einmal geträumt hatte. Und wieder kam der Moment, in dem Stalin begann, ihn zu fürchten. Denn bei Stalin gab es vieles in seiner Biografie, was er verheimlicht hatte. Vieles, was das Volk nicht wissen sollte. Deshalb kam im April 1939 dieser Moment. Und genau in dem Moment wurde auch Papa verurteilt. Papa wurde an seinem Geburtstag, am 29. April 1939 abgeurteilt. Doch zu diesem Zeitpunkt wurde Jeschow verhaftet und hingerichtet.

Und in diesem Moment stoppte man die Vollstreckung der Urteile, die unter Jeschow ergangen waren. Es hieß, dass nun Lawrenti Pawlowitsch Berija übernimmt und alles aufklärt. In dieser Phase wurde also niemand erschossen, der schon unter Jeschow zum Tode verurteilt worden war. Das rettete Papa das Leben. Üblicherweise fanden die Exekutionen noch in der folgenden Nacht oder spätestens in der nächsten Nacht statt. Denn es gab nicht viele Todeszellen und Nachschub kam unaufhörlich, so dass man Platz schaffen musste. Deshalb hätte man nie jemanden zwei Monate dort festgehalten. Aber so kam es, dass Papa nicht erschossen wurde.

Und dann erklärte Berija innerhalb dieser zwei Monate, dass er mit allem aufräumt und alle freilässt, die unschuldig sind. Manche wurden befreit: In meiner Klasse gab es ein Mädchen namens Ljuba Ljubitsch. Ein gutes Mädchen, ihre Eltern waren Zirkusartisten. Ihr Vater war auch als „Feind des Volkes etc.“ verhaftet und abgeurteilt worden. Er kam frei, da unschuldig. Man hörte von noch so einigen Fällen: Einer sei freigekommen, der als leitender Schlosser in einem Kolchos gearbeitet hätte.

Aber der Professor Schulmeister kam nicht frei. Immerhin wurde er nicht erschossen, er bekam stattdessen zehn Jahre ... Ihm wurde verkündet: Die Strafe wird ersetzt durch zehn Jahre Lager und fünf Jahre eingeschränkte Rechte. So einen Menschen hat Berija also nicht freigelassen. Deshalb wurde er im Lauf dieser zwei Monate nicht exekutiert. Eine Begnadigung war das nur in dem Sinne, dass man ihn am Leben ließ. Aber es ging sofort an die Kolyma, von wo Papa erst am 7. Oktober 1957 zurückkehrte.

Erneut vergingen viele Monate, wir wussten nichts, erfuhren nichts. Wir hatten ja nicht einmal gewusst, dass er zum Tod durch Erschießen verurteilt worden war. Wir hatten ja absolut keinen Kontakt. Im Oktober bekamen wir dann einen Brief von ihm. Damals wurden solche Dreiecke ohne Briefmarken verschickt. Früher haben sich arme Leute, die sich keine Zigaretten oder Papirossi leisten konnten, Päckchen mit Papirossi-Papier gekauft. Diese kleinen Papierchen wurden päckchenweise verkauft. Die Männer legten aus ihrem Tabakbeutel etwas Machorka darauf, rollten es ein und fertig war eine Papirossa. Das Dreieckchen war aus Schreibheftpapier und als wir es öffneten, lag etwas Papirossi-Papier darin. Auf zwei solchen Zettelchen standen einige mit Kopierstift geschriebene Worte. Ich erinnere nicht mehr, welche. Um vorzugreifen, wir haben jedes Zettelchen aufgehoben. Später waren es dann schon viele Briefe, alle wurden aufbewahrt. Papa schrieb sehr gut.

Aber dank dieser zwei Blättchen Papirossi-Papier wussten wir nun nach vier Monaten Ungewissheit, dass er noch lebt. Erst später haben wir dann erfahren, dass die Gefangenen genauso wie wir bei der Deportation transportiert wurden: auf Stroh, ohne Toilette und mit nichts. Etwas Essen gaben sie ihnen, denn bis Wladiwostok waren sie monatelang unterwegs. Natürlich sind viele gestorben, aber gar nicht gepflegen wäre auch nicht gegangen. Und alle schrieben. Und dann bei irgendeinem Zwischenhalt – das geschah für gewöhnlich ja nicht in Städten oder an größeren Bahnhöfen, sondern waren Stopps zum Wasserfassen für die Dampfloks oder einen Lokführerwechsel: Oben an den Waggons gab es eine vergitterte Klappe von der Größe eines A4-Blatts. Doch durch das Gitter konnte man solche Briefchen hinauswerfen. Und wenn dann jemand über die Schwellen ging, sie sah und zudem ein anständiger Mensch war, dann hat er das genommen und in den Briefkasten geworfen. Oder es sogar in einen Umschlag gelegt und die Adresse darauf geschrieben. Aber wenn es ein schlechter Mensch war ...

In Wladiwostok lagen sie dann viele Monate im Verschickungsfängnis, denn ihnen stand die Fahrt an die Kolyma, in die berühmterberühmte Nagajew-Bucht, bevor. Eine Schiffsreise von Wladiwostok zur Nagajew-Bucht ist nur zwei Monate im Jahr möglich. Man muss nach der Abfahrt aus Wladiwostok zwischen Sachalin und dem Festland hindurchfahren. Diese Meerenge heißt Tatarensund, wenn

ich jetzt geografisch nicht falsch liege. Und nach den Regeln der Physik – es gibt da diesen Bernoulli-Effekt in sehr engen Wasserstraßen, aber wir werden das jetzt nicht vom Gesichtspunkt der Physik aus betrachten – ist die Durchfahrt dort für Schiffe nur zwei Monate im Jahr sicher. Das Ochotskische Meer ist ein sehr schwieriges Meer! Aus Wladiwostok kommende Schiffe, die diese Meerenge passieren sollten, gingen auf schreckliche Weise verloren, wenn dennoch der Befehl zur Fahrt erteilt würde. Und das würde bedeuten, dass 2000 Gefangene ertrinken.

Deshalb war Papa sehr lange im Wladiwostoker Verschickungslager, dort, wo [*der Dichter Jossip*] Mandelstam gestorben ist – die einen sagen, er sei verhungert, andere, dass es aufgrund der schlechten Behandlung geschah. Doch das ist schon nicht mehr von Bedeutung. Tatsache ist, dass er dort im Wladiwostoker Verschickungspunkt gestorben ist. Dieser war weitgehend unter freiem Himmel, denn große Räumlichkeiten gab es nicht und dort waren Millionen! Auf der transsibirischen Eisenbahn waren damals Millionen von Menschen unterwegs, Tag und Nacht rollten die Transportzüge zur Endstation Wladiwostok.

Weiter transportierte man die Gefangenen im Schiffsbauch in den Laderäumen für Fracht. Man hat sie nicht in den Kajüten befördert, weil es so viele waren. Sie starben in den Laderäumen, weil sie dort ja schon gequält, krank und verkrüppelt ankamen. Deshalb schaute die Wache regelmäßig in den Frachtraum und fragte: „Gibt es Ware? Her damit!“ Und die anderen Gequälten, die noch am Leben waren, mussten die Leichen hochgeben, die man dann ins Meer warf.

Sie kamen also in der Nagajew-Bucht an und dann sollte es weitergehen in die Bergwerke an der Kolyma. Aber zunächst gab es dort eine Art medizinischer Kommission. Nicht etwa, weil man vorgehabt hätte, die Leute zu behandeln. Sondern weil die Bergwerksleiter Planvorgaben hatten. Und wenn man ihnen solche Leute mit 40 Kilogramm Lebendgewicht und nicht verheilenden Geschwüren am Körper gab, welchen Plan hätten sie mit denen erfüllen können? Deshalb spielten in dieser Medizinkommission nicht die Ärzte die Hauptrolle, sondern der Bergwerkschef, der forderte: „Mir sind 10.000 aus der vorherigen Partie weggestorben, ich habe nichts zum Gold fördern. Ich brauche 10.000 frische.“ Und der sitzt dann da und man führt ihm die Gefangenen vor ...

Als Papa an die Reihe kam, sagt er: „Was gebt ihr mir da? Wie soll ich mit denen den Plan von Partei und Regierung erfüllen?“ Sie wurden also aussortiert. Manche wurden genommen, andere nicht. Auf diese Weise entging Papa dem Bergwerk.

Es kam dann so weit, dass Papa als Leiche herausgetragen wurde ... Im Winter konnte man dort niemanden beerdigen, es herrscht dort Permafrost. Deshalb wurden im Lager Militärzelte aufgestellt und die Leichen dort hineingestapelt. In der halbwegs warmen Jahreszeit hob man vorab Gräben aus, etwa zwei Meter breit. Wenn die Gräben, die man sommers vorbereitet hatte, voll waren, schüttete man sie ein bisschen zu. Aber oft wurden sie von hungrigen Bären aufgewühlt, die sich dann dort gütlich taten. Waren die Gräben also schon voll, stapelte man die Toten in diesen langen Zelten und wartete auf den Zeitpunkt, wenn man wieder Gräben ausheben kann. Jedenfalls lag Papa schon in diesem Leichenzelt.

Nachts kam dann ein alter Mann von seiner Schicht vorbei und ihm schien, dass aus diesem Zelt irgendein Geräusch dringt – obwohl alle wussten, dass dort nur Leichen lagen. Er ging zu einem Wächter am Wachposten und sagte: „Da raschelt irgendwas, irgendein Geräusch.“ – „Ach, lass gut sein, geh weiter, alter Mann ... (und so weiter).“ Doch dieser Alte kam ein paar Mal zurück und schließlich ging er wieder zu dem Bewacher und brachte ihn dazu, hinzugehen, weil er eindeutig ein Geräusch vernommen hatte. Und als sie hineinkamen und die Reihen der steinhart gefrorenen nackten Leichen abgingen, fanden sie Papa, der noch am Leben war. Völlig bewusstlos, aber lebendig. Er hatte irgendwelche Geräusche von sich gegeben. Daraufhin zwang der Wächter den Alten und noch jemanden, ihn in die Baracke zu den anderen zu bringen. Das war reiner Zufall, dass dieser Alte zu diesem Zeitpunkt dort vorbeikam und das gehört hatte.

Der Alte war ein Este und kümmerte sich dort um ein paar Kühe, die für die Lagerleitung gehalten wurden. Man hegte und pflegte sie sehr und hielt sie warm, damit die Chefs natürliche Milch hatten. Es gab da auch Kälber. Und dieser alte Mann, er war natürlich auch ein Sträfling, verkochte in seiner Nachtschicht Hafer zu etwas, das man Hafermilch nannte. Wenn man in Kesseln Haferkörner sehr lange kocht, bekommt man eine sehr nahrhafte Flüssigkeit, mit der man

dann die Kälber fütterte. Der Alte schlich sich dann zu Papa in die Baracke und sagte: „Sobald du wieder aufstehen kannst: Dort unter dem Baum“ – er beschrieb ihm, unter welchem genau – „wenn du da den Schnee beiseiteschiebst, wird da etwas liegen.“ Und sagte ihm, dass es in irgendeinem Lappen oder so sein wird. Wie sich herausstellte, nahm er einen Batzen dieser Milch, die draußen ja sofort gefror, wickelte ihn ein und vergrub ihn dort. Er hat dann während geraumer Zeit in jeder seiner Schichten für Papa so einen Batzen Hafer zubereitet. So kam Papa wieder auf die Beine. Und dann wurde Papa als zweiter Nachtwächter für die Kälber eingeteilt, das war reiner Zufall. Ich sagte ihm später: „Papa, wie schade, dass du nicht weißt, wie dieser alte Mann heißt. Wir könnten ihn sonst jetzt suchen und ihm auf Knien danken.“ So eine Geschichte war das.

Papa musste also irgendwelche Arbeiten verrichten. Der Lagerkommandant namens Golub war aber offenbar ein guter Mensch. Selbst unter diesen Leuten gab es gute Menschen. Papa war ihm aufgefallen und dann hatte er erfahren, dass er ein Wissenschaftler ist, der mit Pflanzen zu tun hat. Man hatte dort im Norden die ganze Zeit versucht, irgendwie irgendetwas heranzuziehen. Schließlich musste dort jeder Bissen Nahrung aus dem Kernland antransportiert werden.

Papa war ihm also irgendwie aufgefallen, aber die erste Annäherung war auf anderer Grundlage geschehen: Dieser Golub hatte zwei Töchter, die noch zur Schule gingen. Man führte oder fuhr sie dazu in eine Siedlung, denn wozu hätte es auf dem Lagergelände, wo sie auch wohnten, eine Schule geben sollen? Die beiden hatten Schwierigkeiten in Mathematik. Und Golub wusste aus den Häftlingsakten, dass Papa Professor ist. Enge Kontakte mit den Gefangenen waren nicht erlaubt, man hätte sonst dem Kommandanten selbst Kontakte mit einem Volksfeind vorwerfen können. Aber dennoch fragte er ihn einmal: „Wie könnte ich Sie bitten, meinen beiden Dummerchen bei ihren Aufgaben zu helfen?“ Er ließ sich also auf einen Kontakt ein. Deshalb kam Papa jeden Abend nach der Arbeit in ihr Häuschen und machte mit diesen beiden Mädchen Mathematik. Und dann kam auch noch Deutsch dazu, denn dort hatten sie in der fünften oder sechsten Klasse Deutsch-Unterricht. Und seine Frau war einfach glücklich. Sie nannte sie immer, allerdings zärtlich „meine beiden Dummerchen“. Und nach jeder Unterrichtsstunde

servierte sie Papa ein wundervolles Abendessen. Aus Freundschaft. Sie lebten dort ja auch wie die Bären im Wald.

Wie sich zeigte, waren dies recht intelligente Leute, die in Papa einen kenntnisreichen, interessanten und intelligenten Gesprächspartner gefunden hatten, der sogar Schaljapin persönlich gehört hatte. Aber irgendetwas anderem missfiel das natürlich. Ich weiß nicht, wie lange das so ging, aber egal wie lange es war, für Papa war es eine gewaltige Unterstützung. Die Ehefrau hatte das alles organisiert, weil ihr Gatte ja den ganzen Tag im Lager war. Und eines Tages, als Papa zu ihnen kam, sagte sie: „Konstantin Georgijewitsch, essen Sie erst mal, heute machen wir keinen Unterricht. Sie werden schon wissen, warum.“ Und Papa sagte: „Selbstverständlich, ich habe das sogar erwartet.“

Danach hat dieser Golub Papa zu einer Arbeit herangezogen, die man fast als fachbezogen bezeichnen könnte: Er sollte versuchen, dort etwas zu kultivieren. Das war nur der Anfang, ich werde nicht alles haarfein weiter erzählen. Jedenfalls bekam Papa nach einiger Zeit Möglichkeiten eingeräumt, es wurden Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt und ein riesiges Gewächshaus errichtet, denn unter natürlichen Bedingungen – sprich: im Freien – konnte von gar nichts die Rede sein. Wenn man dort ausspuckt, gefriert der Tropfen schon, bevor er zu Boden fällt und klappert auf dem Boden wie ein Stück Metall. Wirklich! Ich habe das in Beresniki selbst ausprobiert. So war es, wenn es minus 60 Grad hatte. So begann er in diesem wenigstens auf erträgliche Temperaturen erwärmten Umfeld zu arbeiten. Und es lief und lief und lief.

Aber als 1941 der Krieg ausbrach, wurden am nächsten Tag alle Deutschen auf den Appellplatz gerufen und man begann sie auf einen Lastwagen zu verladen, um sie ein Stück fortzuschaffen und zu erschießen. Man konnte es im Lager hören: tack-tack-tack. Der leere Lastwagen kam zurück, um die zweite Partie zu holen. Und dann war Papa schon auf dem Lastwagen zur Abfahrt zur Erschießung.

Papa sitzt schon auf der Ladefläche, der Motor läuft. Aber da kam der Lagerchef herbeigeeilt: „Stopp, stopp, stopp! Bleib stehen!“ Er rief einem Wächter zu: „Halte ihn auf, halte den Wagen auf! Schulmeister, steig ab! Schulmeister, absteigen!“ Doch das Schützenkommando bekam eine gewisse Zahl an Leuten übereignet und musste die genau gleiche Zahl Leichen abliefern. Den Leichen musste eine Aluminiummarke

an den großen Zeh des linken Fußes gebunden werden, und auf dieser Marke war die Nummer eingeschlagen, unter der der Tote auf ewig in den Listen der Verstorbenen verzeichnet blieb. Das war bei allen so, die im Lager starben, ob an Hunger, Krankheiten oder durch Hinrichtung. Es musste bei allen so sein. Wenn dort jetzt Suchtrupps durchgingen, würden sie sehr viele dieser Marken finden. Der Fahrer widersprach: „Nein, nein.“ Doch der Chef schreit: „Schulmeister, absteigen, sage ich!“ Der Leiter des Erschießungskommandos kam hinzu und der Lagerchef sagte: „Das geht auf meine Verantwortung, ich brauche ihn, ich brauche ihn!“ Und hielt Papa an der Hand fest. So entging Papa das zweite Mal der Erschießung.

DEPORTATION NACH NORDKASACHSTAN (1941)

Meine ältere Schwester beendete 1940 die Schule. Sie fing am Moskauer Theaterinstitut ein Studium an, denn sie war von ihren natürlichen Veranlagungen her stark humanistisch geprägt. Bei ihr klappte das auch alles sehr gut und sie hat dann ihr ganzes weiteres künstlerisches Leben am Russischen Drama-Theater gearbeitet. Der Vater war auch weg, ich blieb mit Mama allein.

1941 schloss ich die achte Klasse ab. Mathematik war mein Lieblingsfach. Mein Lebtage lang war ich immer eine Musterschülerin, hatte immer beste Noten und wenn einmal eine „Vier“ *[die zweitbeste Note auf der in Russland bis heute üblichen Skala von 5 abwärts]* durchschimmerte, war das ein außerordentliches Ereignis.

Dieses Foto hier ist vom 16. Juni 1941, es entstand an meinem Geburtstag. Ich war nun 16 und habe dieses kleine Foto für den Ausweis machen lassen, denn damals bekam man mit 16 Jahren den Inlandspass. Das hier ist dann schon eine Vergrößerung davon. Den Pass habe ich nicht mehr bekommen, denn eine Woche später brach der Krieg aus.

Wir ahnten nichts Böses und hatten keinerlei Verdacht. Obwohl Ferien waren, wurde unsere ganze Klasse sogleich zusammengeholt und zum Ernteeinsatz nach Kasachstan geschickt. Kasachstan war ja gleich nebenan. Die ganze Klasse, das war lustig, wir schliefen in Zelten und fanden es recht romantisch. Wir waren dort lange. Und dann, im August, hat bei mir plötzlich ... also es ist ja Krieg ... aber wir haben das noch nicht besonders gespürt.

Aber plötzlich wurde mir im August richtig bang ums Herz und ich sagte zu meiner Klassenlehrerin: „Ich möchte so gerne nach Hause zu meiner Mama fahren.“ Um Mamas Gesundheit stand es seit Papas Festnahme ziemlich schlecht. Denn wenn Professoren verhaftet wurden

oder hochrangige Militärs, dann wurden auch deren Frauen verhaftet. Papa war früh am Morgen, gegen fünf Uhr, abgeführt worden. Überall hatten sie nach Waffen gesucht. Selbst die ganze Schmutzwäsche hatten sie durchwühlt. Einer von ihnen stand im Bad am Zuber mit der Schmutzwäsche und fragte: „Was ist das?“ Mama sagte: „Das ist dreckige Wäsche.“ Und er zog ein Teil nach dem anderen heraus und begutachtete es. Um fünf Uhr morgens zogen sie ab und wir warteten, dass man jetzt auch Mama holen kommt. So machten sie das üblicherweise: Ein Mann wird abgeführt und nach einiger Zeit kommen sie dann die Ehefrau holen.

Das dauerte viele Wochen. Mama legte sich gar nicht mehr schlafen. Um gleich aufstehen und gehen zu können. Und deshalb schlief ich auch nicht. Wegen dieses Zeitabschnitts leide ich mein Leben lang an chronischer Schlaflosigkeit. Denn diese Schritte auf dem Treppenabsatz ... Leute, die sich nachts anpirschen und zu einer Wohnung gehen, die haben eine Gangart, die du mit nichts verwechselst. Sie gehen nicht so, wie andere Leute [*klopft auf den Tisch*], sondern sie gehen und lauschen gleichzeitig wie Raubtiere. Ein wirklich sehr guter Psychologe könnte das vielleicht beschreiben, aber wir können nur von unserem Eindruck berichten, dass so nur eine einzige Sorte Mensch geht: Menschen, die Verbrecherisches tun. Und so ging es die ganze Nacht: Mama schläft nicht und redet die ganze Zeit auf mich ein: „Leg dich doch schlafen, du musst morgen in die Schule. Leg dich hin und schlafe.“ Und ich liege da, kann nicht einschlafen, denn ich lausche ...

Aus diesem Grund nahm bei Mama offenbar das Nervensystem Schaden. Sie war still und ruhig, aber kraftlos und schweigsam. Und ich habe in ihrer Gegenwart natürlich schrecklich gelitten. Meine Klassenlehrerin sagte also: „Nun, dann fahr' ...“ Ich weiß schon nicht mehr, wie viele Stunden die Fahrt dauerte, auf der Strecke verkehrte ein Bummelzug.

Wie ich ankam, erschien der Ukas vom 28. August 1941: Aussiedlung auf Biegen und Brechen! Wir haben diesen Ukas nie mit eigenen Augen gesehen. In den zentralen Zeitungen stand er nicht und in unserer Saratower Lokalzeitung gab es nur zwei Zeilen in winziger Schrift. Ganz unten auf einer Seite, wo schon niemand mehr hinschaut, stand geschrieben, dass aufgrund ... Zwischenzeitlich haben wir ihn in Büchern nachgelesen, aber damals waren wir 20 Jahre in der Verbannung und

hatten ihn nie gelesen. Darin hieß es, dass wir alle, vom Neugeborenen bis zum Greis, potentielle Feinde sind und bei Herannahen der deutschen Truppen diesen sicherlich Hilfestellung geben würden. Saratow war zur Hälfte eine deutsche Stadt: Alle wichtigen Ärzte und Universitätsprofessoren an der biologischen wie auch an allen anderen Fakultäten, alle hohen Posten in der Wissenschaft waren dort mit Deutschen besetzt, denn das war damals schon die dritte und vierte Generation, die gebildet war. Mein Onkel Georgi war zum Beispiel auch Mathematiker an der Universität.

Deshalb war die Deportation eine Riesenarbeit. Allein wie viele Züge es brauchte! An der Front hatte man nicht genug Züge, um die Verwundeten abzutransportieren, und hier musste die 400.000 Köpfe zählende Bevölkerung der deutschen Wolga-Republik auf einmal verladen werden. Manche bekamen zwei Tage, andere nur ein paar Stunden zum Packen. Das hing von der Adresse der Wohnung ab. Mitnehmen durfte man nur, was man selbst tragen kann: „Wir haben keine Gepäckträger für euch.“

Bei uns war es so: Es erschienen drei Milizionäre, gut dressiert, geschneigelt und so freundlich, dass einem schlecht werden konnte: „Die Regierung sorgt sich sehr um Sie und Ihre Sicherheit, deshalb wurde beschlossen, Sie weiter weg von der Front zu bringen.“ Die meinten wohl, dass wir solche Idioten und Dummköpfe sind, dass wir nichts verstehen und sie mit uns machen können, was sie wollen. Aber genau das taten sie dann.

Um unsere Sicherheit waren sie also besorgt, weshalb man uns weit nach Sibirien verschicken musste, irgendwohin, wo der Pfeffer wächst. Wir durften nicht mehr aus dem Haus gehen, denn die Lastwagen sollten jeden Moment kommen. Also von dem Moment an, als die Milizionäre ins Haus kamen, durften wir es nicht mehr verlassen. Damals galt schon das Lebensmittelkartensystem, was bedeutet, dass man keinerlei Proviant mitnehmen konnte. Das waren damals ohnehin sehr magere Jahre und nun hatte auch noch der Krieg begonnen, worauf selbst jenes traurige Minimum an Lebensmitteln, das bisschen Grütze, das es in den Läden gab, umgehend verschwand. Seife gab es auch nicht. Und wir hatten keine Ahnung, was für ein Weg vor uns lag. Niemand sagte uns, wohin es ging.

Kurzum, Mama kippte um. Sie lag platt da, bewegungslos, sie hatte einen schrecklichen Nervenzusammenbruch. Sie schien zu sterben. Als dann ein oder zwei Nächte später der Lastwagen vorfuhr, lag sie noch immer da und konnte sich nicht rühren. „Lasst gut sein, bis zum nächsten Zug.“ So lag sie einen halben Monat lang und am 16. September – hier in diesem Buch habe ich die Nummer unseres Zuges gefunden – warnte man uns, dies sei der letzte Zug und wer nicht mitfährt, kommt ins Gefängnis wegen Befehlsverweigerung.

Was konnte ich Mädchen schon mitnehmen? Ich erinnere mich nicht mehr, was es war. Irgendwas werde ich schon mitgenommen haben. Und so, mit Mama an einem Arm hängend, sind wir dann zur Wohnungstür hinaus – und eine Familie, eine große russische Familie mit Kindern, drängte sich an uns vorbei, schnell-schnell in die Wohnung. Sie haben alles bekommen, was meine Eltern im Laufe vieler Jahre erarbeitet hatten ... Zu diesem Zeitpunkt waren sie schon 25 Jahre miteinander verheiratet. Es gab da eine riesige Bibliothek in Papas Zimmer und ein deutsches Klavier: Papa hatte es immer gemocht, wenn wir spielten. Das Klavier stand bei ihm im Arbeitszimmer, damit wir unsere Musikstunden bei ihm machten: „Ich kann so gut arbeiten, wenn ihr da rumklimpert.“ Aus und vorbei. Wir gingen hinaus.

Wir waren drei Wochen lang unterwegs. In einem Viehwaggon. Der stand einfach da auf dem Bahndamm, es gab keine Leitern und dann all diese alten Leute, schwangere Frauen und tiefe Nacht. Die Verladung lief immer nachts und zudem nicht am Bahnhof, sondern vor der Stadt. Diese Züge standen auf irgendeinem Nebengleis. Auf beiden Seiten standen in den Waggons Pritschen, unten lag Stroh, darüber die nächste Pritschenebene, wieder Stroh. Stroh war genug da. In jedem Waggon waren 40 Personen. Ich kann mich nicht erinnern, wie ich Mama in den Waggon gezerrt habe. Wahrscheinlich hat jemand geholfen, denn alle hatten alte Menschen und Kinder in den Familien, es waren auch sehr viele Schwangere dabei und junge Frauen. Eine hat bei uns im Waggon ein Kind geboren. Die Tür wurde zugeschoben und verriegelt. An jedem Waggon war hinten eine Plattform, da stand ein Wachsoldat im Fellmantel. Es war schon September und es ging ja nicht nach Sotschi.

Und dann fuhren wir los. Aber Menschen sind lebendige Wesen, sie müssen mit ihren biologischen Produkten irgendwohin – aber da lagen



überall Leute und es gab nicht mal ein Anzeichen von einer Toilette, denn wenn Schweine oder Kühe transportiert werden, kümmert die das nicht, die brauchen das nicht. In irgendeinem Moment wurde dann der Riegel aufgeschoben: „Austreten!“ Und erneut, wer irgendwie konnte, kam heraus. Die einen sprangen, andere krochen, jemand wurde herausgezogen ... Und da stehen wir dann. Nun, das war das erste Mal, später waren wir dann schon klüger. Also wissender ... „Was steht ihr rum, ihr unglücklichen Fritze?“ Von diesem Tag an waren wir nur noch die Fritze. Kurzum, man schlug uns vor, uns am Waggon entlang hinzuhocken und dann schnell-schnell ... Und dann wieder marsch-marsch zurück. So ging es morgens und abends.

Später wussten wir schon, was zu tun ist, wenn die Tür geöffnet wurde. Männer, Frauen, junge Frauen, junge Männer, alte Männer. Uns wurde also gleich klargemacht, dass uns keine Menschenwürde mehr zu steht. Auf diese Weise waren wir drei Wochen unterwegs.

Was und wie ich und Mama gegessen haben, kann ich nicht erinnern, denn wir hatten keinerlei Vorräte dabei. Keine Vorräte und man

bekam nichts. Wo hätten sie auch so viel Essen für uns herbekommen sollen? Wir fuhren in einer Richtung, wohin blieb uns unklar, an Bahnhöfen wurde nicht angehalten. Das Einzige war, dass uns manchmal an irgendwelchen Haltepunkten in der Steppe erlaubt wurde, mit Eimern herauszukommen und an Handpumpen Wasser zu holen. Umgehend brachen Kinderkrankheiten aus, denn sie sind am leichtesten übertragbar. Seuchen wie Masern und Scharlach begannen in einem Waggon und erfassten den ganzen Zug. Dann begann man die toten Kinder einzusammeln. Es kam eine Lore vorgefahren, so ein Wägelchen eben, die Tür geht auf und: „Gib her!“ Wir kannten das dann schon. Die Mutter musste ihr gestorbenes Kindchen abgeben. Sie wurden wie Bretter in diese Lore gestapelt. Und dann schoben sie sie weiter, zum nächsten Waggon: „Gib her!“

Zunächst fuhren wir, zumindest schien es uns so, in südlicher Richtung. Jemand witzelte schon, oh, man bringt uns wohl in den Süden? Aber dann eines schönen Morgens, als wir erwachten, verstanden wir, dass wir nach Norden fahren. Wie sich zeigte, wurden wir nirgendwo aufgenommen. Dies war der letzte Zug und überall war es schon überfüllt. Denn man deportierte ja auch aus dem Kaukasus und von anderen Orten ... Deutsche Kolonien gab es im Kaukasus, in der Ukraine und auf der Krim. Aus der Ukraine hatte man es nicht geschafft, alle wegzubringen, denn in den ersten Kriegstagen rückten dort schon deutsche Truppen ein. Diese Leute wurden dann nach dem Krieg bestraft.

Kurzum, eines Nachts hielt der Zug an und in die Waggon wurde mit schallender Stimme hineingerufen: „Raus! Raus!“ Sie öffneten alle Riegel und Türen. Völlige Finsternis, nichts zu sehen. Wo wir waren, ob in der Steppe oder im Wald, war uns unklar. Die Waggon mussten, so schnell es geht, freigemacht werden, denn der Zug sollte irgendwo anders eingesetzt werden. Ein enorm hoher Bahndamm, wir schauen hinter und sehen, dass unten gleich ein Graben verläuft. So haben wir angefangen, unsere Bündel und Kisten hinunterzuwerfen, alles, was man eben mithatte. Unter uns waren sehr viele Geschwächte und Kranke. Es sind also bei weitem nicht alle angekommen.

Wir werfen also und werfen, schnell, schnell – und dann ist der Zug in der Tat gleich abgefahren. Offenbar hatte er Soldaten zu transportieren und Gefangene und eben auch uns. Es war schrecklich kalt. Wir

sitzen also auf unseren Bündeln, irgendwelche Bündel hatte ich also doch mitgenommen. Ich habe Mama daraufgesetzt. Es nieselte. Ich zog ein altes Wachstischtuch heraus und deckte Mama damit zu. Als es dann hell wurde, bemerkten wir, dass wir im Sumpf sitzen und schon festfrieren. Das war ein sumpfiges Areal entlang des Bahndamms. Deshalb war der Bahndamm auch so hoch gewesen, weil hier eben Sumpf war. Das war zwischen Omsk und irgendeinem folgenden Bahnhof. Es war eine Steppe, ihren Namen habe ich vergessen.

Und nirgendwo ein Vorgesetzter oder auch nur jemand, der den Leuten irgendwas hätte sagen können. Also wie es weitergeht oder so etwas. Dabei waren das doch lebende Menschen. Aber man hielt uns nicht mehr für Menschen, das war schon lange vorbei. Ein Mann dort sagte: „Warum haben sie uns nicht gleich alle erschossen, warum müssen sie uns erst so quälen?“

Wir saßen da ein paar Tage. In diesem Sumpf und meine Mama war schon wie tot. Aber ich hatte gesehen, dass ganz in der Ferne Häuser stehen. Also ist da irgendein Dorf. Und ich sage ihr: „Mama, komm, ich führe dich in dieses Dorf.“ Gehen konnte sie nicht, ich habe sie bis zu einer Hütte gezerrt. Tatsächlich, da war eine kleine Siedlung. Ich klopfe. „Hier, nehmen Sie meine Mama auf, ihr geht es ganz schlecht.“ – „Nein, nein, nein.“ Und die Tür schließt sich wieder. Und dann sehe ich, dass in einer Hütte, ein Fenster mit einem roten Tuch verhängt ist. Das heißt, dass dort ein Kind an Masern erkrankt ist. Zumeist gibt es bei Masern Komplikationen mit den Augen, dann muss man unbedingt das Fenster mit einem roten Tuch verhängen. Ich denke mir, hier hat man ein krankes Kind, hier nimmt man mich auf.

Ich habe ihnen Mama aufgedrängt und mir sagten sie: „Da hinterm Ofen liegt ein Kalb, da ist es warm, leg da dein Muttchen zum Kalb. Es ist nur auf Stroh, aber es ist warm.“ Ohne Essen, ohne Trinken, mit nichts. Wir waren schon ganz schorfig und verdreckt. Und ich eilte zurück, Mama hat schon nichts mehr mitbekommen. Denn sie hätten ja kommen können und uns holen. Oder hatte man uns dort einfach zum Sterben ausgesetzt, einfach bis wir alle krepieren? Wir wussten einfach nichts. Ich dachte, plötzlich transportiert man uns irgendwohin weiter und Mama bleibt hier bei fremden Leuten. Ich wusste nicht einmal, wo sich dieser Ort auf der Landkarte befindet.

Aber dann, nach ein paar Tagen, kamen erste Fuhrwerke angefahren, gezogen von Kamelen. Und wer entschlossen war, wo es Männer gab, die warfen schnell, schnell ihre Familien in diese großen hölzernen Fuhrwerke, die man „Bestarka“ [*ein Wagen zum Transport von unverpacktem Schüttgut, z.B. offenem Getreide*] nannte. Ich drängelte nicht, denn ich muss doch noch Mama herbringen. Dann kamen Pferde und auch Fuhrwerke mit Stieren und es blieben nur noch ein paar an den Grasbüscheln festgefrorene Häufchen: Ich und noch eine gelähmte alte Frau, die in einem Sessel saß. Sie war auch in die Verbannung geschickt worden, dabei beteuerte sie, dass sie keine Deutsche sei, sondern Lettin. Das kann gut sein, man hatte nur auf die Nachnamen geschaut. Es kam also der Moment, in dem ich verstand, dass ich Mama holen muss, weil da nur noch ich und einige hilflose alte Weiber waren. Ich gehe also zu Mama und sage: „Mama, gehen wir.“ Und Mama hat das alles durchgehalten. Aber wie ich das eigentlich durchgehalten habe?

Zu guter Letzt kam dann auch irgendein Fuhrwerk und wir sind losgefahren. Überall Schnee, Schnee, Schnee, es hatte schon geschneit. Und man brachte uns in einen Aul [*turksprachiger Begriff für eine kleine Ansiedlung*], der Alabota hieß. Da habe ich erst verstanden, dass wir in Kasachstan sind. Wir wurden einfach von den Fahrzeugen, die uns von der Bahnstation hergebracht hatten, abgesetzt. Man schob uns in die erstbeste Jurte. An einer anderen Jurte warf man diese Frau heraus, die im Rollstuhl saß. Was ihr weiteres Schicksal war, kann ich mir selbst mit bester Fantasie nicht vorstellen. Jede Jurte musste einige Leute aufnehmen. Dort lebte eine große kasachische Familie, es war stockfinstere Nacht und gerade der Monat, in dem sie nur abends essen. Es gibt so ein Fest bei ihnen, Bayram, ich habe vergessen, wie es genau heißt, dann essen sie nur abends. Sie schauen uns also an: „Fritz?“ Man hatte sie vorgewarnt, dass man Fritze herbringt.

Wir waren einige Wochen mit diesem Zug unterwegs gewesen, deshalb herrschte, als man uns in diesen Aul namens Alabota brachte, schon tiefster Winter. Wir hatten nur städtische Kleidung: Halbschuhe und Barretts – Städter eben. Die Kasachen dagegen trugen Pelzmantel und Pelzmützen. Und wir betrachteten sie und fragten uns, wie wir hier mit unseren Schühlein und Mützchen überleben sollen. Am 2. Oktober 1941 hat man uns dort abgesetzt. Wir verbrachten dort ein oder zwei Nächte,

genau erinnere ich das nicht mehr. Die Männer dort konnten wenigstens ein paar Worte Russisch, denn damals waren ja alle in Kolchosen organisiert. Deshalb gehörten sie entweder zu einem Kolchos oder einer MTS [*Maschinen-Traktoren-Station*], weshalb sie nicht absolut unwissend sein konnten. Ich frage also die Männer, ob es hier eine Schule gibt. Ich hatte ja zuhause die achte Klasse absolviert und alle Schulbücher für die neunte Klasse mitgenommen. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, dass ich mich mit etwas anderen beschäftigen könnte als zu lernen. Einer sagt: „Schkola joq, schkola joq“ („Nein, keine Schule“). „Jq“ bedeutet nein, nicht. Das habe ich am ersten Tag gelernt. Dann fragte ich: „Und wo gibt es eine Schule?“ „Dort, im Dorf Tschkalow, dem Kreiszentrum.“

Tschkalow war das Dorf Nr. 12 von 13 eigens für Verbannte geschaffenen Siedlungen. Sie waren vorab gebaut worden, weil man offensichtlich diese Gegend vorab für allerlei repressive Maßnahmen auserkoren hatte. Und wie viele Kilometer sind es nach Tschkalow, dem 12. Dorf? Da muss man einen Tag fahren, sagte er, einen Tag. Solche Maßeinheiten hatte man da. Und womit fahren? Düsenflugzeuge gab es damals noch nicht. Man fuhr mit dem Traktor oder ritt auf einem Kamel.

Dann fragte ich, wo hier die Brotausgabe ist, denn das ganze Land lebte ja schon auf Brotkarten. In Saratow waren die Brotkarten am ersten oder zweiten Kriegstag, so genau weiß ich das nicht mehr, eingeführt worden. Ich wusste, als erstes brauchen wir Karten. Ich frage also, wo hier die Verwaltung ist oder irgendeine Behörde für die Karten. „Nun, da wohnt der Kolchos-Vorsitzende, dort, dort“, hat er mich weitergeschickt. Ich ging zu dieser Jurte und erkläre ihm, dass wir Brotkarten brauchen, weil wir essen müssen und er sagt zu mir: „Dich soll Hitler füttern und nicht wir. Geh doch Hitler nach deinen Karten fragen.“ Das war also meine erste Bekanntschaft mit dem Leben als repressiertes Mädchen: Dass ich Hitler um etwas zu essen bitten soll. Von diesem Tag an wussten wir, dass wir rechtlos sind und suchten unter dem Schnee nach Getreidehalmen.

Mein von der Natur gegebenes Glück war, dass ich mit meinen 16 Jahren schon das Familienoberhaupt war, denn Papa war schon seit drei Jahren nicht mehr da. Also von dem Moment seiner Festnahme an. Mama war aufgrund ihrer nervlichen Lage im Prinzip weder Ratgeber noch Arbeitskraft. Sie sagte immer nur: „Ritulja, wie du denkst, wie du

meinst“. So war ich also gezwungen, alles so zu machen, wie ich dachte und meinte, dass es richtig ist. Ich sage zu ihr: „Mama, wir müssen es in dieses Dorf Tschkalow schaffen. Wie weit es ist, wissen sie nicht, aber im Laufe eines Tages kann man hinfahren.“ Und außerdem sagte ich: „Mama, sie sagen, dass man mit Kamelen oder Traktoren hinkommen kann. Mit Traktoren transportieren sie alle Güter, das heißt, viele Kilometer können es nicht sein, lass uns fahren, ja?“ Und Mama sagt: „Und was denkst du?“ – „Ich denke, ja.“

Und so habe ich angefangen, in diesem Aul herumzuzufagen, ob es jemanden gibt, der vielleicht morgen fahren würde. Sie haben Getreide dorthin gebracht oder aus diesem Tschkalow Treibstoff geholt. Es war der Mittelpunkt dieses Landkreises. Und ein alter Kasache sagt: „Morgen mich fahre Treibstoff holen.“ Sie sagten nie „ich“, sondern „mich“. Ich sage: „Und können Sie nicht mich und meine Mamka (so sagte man dort) nach Tschkalow mitnehmen. Ich muss in die Schule gehen“, sagte ich. „In Ordnung. Gibst du mir Tee?“ Dort sind sie ja große Teetrinker. Doch Tee war wie alles Mangelware. Vielleicht hatten wir noch ein Päckchen Tee, an dieses Detail kann ich mich nicht erinnern, aber offenbar doch. Denn ich sagte: „Ich geben Ihnen ein Päckchen Tee.“ Was für Tee das war, erinnere ich nicht mehr. Es sind ja immerhin 75 Jahre seit-her vergangen und sehr viel ist passiert.

Wir hatten nur wenig Gepäck, nur das, was ich tragen konnte. Er sagt also: „Da drüben steht der Traktor mit dem Fass-Anhänger, da beim Fass ist Platz.“ An den Traktor war ein Schlitten gehängt: zwei Kufen, quer darüber waren Bretter gelegt, auf diesen Brettern lag ein Fass, vielleicht auch zwei, für Öl, ganz schwarz. Hinten blieb ein klein wenig Platz, da konnte man sich hinsetzen und die Beine baumeln lassen. Ich lief also zur Jurte und sagte: „Mama, morgen früh, schon frühmorgens fahren wir.“ Sie sagt: „Nun gut, gut.“ Wir haben also noch eine Nacht in der Ecke in dieser Jurte gesessen. Dort hat man keine Betten, sie legen nachts eine Koschma aus. Eine Koschma, das ist so eine dicke selbstgemachte Filzdecke aus Schafwolle. Darauf legen sich alle hin. Und wir saßen also in der Ecke, natürlich boten sie uns nicht an, uns bei ihnen niederzulegen.

Frühmorgens gingen wir hinaus, es war stockfinster und ich habe Mama auf diesen Vorsprung gesetzt. Der Alte war sehr gutmütig. Dort

trägt man solche Mützen, Treuch [*Dreiohr*] genannt, die kann man nicht nur hier zusammenschnüren. Wenn es zwei Ohren sind, dann nennt man es Malachaj. Aber wenn es hinten auch noch so ein, ich weiß nicht, wie man das nennt, gibt ... Kurzum, es gibt da zwei Ohren und eines hinten, damit es nicht kalt am Hals hereinkommt. Das nennt man ein Pelz-Treuch. Er liegt auch im Nacken dicht an und nur das Gesicht schaut heraus und ist dem Frost ausgesetzt. Der Greis war sehr gütig. Ich sage: „Mamka fällt runter, wir müssen sie irgendwie festbinden.“ Er hat mir irgendwas dafür gegeben. Da war also das Fass, da habe ich sie dahinter hingesezt, da war dieser Traktor und ich habe sie irgendwie an diesem Fass befestigt. Und ich selbst habe mich irgendwie daneben gesetzt. Aber die meiste Zeit bin ich gerannt, denn es war sehr kalt und ich musste mich warmhalten.

Auf diese Weise sind wir in das Dorf Tschkalow gefahren. Dort gab es keine Jurten, es war ja das Kreiszentrum. Dort gab es standardisierte Lehmhäuschen, die aus Saman-Ziegeln errichtet waren. Saman ist eine Mischung aus Lehm, Sand, Dung und Stroh. Also aus dem, was man dort hat. Ziegelsteine gab es dort nicht. Nur Steppe, Steppe, Steppe und noch mal Steppe rundum. Dort hatte man Einheits-Häuser errichtet. Alle von gleicher Größe und Maß, das Fenster hier, die Tür dort, der Stall hier. Und Reihe an Reihe. Kein Baum weit und breit, eine absolute Wüstenei ist diese Gegend. Wie wir später erfuhren, war es nicht erlaubt, Bäume zu pflanzen.

Dort lebten verbannte Deutsche und Polen, die schon 1936 ausgewiesen und verschickt worden waren. Sie hatten an der Westgrenze im Gebiet der Ukraine gelebt, dieses Gebiet heißt Wolhynien. Ich weiß nicht, wie es heute heißt, aber vor der Revolution nannte man es so. Sie sagten: „Wir kommen aus Wolhynien“. Sie sprachen kein Russisch, aber Deutsch und eine Mischung aus Polnisch und Ukrainisch. Dies war also ein völlig nacktes Dorf, alles war transparent und einsehbar, man konnte sich da unmöglich verstecken. Es durfte da nicht einmal einen Busch geben. Der Traktor fuhr weg, ich dankte dem Alten, gab ihm wohl den Tee, aber an den Moment der Übergabe erinnere ich mich nicht mehr. Aber gegeben habe ich ihn ihm wohl.

Da standen wir und schauten uns um, wohin gehen. Es war bitterkalt, die Nacht brach schon an. Wir klopfen an der erstbesten Hütte

und eine Frau kam heraus. Wir haben uns auf Deutsch an sie gewandt und sie sagte: „Kommt herein.“ Wir fragten, ob wir bei ihnen übernachten können. Wie muss man sich das vorstellen: ein Raum mit einem Ofen, aber das war kein russischer Ofen, sondern ein Herd und von dem ging ein sich erwärmendes Mäuerchen ab. Ich weiß nicht, wie man das dort nannte. Hinter diesem Herd stand bei ihnen ein Kalb. „Dort lege ich frisches Stroh hin, da könnt ihr übernachten“, sagte sie.

Ein paar Wortwechsel später wussten wir schon, dass sie hier schon fünf Jahre leben und dass man sie 1936 von der Grenze wegdeportiert hat. Wie das genauer geschah, ihre Deportation – das haben wir schon nicht mehr erfragt, ob und was sie mitnehmen konnten. Kurzum, sie waren alle hierhergebracht worden, sie waren alle verbannte Polen und Deutsche. Natürlich waren sie sowjetische Staatsbürger, aber ohne jedes Recht abzureisen oder fortzugehen. Sie gehörten alle zu einem Kolchos und bekamen dort ein Minimum, das Existenzminimum aus den Kolchoseinnahmen. Die Armut war schrecklich. An Seife war nicht zu denken, sich zu waschen war einfach unmöglich. Wasser musste man aus einem Brunnen holen, bei dem man jeden Morgen erst das Eis aufschlagen musste, weil er einfro. Abgrundtiefe Armut. Wenn man Dickens liest, sein Werk über obdachlose Kinder, erfasst dich der Schrecken. So in etwa war das Bild. Dort lebten drei Kinder und ein Ehepaar.

Wir übernachteten. Ich fragte, wo die Schule ist und morgens ging ich los. In der Tat, es gab eine Schule. Sie war auch so ein Lehmbau, nur größer, mit großen Klassenräumen. Ich sagte, dass ich mein Zeugnis dabei habe, dass ich acht Klassen absolviert habe und in die neunte gehen müsste. Doch der Direktor sagt: „Mädchen, aber bei uns gibt es keine neunte Klasse, wir haben keine Schüler für die Neunte, alle in dem Alter arbeiten im Kolchos. Du musst also nicht zur Schule gehen.“ Das war natürlich ein harter Schlag.

Ich versuchte auch, eine Lebensmittelkarte zu bekommen, dort gab es ja eine Kreisverwaltung, dachte ich. Und im Kreiszentrum hat die oberste Chefebene vielleicht ein Nachsehen mit uns. Aber ich bekam die gleiche Antwort, dass uns doch Hitler füttern sollte. Unsere Gastgeberin, bei der wir schon ein paar Nächte schliefen, sagte: „Ihr könnt etwas von eurer Kleidung gegen Brot, Korn und Kartoffeln tauschen. Einen anderen Weg, hier etwas Essbares zu bekommen, gibt es nicht.“ Dabei

stand doch der Winter bevor und zu Ende geht er erst Ende Mai. Eine Freundin von mir, Nina Mischtschenko, ist im nächsten Jahr am 5. Mai erfroren. Es sind schon so viele Jahre vergangen, aber ich erinnere mich daran. An einem 5. Mai konnte man dort noch erfrieren. Solche Schneestürme gab es da.

Kurzum, wir hatten zwei Bettlaken. Eines haben wir gleich eingetauscht und bekamen etwas Korn dafür. Nun, irgendwie haben wir existiert. Später haben wir Papas neuen Mantel aus dem Haus getragen, er war sehr gut, ein Wintermantel. Er war neu geschneidert worden und Mama hatte gesagt: „Nehmen wir Papas Mantel mit, falls Papa zurückkommt.“ Papa war zu dieser Zeit schon an der Kolyma. Aber wir wussten nichts von ihm. Er hätte schon tot sein können, erschossen.

Wir hatten regelmäßig Briefe von Papa bekommen. Aber nachdem der Krieg begonnen hatte, gab es zwei Jahre lang keine Briefe. Vermutlich deshalb, weil er Deutscher war. Deutsche wurden ja erschossen, aber ihm als zufällig Überlebenden verbot man zu schreiben. Die Gefangenen schrieben regelmäßig, aber sie konnten die Briefe dort ja nicht in einen Briefkasten werfen. Man gab sie im Kontor ab und das Kontor begutachtete sie. Dort dienten ja solche Soldätchen, blutjunge Komsomolzen, denen man gesagt hatte, das sind alles schlimme Volksfeinde. Denen man nichts Gutes tun darf, nur Schlechtes. Und dann schreibt da plötzlich einer an seine Mama. Bei dem einen Komsomolzen rührt sich da was im Herzen und er wirft den Brief in den Korb, der zur Post geht. Die Post wurde dann zur See befördert und das geschah auch sehr unregelmäßig. Und ein anderer Soldat ist weniger gut und denkt sich, soll er halt nochmal schreiben. So haben wir also ab und an etwas bekommen. Aber einige Briefe haben wir auch nicht erhalten. Wir kannten natürlich seine Adresse, da Papa ja schon seit zwei Jahren dort war. Natürlich haben wir ihm auch gleich geschrieben. Ob er allerdings gleich den ersten Brief bekommen hat, kann ich nicht sagen. Es sind so viele Jahre vergangen. Und es fehlte an Papier, auf dem man hätte schreiben können. Und dann kamen wohl für ein ganzes Jahr keine Briefe von ihm. Was möglicherweise bedeutet, dass er auch unsere nicht bekommen hat.

Wir hatten also diesen Mantel mitgenommen in der Hoffnung, dass Papa zu uns zurückkehrt. Nun sagte Mama: „Sollen wir Papas Mantel verkaufen?“ Und in der Tat, es fand sich jemand aus der Führung. ... Alle

auf der Führungsebene waren Russen. Es gab dort einen Kreis-KGB, einen Kreis-NKWD, eine Kreisverwaltung und ein Partei-Kreiskomitee, alles wie es sein soll. Das waren alles Russen, freie Leute, die uns dort sozusagen bewachten. So haben wir dort dank dieser Fetzen unserer Sachen überlebt – umziehen konnten wir uns nicht mehr, wir verkauften alles. Also wir tauschten es ein, Geld war nicht in Umlauf. Wir schlugen uns in dieser Zeit irgendwie durch.

Anderthalb Monate nach unserer Ankunft in dieser Steppe, der endlosen Steppe Kasachstans, kam ein anderes Unglück über uns: Alle Männer, auch die Jungen ab 16 und in manchen Fällen auch ab 15 Jahren, wurden erneut in Viehwagen verladen und weggebracht in die „Trudarmee“. Dieses Wort war uns völlig neu, wir hörten es damals zum ersten Mal. Wir konnten nicht einmal erahnen, zu was für einem Schreckenswort es für uns alle werden sollte.

Als bald kam eine weitere schlimme Nachricht: Alle Mädchen und Frauen mussten ebenfalls fort zur Trudarmee. Die Mädchen ab 17 Jahren – aber es erwischte auch 16-Jährige und mit mir zusammen war sogar eine, die war erst 15. Ich war damals im 17. Lebensjahr. Mancherorts erlaubte man Frauen, die kleine Kinder unter sieben Jahren hatten, zuhause zu bleiben. Aber anderswo mussten sie auch abfahren, wenn das Kind älter als drei Jahre war. Das hieß, eine Mutter sollte ein dreijähriges Kind allein in einem fremden Land lassen, an einem fremden Ort mit extremem, hartem und schrecklichem Klima, um in diese Trudarmee zu kommen. Die meisten dieser Kleinkinder sind gestorben. Sie sind erfroren oder verhungert, denn man hatte ihnen Vater und Mutter genommen. Wenn es in so einer Familie eine Großmutter gab, so hat sie natürlich die Kinder irgendwie durchgebracht. Aber in dem meisten Fällen gab es keine Großmütter und viele Kinder sind schlichtweg erfroren.

Ich wurde also auch in die Trudarmee eingezogen. Das Drama dabei war, was aus Mama wird. Wir waren dort hinter dem Ofen geblieben. Unsere Hauswirte waren noch vor mir in die Trudarmee geholt worden. Dann wurde auch ihr ältester Sohn geholt, er war 16 wie ich. Es blieb nur der jüngste, Woldemar, genannt Woldusch. Er war sechs oder sieben, was wohl aus ihm geworden ist? Wo kam er hin? Was aus diesem Jungen und dem Mädchen, das etwas älter war, dann geworden ist, ist mir unbekannt.

IN DER TRUDARMEE

Der Weg in die Trudarmee

Es hieß, wir sollten für zwei Wochen Lebensmittel mitnehmen, aber wir hatten nicht einmal Vorräte für einen Tag. Wir haben uns jeden Tag irgendwas besorgt. Der nächstgelegene Bahnhof hieß Taintscha, genau in der Mitte zwischen den Städten Petropawlowsk und Akmolinsk [heute: Nur-Sultan, zuvor Astana, seit 1997 die Hauptstadt Kasachstans]. Von unserem Ort war er etwa 60 Kilometer entfernt. Unser Weg begann Ende Dezember, den größten Weg legten wir schon im Januar zurück. Wir gingen zu Fuß. Denn auf den Schlitten, die uns begleiteten, saßen die alten Frauen, die nicht mehr gehen konnten und außerdem waren sie mit unserem Sachen beladen. Aber es wäre ohnehin unmöglich gewesen, lange auf den Schlitten sitzend zu fahren, da wären wir erfroren. Denn minus 40 Grad war dort eine gewöhnliche Temperatur. Straßen gab es nicht, nur Steppe. So schlugen wir uns zu diesem Bahnhof durch, das dauerte einige Tage.

Schließlich kamen wir in dieses Taintscha. Dort herrschte ein babylonisches Gedränge: Tausende von schreienden, jammernden, weinenden Frauen. Dort mussten wir dann unter freiem Himmel noch ein paar Tage warten, bis die Züge kamen. Es waren vier Züge mit Viehwaggons und in jeden Waggon wurden 40 Personen gejagt. Bewacher hatten uns gleich unter ihre Fittiche genommen und es gab nur Schreie: „Dawaj, dawaj, dawaj, dawaj!“ [mach schon, vorwärts]. Diese Waggons waren keine langen, großen Pullman-Wagen, in denen man heute fährt, sondern kleine, hölzerne Viehwaggons aus einfachen Brettern. Darin transportierte man Vieh. Selbstverständlich ohne Toiletten, ohne alles. Auf beiden Seiten gab es Stroh und Pritschen mit einer zweiten Etage, ebenfalls mit Stroh.

Der Bahndamm war sehr hoch, wir kletterten ihn hoch, um einen Platz zu ergattern. 40 Leute und alle drängeln auf die oberen Pritschen

in der Hoffnung, dass es dort wärmer ist. Ich war die jüngste und obwohl ich Sport und Ballett machte und Musikstunden bekam, schaffte ich es nicht nach oben, da mir diese einfachen Bäuerinnen zuvorkamen. So blieb mir nur eine freie Nische, nicht einmal ein Platz zwischen der äußersten Frau und der Wand. Am ersten Morgen bemerkte ich, dass ich an dieser Wand festgefroren war. Das Einzige, was ich hatte, war eine Decke, die Decke von mir und Mama, die ich mitgenommen hatte. Darin wickelte ich mich ein und dann war diese wattierte Steppdecke auf dieser Seite angefroren.

Manchmal stellte man uns einen Eimer Wasser zum Trinken in den Waggon. Was ich gegessen habe – ich weiß es nicht mehr, wirklich. Verpflegung gab es keine – wir haben nichts bekommen. Wir sollten von dem Ort, wo wir vorher gelebt hatten, für 20 Tage Essen mitnehmen, so hatte man es uns gesagt. Aber so viel Essen hatten wir nicht auf Vorrat. Denn wir waren doch eben erst an diesen Verbannungsorten angekommen und hatten noch nicht einmal Lebensmittelkarten für Brot bekommen. Die Bäuerinnen hatten natürlich etwas dabei, immerhin lebten sie schon seit sechs Jahren dort und sie alle hatten Kühe. Auch haben alle dort eine kleine Nebenerwerbswirtschaft.

Es gab bewaffnete Bewachung. Jeder Waggon hatte hinten so eine Plattform, wo in Fellmantel und Filzstiefeln (also sehr gut ausgestattet) ein Schütze mit einem Gewehr saß. Zweimal am Tag wurde die Verriegelung des Waggons geöffnet ... Auf dem Weg in die Trudarmee war es genauso wie auf dem Weg in die Verbannung: Die natürlichen Bedürfnisse wurden vor den Augen der danebenstehenden Wächter befriedigt – mit gezückter Waffe, falls jemand, anstatt sich hinzuhocken, plötzlich auf die Idee kommen sollte zu fliehen. Doch rundum war nur noch Taiga. Eine undurchdringliche, unwegsame Taiga mit Bären und ohne Straßen und Wege. Deshalb konnte niemand fliehen und hat es auch nicht versucht.

Keine der Frauen, mit denen ich zusammen war, konnte Russisch. Kein einziges Wort. Sie waren alle Deutsche. Dann wieder dieses Wort „dawaj“. Die Frauen fragten mich alle, was heißt das: „dawai“? Sie verstanden nur eines, dass „dawaj“ jetzt das schlimmste Wort ihres Lebens ist. Immer nur „dawaj“, boshaft und nachdrücklich. Ich habe ihnen also erklärt, welche Bedeutung „dawaj“ im Russischen hat, dass es aber in unseren Leben nun „mach dich einfach auf alles gefasst“ bedeutet.

Wir waren ungefähr zwei bis drei Wochen unterwegs. Wir hatten keinen Kalender und keine Uhr, also keine Möglichkeit, die Uhrzeit zu erfahren. Es war ja eigentlich die ganze Zeit dunkel, denn in diesen Viehwaggons gibt es keine Fenster, nur ganz oben waren auf jeder Seite winzige Fensterchen von der Größe eines A4-Blattes, damit ein bisschen Licht zum Vieh durchdrang und die Kuh erkennen kann, ob der Tag angebrochen ist, was bedeutet, sie wird bald gemolken. Oder ob Nacht ist, was bedeutet, sie kann noch weiterdösen.

Wir fuhren bis zum Bahnhof Ussolje (dieses Schild habe ich gesehen), ein winziger Bahnhof mitten im Urwald, rundherum nichts als Wald. Wir waren morgens sehr früh und bei völliger Finsternis dort angekommen, es war der 2. Februar 1942. Nachdem man uns ausgeladen hatte, gingen wir einen weiten Weg durch diesen Wald bis in eine Ansiedlung. Später habe ich erfahren, dass das die Stadt Beresniki im Gebiet Perm war, damals hieß es Gebiet Molotow. Das ist mitten im Ural.

Die Lagerbaracke

Selbstverständlich kamen wir nicht direkt in die Stadt, sondern irgendwohin am Stadtrand, vielleicht sogar weiter ab in die Taiga. Aber endlich waren wir an dem Ort angekommen, wo man uns unterbringen sollte. Wie dieses Beresniki als Stadt aussieht, weiß ich bis heute nicht, denn wir wurden nie in die Stadtmitte geführt.

Es gab dort Bretter-Baracken. Dort war schon seit den 1920er Jahren ein Verbannungsareal und ein Gefangenenlager gewesen. Deshalb war dort die gesamte Infrastruktur, um es grob, aber zutreffend zu sagen, übel zusammengeschustert — irgendwie halt, aus Brettern. Dass es drin kalt sein wird und Regen und Schnee eindringen, das hatte niemanden interessiert. Wichtig war nur, dass es ein Dach gibt. Die Heizung bestand aus einer Röhre, die die Wand entlanglief, so eine dicke Röhre, die warm war.

Es gab dort mehrere Abteile von etwa 16 Quadratmetern, mit Pritschen unten und oben und hier wie dort mit Stroh. Zwischen den Pritschen war ein schmaler Durchgang. In jedem dieser Räume mussten 40 Frauen unterkommen. Also lagen auf jeder Seite der Pritschen je 10 Frauen auf dem Stroh, sonst gab es ja nichts. Wer hineinging, musste



seinen Platz einnehmen. Und wenn du dich auf den Rücken drehen wolltest, musst du zur Nachbarin sagen: „Lass uns auf dem Rücken liegen, versuchen wir uns umzudrehen.“ Aber eigentlich lag man nur auf der Seite, dicht an dicht.

Es gab keine Waschgelegenheit und keine Toiletten. Alles war primitiv wie in einem Stall. Mir scheint, bei einem guten Landwirt hat selbst das Vieh bessere Bedingungen. Ich dachte mir, nun, das ist hier für ein, zwei Tage, bis man uns irgendwohin einteilt.

Uns wurde schnell klar, dass von Körperwäsche keine Rede sein kann. Wir versuchten, uns mit Schnee die Gesichter so gut es ging abzuwaschen. Aber es war bitterkalt. Der Schnee war so scharf, die Schneeflocken die reinsten Glassplitter, so dass wir uns nur die Haut aufgerissen haben. Deshalb haben wir aufgehört uns zu waschen, einfach darauf verzichtet.

Dann am nächsten Morgen um fünf Uhr – es war noch absolut finstere Nacht – im Korridor ein furchtbares Gebrüll der Diensthabenden, einer kräftigen, gesunden Frau: „Aufstehen, anziehen, antreten und Abmarsch! Schnell, schnell!“ Also kein guter Morgen, kein Waschen und

Toilettengang. Klosetts waren ohnehin Fehlanzeige: „Bitte sehr, der Wald ist groß. In dieser Hinsicht macht, was ihr wollt“, hieß es. Erst jetzt, nachdem ich selbst alt geworden bin, habe ich verstanden, wie hart das für die alten Frauen war. Wir jungen Mädchen konnten, offengesagt, das bis abends oder bis zu einer günstigen Gelegenheit verdrücken. Aber die alten Frauen, bei denen dieses System schon nicht mehr so gut funktioniert wie bei den jungen, bei denen die Muskeln schon nicht mehr halten, wie schwer muss das für sie gewesen sein?

Die Frauen, mit denen ich im Waggon hergefahren war, waren Bäuerinnen. Keine einzige von ihnen sprach Russisch. Sie konnten ein bisschen Polnisch, weil sie zu jenen Deutschen gehörten, die viel später nach Russland gekommen waren als wir Wolgadeutsche, erst Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie hatten an der russischen Westgrenze zu Polen gesiedelt. Deshalb enthielt ihr Deutsch auch sehr viele polnische Wörter. Aber auf Russisch brachten sie kein einziges Wort heraus. Deshalb war ich hier die Einzige, die Russisch konnte – und zugleich die Jüngste.

Und außerdem sprachen diese Frauen ein ganz anderes Deutsch als ich: Ich sprach den schwäbischen Dialekt unserer Wolgadeutschen. Denn die Wolgadeutschen stammten zum größten Teil aus Schwaben, aus Württemberg. Von diesen Frauen weiß ich nicht, aus welcher Gegend in Deutschland sie stammten, aber faktisch sprachen sie fast reines Hochdeutsch und amüsierten sich immer über meinen schwäbischen Dialekt. Und nicht nur, dass sie sich über mich lustig machten: Ich spürte immer eine gewisse Abneigung ihrerseits. Ich war sehr traurig und vereinsamt, denn zum ersten Mal in meinem Leben war ich von meiner Mutter getrennt und das war für mich selbstverständlich sehr schwer zu ertragen.

Ich war die Einzige, die die Befehle der russischen Wachposten verstand – denn wir standen ja unter Bewachung, wir wurden von Wachen mit Gewehren und Hunden zur Arbeit geführt. Ich verstand also die Befehle, die man uns gab, während die Frauen sie nicht verstanden. Und so kam es, dass ich schon am ersten Tag Brigadier wurde. Unser Aufseher, ein Tatare, sogar ein sehr schöner Tatare namens Abdrachimow, bemerkte, dass ich Russisch kann und sagte: „Du bist der Brigadier und du wirst den Frauen übersetzen, was ich ihnen befehle.“ Ich sollte also bei dem ohnehin nicht besonders freundlichen Verhältnis der Frauen zu mir ihnen

auch noch befehlen – oder zumindest die Befehle übersetzen. Und wenn das auch nur Übersetzungen waren, hat mich das doch sehr gequält. Aber ich musste mich fügen, denn er hatte gesagt: „Du bist Brigadier.“

Harte Arbeit, wenig Nahrung

Und dann gingen wir zur Arbeit. Erst an diesem Tag, unserem ersten Tag, haben wir erfahren, was wir hier tun müssen.

Der Weg führte durch den Schnee, er war nicht geräumt worden, bevor wir dort entlang mussten und zudem waren wir alle auch noch sehr schlecht angezogen. Die Frauen kamen alle vom Dorf, ihre Kleidung war noch halbwegs tauglich für solche dürtigen Bedingungen. Aber ich war ein Stadtkind, ich trug nette kleine Stiefelchen, ein Mützchen auf dem Kopf und das Mäntelchen, mit dem ich in der Stadt unterwegs war, als wir noch in Saratow gelebt hatten. Und selbstverständlich war ich sofort völlig durchgefroren.

Es ging geradewegs in den Wald hinein. Ein Pfad, irgendeine Brigade war schon vor uns durchgegangen und danach kamen wir. Nur Wald und Taiga und ich rechnete mir aus: Wenn man hier nur um zwei Meter auseinandergeht, dann sieht man den anderen Menschen schon nicht mehr. Da waren uralte Kiefern und natürlich auch Tannen. Es war noch Nacht. Zwischen ihnen war Gehölz, sehr dichtes Buschwerk. Deshalb weißt du schon nach zwei Metern nicht mehr, wo du bist und kannst dich nicht mehr orientieren. Allen wurden Sägen, Äxte und Vorschlaghammer gegeben. Ich bekam ein Brecheisen. Ich wollte es mit beiden Händen anheben, schaffte es aber nicht. Ich war dürr, sehr dürr sogar.

Wir hatten schon auf der Fahrt in die Deportation gehungert, wir waren wochenlang gefahren und ich könnte selbst unter Todesandrohung nicht mehr sagen, was ich dabei gegessen habe. Meine Kräfte waren also ... Ich kann mich gut daran erinnern: Ich möchte es mit beiden Händen anheben, ich weiß nicht, was ich damit tun soll, aber eines ist sicher: Ich habe ein Brecheisen bekommen. Die einen hatten Hacken, andere Sägen. Und der Vorarbeiter trug einen Fellmantel, hatte großartige Filzstiefel, einen warmen Malachai und das Beste: Fellfäustlinge. Ich habe mir oftmals die Hände erfroren. Dass meine Finger nicht amputiert wurden, war reines Glück.



Und dann fing unsere Arbeit an: Bäume fällen. Du hebst den Kopf und siehst die Krone nicht, sie verliert sich irgendwo in den Wolken. Und dieser Baum soll gefällt werden. Es ist eine Wissenschaft für sich, in welche Richtung er fallen soll. Richtige, professionelle Holzfäller wissen, wo man anfangen muss zu sägen, wenn man will, dass der Baum dahin fällt. Und wenn er will, dass er dorthin fällt, dann fängt er hier an zu sägen. Diese Wissenschaft hat uns niemand beigebracht. Man sagte nur: „Um zwölf Uhr heult die Sirene, ihr geht zum Essen, halbe Stunde Mittag, ihr kommt zurück, um acht Uhr ertönt die Sirene, Werkzeuge abgeben und zurück in die Baracke.“ Das hat man uns gesagt. Und was wir tun müssen.

So haben wir angefangen zu arbeiten. Wohin dieser gewaltige Baum kippt, der einige Tonnen wog, wussten wir nicht. Die Bäume fielen dorthin, wo wir standen. Wir waren ja keine echten Holzfäller, denn das ist eine Kunst für sich. Deshalb gab es vom ersten Tag an Unglücksfälle. Und dann haben wir tagelang zu zweit an diesem Baum gesägt. Wir haben ihn ausgemessen: Wenn man sich zu zweit so an den Händen nimmt, kann man dieses Ding mit Mühe umfassen. Dabei war die Säge stumpf,

wir haben also den ganzen Tag gebuckelt. Jemand hält einen Griff und ich den anderen. Wir haben es an einem Tag nicht geschafft. Das heißt, am nächsten Tag weitermachen.

Am wichtigsten war ihn danach noch herauszuschleppen, diesen gefällten Baum. Wir mussten ihn auf die Schultern packen und heraustragen. Ein Traktor hatte da irgendwie einen breiten Weg oder eine Schneise freigemacht. Dorthin musste man den Baum tragen, damit dann die Forstschlepper – oder wie die heißen – sie dann mit eisernen Haken festmachen und wegschleppen konnten. Aber wir mussten die Stämme auf den Schultern heraustragen. Das heißt: Die 40 Leute der Brigade müssen sich der Größe nach aufstellen. Da war Hulda, an ihren Vornamen kann ich mich erinnern, an ihren Nachnamen nicht mehr. Ein großgewachsenes, hübsches und gesundes Bauernmädchen, ein Mädchen mit solchen Backen. Innerhalb einiger Wochen verwandelte sie sich in eine graue, kranke, schrecklich anzusehende Greisin. Sie musste immer wegen ihrer Größe am anderen Ende stehen. Ich war die Allerkleinste. Damit der Stamm bei mir aufliegen konnte, musste ich ja an ihn herankommen. Wenn da vor mir so eine stehen würde, käme ich schon nicht mehr heran. Und trotzdem bekam ich etwas ab, so war es. Ich möchte dazu keine Einzelheiten sagen, aber jede Frau, die mich hört, wird es verstehen. So haben wir also gearbeitet. Die körperliche Arbeit dort war so schwer, dass sie ein heutiger Mann nicht schaffen würde. Er würde gleich bitten, ihm Maschinen zur Verfügung zu stellen, da man solche Arbeit nicht von Hand erledigen könne. Aber wir Mädchen und Frauen sollten dies ohne technische Hilfsmittel schaffen.

Um 12 Uhr war Mittagessen. Was war das für ein Mittagessen? Ein riesiges Gebäude, ein Dach, aus was die Wände waren, erinnere ich schon nicht mehr. Näpfe aus dünnem Blech und ein Zinnlöffel. Aus einer großen Kelle bekommst du, wenn du an der Reihe bist, dreckiges, stinkendes und sehr salziges Wasser eingegossen. Darin waren gekochte Kartoffelpellen, gekochte Erbsenschalen oder ein paar Kohlstrünke und Wirbelsäulen von Heringen. Kein Fleisch von Heringen, offensichtlich hatte das jemand anderes gegessen – nur die gekochten Knochen. Also Küchenabfall, der in den Müll gehört. Das alles wurde gekocht und sehr stark gesalzen – und wir bekamen das als Suppe.

Die Rettung, die einzige Rettung war das Stück Brot. Die Brotration für Arbeitende war 800 Gramm. Ja, wenn das Brot aus Weizen oder Roggenmehl gewesen wäre. Aber dieses Brot war mit Stroh und Kartoffelschalen und wer weiß noch was gemacht. Deshalb ließ der Kaloriengehalt, vom Geschmack ganz zu schweigen, zu wünschen übrig. Die ersten Tage rissen sich die Frauen zusammen, sie brachen das Brot durch und versteckten eine Hälfte an der Brust, denn sonst konnten sie es nirgends aufbewahren, man konnte es ja nirgendwo hinlegen. Es wäre sofort gestohlen worden oder gefroren. Deshalb versteckte man die Brothälfte an der Brust und aß sie dann abends.

Nach ein paar Tagen bemerkte ich, dass die Frauen dieses zweite Stück schon vor Anbruch des Abends aufaßen, weil sie einfach nicht durchhielten, bis sie den langen Heimweg geschafft haben. Und das war sehr schlecht. Die Frauen waren so hungrig, dass sie beim Mittagessen gleich die ganze Ration aufaßen. Diese Ration war wie diese Haushaltsseifenstücke von früher, solche dunklen Blöcke, ich habe noch ein paar davon. Der reinste Stein. Und sie haben das gleich aufgegessen. Aber abends gab es nur wieder einen Napf voll von dieser Suppe. Brot gab es nur einmal und das für den ganzen Tag.

Ich war zwar die allerjüngste, aber ich hatte einen wirklich eisernen Willen. Ich teilte das Brot und versteckte die Hälfte an der Brust. Eine Hälfte aß ich zu Mittag, aber die zweite Hälfte rührte ich nicht an, bis wir in der Baracke waren. Da setzte ich mich hin, nahm einen Becher Wasser und aß sie auf. Denn ich wusste aus meiner Kindheit noch viel über die Hungersnöte an der Wolga. Ich hatte viel von den Alten, von den Großmüttern und den Eltern über den Hunger zu Zeiten der Revolution und des Bürgerkriegs gehört. Die letzte Hungersnot im Jahr 1933 hatte ich selbst erlebt. Damals war Papa immerhin schon Professor, weshalb er dort eine gewisse Ration erhielt. Deshalb wusste ich, dass man, wenn man sehr wenig Essen hat, es zumindest in zwei Portionen aufteilen muss und dass man niemals alles auf einmal essen darf. Schneller als alle anderen verhungerten jene, die ihre Tagesnorm auf einmal aufaßen. Deshalb brach ich dieses Stück in zwei Hälften und eine davon steckte ich an die Brust.

Ich habe mittags also nur eine Hälfte gegessen und abends zu diesem erneuten Napf salzigen Wassers aß ich die zweite Hälfte. Dann war es

erträglicher. Aber diese Frauen! Auch wenn ich es allen sagte: Macht es so und so. Nein, nein, nein, nein — alles auf einmal. Sie begannen auch früher als ich um die Kantine den Müll zu durchwühlen. Aber was konnte in diesem Müll schon sein, wenn man für uns die Schalen und Heringsskelette auskochte, was blieb da für den Abfall noch übrig? Das erste Mädchen, das ich auf dem Müll erblickte, war Soja Zweier. Ihr Blick war wie wahnsinnig und sie wühlte und wühlte.

Im Namen der Sowjetunion ...

So haben wir schnell verstanden, dass es hier keinerlei Gnade und Mitleid gibt. Nichts, nur Hunger und Frost und diesen Napf mit verschmutztem Wasser. Aber es gab da noch etwas, was uns erwartete, was wir aber nicht im Geringsten erwartet hatten, was sich aber gleich in den ersten zwei Tagen ergab. Um acht Uhr abends, keine Minute früher, erlaubte man uns, die Arbeit einzustellen und aus dem Wald zurück zu unseren Baracken zu gehen, wo wir übernachteten.

Es herrscht also Hunger und schreckliche Kälte. Und dazu diese unbarmherzig harte Arbeit. Unbarmherzig, weil Frauen keine solche schwere Arbeit verrichten sollten. Aber wir, die damals junge Mädchen waren, wir erinnern uns das ganze Leben daran, weil sich das auf uns körperlich ausgewirkt hat — diese Arbeit, die kein Mädchen mit 16 oder 17 Jahren zu tun gezwungen sein sollte. Was also geschah mit uns nach diesen zwei Tagen? Wir lagen zu zehnt auf den Pritschen. Auf dem Rücken liegen war unmöglich, dafür reichte der Platz schlichtweg nicht. Wir mussten alle auf einer Seite liegen und in der Mitte der Nacht wurde es dann möglich, sich auf die andere Seite zu wenden, wenn man eng aneinanderrückte. Nach zwei Tagen spürten wir, wie unsere Körper brannten. Sie brannten wie von Feuer. Wie als hätte man uns zur Verbrennung verurteilt, wie im Mittelalter, als Hexen auf Scheiterhaufen verbrannt wurden.

Die Alten, die schon den Bürgerkrieg erlebt hatten, sagten: „Mädels, das sind Läuse.“ Wissen Sie, was Läuse sind? Das sind Insekten, die in der Kleidung leben und sich auf der menschlichen Haut von unserem Blut ernähren. Die jüngeren wussten gar nicht, was das ist, aber als dann die Älteren sagten: „Zieht euch aus, schauen wir doch mal eure Kleider

an“ – es war ein Schock: Die Kleidung wimmelte von Läusen. Wir kamen ja gerade erst von Zuhause – besser gesagt, von den Orten, wohin wir verbannt worden waren, wir hatten ja kein Zuhause mehr. Das war nicht mehr unser Zuhause gewesen, sondern unser Leidensort. Aber selbst an diesem Ort war es möglich gewesen, sich zu waschen und seine Kleidung sauber zu halten und auch, sie zu bügeln. Aber jetzt waren wir ein paar Wochen unterwegs gewesen und dann hatten wir im Wald gearbeitet und uns nie gewaschen. Wir wuschen nicht einmal Hände und Gesicht, nichts. Kann man sich das vorstellen?

Wir beneideten die Leute, die im Gefängnis saßen. Denn ganz in der Nähe war ein Gefangenenlager, wir gingen daran auf dem Weg zur Arbeit vorbei. Und wenn wir abends nach acht Uhr, so müde, dass man keine Kraft und keinen Lebenswillen mehr hatte, an diesem Lager vorbeiging, da hörten wir, wie man dort Mundharmonika spielte, sang und laut miteinander sprach ... Auch sie arbeiteten: Die Lagerinsassen arbeiteten bis sechs Uhr und alle zehn Tage gab es bei ihnen eine Desinfektion der Kleidung und dann mussten sie sich waschen. Im Gefängnis! Aber bei uns in der Trudarmee gab es das nicht. Wir waren nun also schon Wochen unterwegs gewesen und noch immer ohne Wäsche. Was tun? Wir kamen von der Arbeit, alle zogen sich aus und begannen sich zu kratzen. Und nach ein paar Tagen bemerkten wir, dass unsere Körper schon voller Abszesse und ganz eitrig waren.

Und dann ging es los. Die älteren Frauen sagten: „Mädels, das ist die Krätze.“ Diese Krätze ist eine schreckliche Krankheit, eine Krankheit der Armut, des Bürgerkriegs und aller Kriege. All die Kriege – denken Sie doch nur, wie viele Kriege es allein in Europa gab, der Dreißigjährige Krieg, der Hundertjährige Krieg, der Siebenjährige Krieg, all diese Kriege ... Und während der Kriege kamen immer Infektionskrankheiten, die ganze Dörfer und Städte dahinrafften. Und genau so stand es jetzt um uns. Es gab einfach keine Rettung und niemand, dem wir etwas hätten sagen können. Und so verging noch eine Woche und noch eine Woche. Die Frauen sprachen schon nicht mehr miteinander, alle wurden immer schweigsamer, niemand sagte irgendwas, von richtigen Gesprächen ganz zu schweigen. Wir kamen zurück, zogen uns in Windeseile nackt aus und kratzten und kratzten uns. Doch davon wurde alles nur schlimmer, immer schlimmer und schlimmer. Und eines Abends hatten die Frauen

schon Angst, sich schlafen zu legen, denn je enger wir beieinander lagen, umso mehr litt der Körper – und das war schrecklich. So vergaßen wir schon den Hunger und den Frost und die gnadenlos schwere Arbeit, weil wir nur noch daran dachten, wie wir diesen Alptraum loswerden könnten. Der Leib brannte ohne Unterlass.

Eines Abends kamen wir wie immer in die Baracke: Enge Pritschen auf beiden Seiten, dazwischen ein schmaler Durchgang und 40 Frauen, alle nackt ... Ich hatte immer geschwiegen. Ich fürchtete diese Frauen ja und wie ich da so auf sie schaue, auf ihre Gesichter ... Sie waren schon nicht mehr normal, nicht mehr bei Sinnen. Ihre Augen waren, wie soll man sagen, verrückt – nein, das wäre nicht korrekt, es so zu bezeichnen. Aber ich bekam Angst, große Angst. Und plötzlich höre ich, wie ich spreche. Ich hatte doch nie den Mut gehabt, irgendetwas zu sagen.

Ich sagte: „Frauen, wir verrecken, wenn wir uns jetzt nicht selbst helfen. Hier hilft uns niemand, absolut niemand.“ Eine alte Frau sagte: „Niemand hilft uns. Gott hat uns verlassen. Wir müssen sterben.“ Ich sagte: „Ich habe einen Plan, ich werde es versuchen.“ Ich hatte diese Frauen immer etwas gefürchtet, weil sie so viel älter als ich waren und zudem Fremde. Doch in diesem Moment sah ich, wie elend diese armen Frauen aussehen, wie unglücklich und hilflos sie sind – obwohl ich doch noch ganz jung war, jünger als sie alle. Sie taten mir so leid und ich dachte, es muss doch einen Ausweg geben. Wir können doch nicht alle hier einfach so an etwas sterben, das leicht zu korrigieren ist.

Und ich erinnerte mich an meine Kindheit: Manchmal waren wir für ein paar Tage bei meinen Großeltern Schulmeister im Dorf an der Wolga zu Besuch gewesen. Ich fand alles auf dem Hof sehr interessant und war immer beim Großvater im Stall und schaute mir alles an. Und da hatte ich oft gesehen, wie er, wenn die Pferde abends vom Feld zurückkamen, ihnen das Geschirr abnahm und äußerst gründlich ihre Körper inspizierte. Und dann nahm er manchmal etwas aus einer großen Blechdose und rieb es ihnen auf die Haut. Sie roch grauslich, diese Salbe. Ich fragte ihn, was das ist und wozu. Er antwortete, dass sich das Pferd während der Arbeit die Haut aufscheuern kann und man es unbedingt einreiben muss, damit die Haut bis morgen wieder heilt und man das Pferd wieder einspannen kann. Und da dachte ich mir: Wenn ich jetzt doch nur diese Salbe für die Frauen aufreiben könnte! Dann ginge die Krätze weg,



selbst wenn ich gegen die Läuse nichts tun kann. Dagegen würde nur eines helfen: die Desinfektion unserer Kleidung.

Am Morgen weckte uns in aller Früh diese bösartige Frau mit ihrem Geschrei, dann gingen wir hinaus, traten in Dreierreihen an und man eskortierte uns zur Arbeit. Da sagte ich zu der Frau neben mir: Hör zu, wenn wir jetzt an den Bäumen vorbeigehen ...“ — es war ja stockdunkel, denn im Winter herrscht um sieben Uhr morgens absolute Finsternis — „trete ich aus der Reihe, verstecke und verdrücke mich“. Und das habe ich dann auch getan. Wir sahen ja nichts rundum außer Urwald, aber wir hörten oft Hunde bellen, Dorf Hunde. Und oft, wenn man uns spät abends zurückführte, da spürten wir, dass irgendwo nicht weit Öfen mit Holz beheizt werden: Der Rauch war so angenehm, er erinnerte uns immer an Zuhause, an die Häuser in der Heimat.

Ich nahm deshalb an, dass in der Nähe ein Dorf sein muss. Und da ich ja einen ganzen Tag zur Verfügung hatte, ging ich etwas hin und her, suchte nach Pfaden im Wald und in der Tat kam ich alsbald zu einer ganz kleinen Ansiedlung. Eigentlich waren das nur zwei, drei Häuser und ein



Stall. Dem Geruch nach war mir klar, dass das ein Pferdestall sein muss. Dort standen verschiedene Landwirtschaftsgeräte herum und dann sah ich einen alten Mann. Die jungen Männer waren ja alle an der Front, im Hinterland waren nur die Alten geblieben.

Ich ging zu dem Alten und begrüßte ihn. Da ich ja bestens Russisch sprach, konnte er nicht ahnen, dass ich eine Deutsche bin. Denn schließlich wussten die Bewohner hier wohl, dass in der Nähe ein Arbeitslager mit Deutschen ist. Dann hätte er mich vielleicht ... Nun, ich weiß nicht, wie er sich mir gegenüber verhalten hätte, wenn er erfahren hätte, dass ich Deutsche bin. Denn den Menschen war ja so von unserer Propaganda eingetrichtert worden, dass wir allesamt Feinde und Verräter sind. Aber er konnte nicht erkennen, dass ich Deutsche bin und war deshalb höchst zuvorkommend und fragte, was ich brauche. Ich sagte: Nun ja, wir haben die Krätze und wir können uns und unsere Kleidung nicht waschen, und ob er nicht ein bisschen von der Salbe entbehren kann, mit der er abends die Pferde einreibt. „Oh“, sagte er, „davon habe ich ein ganzes Fass voll. Wenn du willst, kannst du einen Eimer voll haben.“ Ich



sagte, ein Eimer geht nicht, aber ich nehme eine kleine Dose voll. Und ich sagte, dass in meiner Brigade 40 Frauen sind und wir wollen uns selbst helfen, weil das sehr unangenehm ist. Er meinte: „Ja, das kennen wir. Aber ihr müsst über Nacht eure Kleidung in den Frost legen, auf den Schnee, dann kriecht das ganze Ungeziefer.“ Ich sagte „Oj, das ist zu riskant. Dann wird alles gestohlen und wir sind dann nackt und dann ... was wird dann aus uns? Deshalb behandeln wir uns erst mit dieser Salbe und dann sehen wir weiter. Vielleicht erlaubt man uns doch, uns zu waschen.“

Und dann gab er mir diese Salbe und ich ging langsam zurück zu unserem Lager. Aber ich war so hungrig, weil ich ja das Mittagessen verpasst hatte. Denn ich war ja nicht auf der Arbeit und jetzt konnte ich dort auch nicht hingehen, weil es weit war und ich den Weg nicht kannte. Ich war also hungrig, schrecklich hungrig, müde und erschöpft. Aber immerhin, als die Frauen von der Arbeit zurückkehrten, spät wie immer, kam auch ich zurück. Ich sagte: „Frauen, zieht euch aus, schnell!“ und zeigte allen die Arznei. „Jetzt fangen wir an, uns zumindest gegen die Krätze zu behandeln. Und dann sehen wir weiter.“ Sie zogen sich wie

immer aus und begannen sich zu kratzen. Da zeigte ich ihnen, wo und wie man die Haut einreiben muss und sagte, dass jede einer anderen den Rücken einreiben muss und ganz vorne stehe ich.

Und während wir das machten, fragte ich: Wie war es heute im Wald? „Nun, wie immer, aber Elsa war da“, sagten sie. Elsa war eine Frau aus unserer Brigade, eine hübsche junge Frau, schön wie ein Engel. Solche wundervollen Mädchen mussten keine Schwerarbeit verrichten. Sie verstehen, was ich meine. Solche wundervollen Mädchen gingen nicht in den Wald. Sie wurden sogleich für irgendeine leichte Arbeit eingeteilt, aber ich wollte nicht an der Stelle eines dieser wundervollen Mädchen sein. Ihre Arbeit bestand nun darin, dass sie jeden Tag in einem Heft vermerken sollte, ob jede von uns bei der Arbeit erschienen war. Denn als wir mit 40 Personen im Wald waren, arbeitete nebenan noch eine Brigade – da war also eine ganze Horde von Menschen. Zählen kann man sie da nicht, deshalb fragte sie einfach: „Sind alle da?“ Tja, und eine unserer Frauen sagte mit kindlicher Unschuld: „Ja, nur Gretel fehlt.“ Und so wurde im Heft vermerkt: Gretel fehlt. Aber ich machte einfach ruhig mit dem Einreiben weiter. Und dann legten sich die Frauen hin und – was für eine Erleichterung! Das war eine Wundersalbe! Am nächsten Tag machten wir das wieder und dann wieder, die Salbe reichte lange.

Zwei, drei Tage später kam diese Elsa in den Wald, suchte mich und sagte: „Lass die Arbeit, komm, ich bringe dich zum Natschalnik.“ Der Natschalnik war der, der über uns stand, derjenige, der die Befehle erteilt. Der Chef, das Oberhaupt, das wir alle fürchteten. „Stimmt das, dass du an diesem Tag nicht bei der Arbeit warst?“ Ja, sagte ich. „Nun, dann geh.“ Und ich ging in den Wald zurück ... Er hatte nicht einmal gefragt, warum ich weg war. Vielleicht lagst du im Sterben, vielleicht hattest du 40 Grad Fieber oder sonst etwas. Das war nicht wichtig. Du warst nicht da – und fertig.

Es vergingen noch ein paar Tage und ich dachte schon nicht mehr an das, was passiert war. Plötzlich kommt diese Elsa wieder in den Wald, gibt mir einen Zettel und sagt: „Schau, da ist eine Adresse. Du musst an diesem Tag und zu dieser Zeit in die Stadt, nach Beresniki, zu diesem Haus, da steht die Hausnummer.“ Das steht alles auf dem Papier. Ich machte mir immer noch keine Gedanken, was das bedeutete. Aber an

diesem Tag ging ich mit diesem Papier nicht zur Arbeit ... Wegen dieses Tags, an dem ich diese Salbe holen gegangen war, hatte ich einen halben Tag beim Natschalnik verbracht und nun verging noch ein Tag, an dem ich in die Stadt gehen sollte und dabei erst einmal herausfinden musste, wo diese eigentlich ist. Letztendlich habe ich dieses Gebäude gefunden, das dauerte einige Zeit und ich verpasste erneut das Mittagessen und verlor so mein Stück Brot. Denn niemand hätte mein Brot einer anderen gegeben, das war ausgeschlossen. Ich blieb an diesem Tag also erneut ohne Brot.

Ich ging dorthin, zu dem Zimmer, an dem die angegebene Nummer stand und klopfte. Eine Frau kam heraus, ich zeigte das Papier und sie sagte: „Setz dich da hin und warte, man ruft dich.“ Ich dachte immer noch an nichts Böses. Ich weiß nicht, wie viel Zeit so verging, vielleicht eine Stunde, vielleicht zwei oder drei. Ich war müde, hungrig und erschöpft. Endlich ging die Tür auf, diese Frau kam heraus und sagte: „Geh rein.“ Ich betrat einen riesigen Raum und in der Ecke stand ein riesiger Schreibtisch und dahinter saß eine Frau.

Dieser Moment ist auch unter psychologischen Gesichtspunkten interessant: Ich hatte mich in den wenigen Monaten, die ich schon in dieser Trudarmee war, daran gewöhnt, wie Menschen aussehen – auch wenn man sie kaum noch als Menschen bezeichnen konnte. Viele krochen schon auf Müllhaufen herum und steckten sich dort was in den Mund. Egal ob es eine Maus war oder sonst etwas. Oder Gras, man kaute einfach Gras. Und da an diesem Tisch saß also eine Frau und ich kann gar nicht beschreiben, wie dick diese junge Frau war. Und ... ich war ja ein Mädchen, also achtete ich darauf, was die Leute anhaben, vor allem die Frauen. Auf ihrem Kleid, auf der Brust, da waren Knöpfe. Und ich schaue auf diese Knöpfe und dachte – da sieht man nochmals, was für ein dummes Kind ich noch war – jetzt reißt der Stoff auf ihrer Brust, so dick wie diese Frau ist. Und die Knöpfe fliegen davon, die reißen doch gleich ab. Ich machte mir also keine Gedanken, warum ich hier bin und was diese Frau von mir will, so einfältig war ich. Sondern ich dachte nur: Warum ist diese Frau wohl so dick, wenn wir alle schon mir den Knochen klappern.

Plötzlich schreit sie mich an, dass ich meinen Vornamen, Nachnamen und Vatersnamen sagen soll. Mein Vater heißt Konstantin. Und so



habe ich gesagt: Ich heiße Margarita und auf Russisch fugt man noch Konstantinowna hinzu, wenn mein Vatersname gebraucht wird. Da hat sie bse gelacht: „Wahrscheinlich heißt dein Vater Konrad und du hast das nur ins Russische übersetzt. Du hast ihm einen russisch klingenden Namen gegeben – und schon heißt er Konstantin.“ Mein Vater wurde auf den Namen Konstantin getauft. Aber diese Frau hielt es von vornherein nicht für möglich, dass mein Vater Konstantin heißt. Sie wollte, dass er Konrad heißt. Oder Hitler.

Ich sitze da also und schaue auf die Frau und staune und denke an sonst gar nichts. Und plötzlich höre ich, wie sie die Worte sagt: „Im Namen der Sowjetunion ...“ – und dabei steht sie auf und bleibt stehen. „Im Namen der Sowjetunion...?“ Ich denke noch: Um Himmels Willen, so fängt doch ein Richter an, wenn er ein Urteil verkündet. Ist das hier ein Gericht? Heißt das, ich stehe vor Gericht? Und erst da verstand ich, dass ich nicht hergekommen war, um mir diese Frau anzuschauen, sondern um ein Urteil anzuhören.

Das Urteil lautete kurzgesagt so: Da ich einen Arbeitstag versäumt hatte und nicht im Wald auf der Arbeit gewesen war, werde

ich dafür bestraft. In dem Moment kam mir der Gedanke: Was für eine Strafe kann ich denn bekommen? Eine Strafe bezahlen kann ich nicht, denn Geld habe ich schon einige Jahre keines mehr gesehen, ins Gefängnis stecken können sie mich auch nicht, weil ich da sozusagen schon bin, was kann also noch geschehen? Aber sie wussten nur zu gut, was der schmerzvollste Punkt ist: der Hunger. Und deshalb wurde meine Brotration für sechs Monate um 25 Prozent gekürzt. Von diesem Stück Brot, das ich jeden Tag bekam, einmal am Tag, mittags, wird also ab jetzt ein Stück abgeschnitten und ich verliere 200 Gramm Brot. Das war genau das Stück, das ich an der Brust versteckte, wenn ich das Brot bekam, das ich abbrach und abends aufaß, wenn wir aus dem Wald zurück waren. Das alles ging schnell, sehr schnell. Und dann brüllte sie mich an: Ob ich verstanden hätte, was sie verlesen habe? Ja, sagte ich, ich habe verstanden. Und dann sollte ich rausgehen und nach Hause. Nach Hause, obwohl wir ja schon lange kein Zuhause mehr hatten, schon seit dem 28. August 1941 nicht mehr. Wir hatten nur einen Platz in der ewigen Verbannung, aber den konnte man nicht Zuhause nennen. Das war der Ort, wo wir bleiben sollten, bis wir sterben.

Spätabends kam ich zur Baracke, wo wir lebten. Die Frauen waren noch nicht aus dem Wald zurück, kamen aber bald. Es interessierte sie allerdings nicht besonders, wo ich gewesen war und warum. Aber ich sagte, dass man mich bestraft hätte und ich ein halbes Jahr lang weniger Brot bekommen werde und dass ich mich sehr davor fürchte, dass der Hunger richtig schlimm werden wird. Alle schwiegen, keine der Frauen sagte ein Wort. Dann begannen wir uns wieder mit jener Salbe einzureiben, mit der diese ganze Geschichte begonnen hatte. Und dann legten wir uns auf die Pritschen und schliefen bis zum nächsten Morgen. Und das war es dann damit. Es war schrecklich.

Das war die Geschichte, wie ich den Frauen helfen wollte. Und mir selbst natürlich auch, denn ich war eine dieser Frauen, die unter dieser schrecklichen Plage zu leiden hatten, an dieser Krankheit und dem Schmutz. Später hatte man uns allerdings erlaubt, zweimal im Monat für einen halben Tag nicht arbeiten zu gehen und uns — alle zusammen, nicht allein — zu waschen. Aber das war das Einzige, was wir hatten.

Dochodjagy

Alsbald wurde ich schwach, sehr schwach und dünn. Der Mangel an Brot zeigte mir alsbald, wie schnell man den Rest an Kräften und Gesundheit verlieren kann. Die erwachsenen Bäuerinnen kamen besser klar, sie waren körperlich stärker. Aber ich war ein Stadtkind, ich konnte Klavier spielen und hatte Ballettstunden bekommen. Wie man in der Taiga Bäume fällt, das hatte ich bis dahin nicht erlernen können. Vor allem spürte ich von Tag zu Tag, wie schnell meine Kräfte schwanden. Ich konnte schon nicht mehr die Arbeit verrichten, die ich tun sollte. Oft fiel mir einfach alles aus der Hand. Ich konnte die schweren Stämme nicht mehr anheben. Nach etwa zwei Monaten kam der Moment, als ich nicht mehr arbeiten konnte.

Es gab da zwei Zwillingmädchen, Olja und Alwina Pöhl. Die eine, Alwina, war blond und blauäugig, die andere war dunkel und hatte schwarze Augen. Man hatte uns wieder einmal in den Wald geführt und diese Schwestern und ich hockten ab oder setzten uns ganz hin. Und mich erfasste so ein gnädiges Gefühl. Ich dachte mir, wie gut das ist. Ich spürte, dass auf meinem Gesicht ein gütiges Lächeln lag. Nichts hätte mich mehr dazu bringen können aufzustehen und irgendetwas zu tun. Es ging einfach nicht mehr. Ich ließ mich fallen und saß einfach so da, ohne etwas zu denken. Und der Aufseher brüllte und fluchte aus Leibeskräften. Aber ich schaute ihn nur völlig gleichgültig an, denn ich verstand schon nicht mehr, was er von mir will. Selbst wenn man mir das Bajonett auf die Brust gesetzt hätte, selbst wenn sie gesagt hätten: „Wir stechen dich ab, wenn du das jetzt nicht machst“ — ich hätte nichts gemacht, denn meine körperlichen Kräfte waren völlig erschöpft.

Es war dann wohl schon im August, als der Oberaufseher verstand, dass ich nicht mehr den geringsten Nutzen bringe. Deshalb wurde ich verlegt, in die sogenannte „Schwachen-Brigade“. Also für die Frauen, die schon nichts mehr brachten, die nichts mehr tun konnten. Die nicht mehr arbeiten konnten, selbst wenn man sie umgebracht hätte.

Auch andere kamen in diese Brigade, diese beiden Mädchen und noch eine Frau, die vermutlich gänzlich krank war. Man nannte sie auch die „Dochodjagy“. Ich bin mir nicht sicher, ob man dieses Wort ins Deutsche übersetzen kann [*sinngemäß in etwa: die Erledigten, die völlig*



Kaputten, d.Ü.j. Wer in so eine Brigade kam, saß oder lag nur herum. Aufgaben hatten wir keine — außer vielleicht den ganzen Tag mit einer Kiste herumgehen: Alle bekamen so eine Kiste und sollten irgendwohin gehen, besser gesagt: sich irgendwohin schleppen, etwa auf eine Baustelle, und da alte Nägel sammeln. Und wenn wir einen ganzen Kasten gesammelt hatten, konnten wir uns hinsetzen, wir bekamen einen Hammer und sollten die Nägel geradeklopfen, diese alten, krummen Nägel. Was war das denn für eine Arbeit? Es gab dabei keine Tagesnormen oder Pläne, wir konnten einen Nagel einen halben Tag lang bearbeiten — niemand sagte uns irgendwas. So verging der ganze Winter 1942/43.

40 Kilometer von uns entfernt war in Solikamsk ein Lager der Trudarmee für Männer. Die Männer dort starben sehr schnell. Denn bei ihnen gab es Arbeitsnormen. Wir hingegen konnten an einer Kiefer auch eine Woche lang herumsägen, das Ergebnis unserer Arbeit hat niemanden interessiert. Das alles war nur dazu gedacht, uns zu vernichten und uns zu quälen. Mit einer Motorsäge hätte man diese Kiefer in einer Stunde fällen können und das Resultat, sozusagen das Endprodukt, wäre das gleiche gewesen. Wir hingegen sägten daran einige Tage. Allerdings war

unsere Arbeit absolut kostenlos. Der Zweck war, wie es ein Wachmann einmal sagte: „Man hat euch hierhergebracht, damit ihr hier verreckt. Aber davor arbeitet ihr noch.“ Der Zweck lag also nicht im Endprodukt, sondern in dem, wie es dieser ungebildete Mann ausgedrückt hatte. Offiziell war das die „Trudowaja Armija“. Aber eigentlich war es eine Vernichtungskampagne, denn es wurden nur Deutsche dorthin eingezogen. Und die Bedingungen waren so, dass ein Mensch das nur sehr schwer überleben kann.

Wir hatten also keine Arbeitsnormen. Auch wenn wir fünf Tage lang gesägt haben, niemand machte uns einen Vorwurf. Die Hauptsache war, dass du zwölf Stunden lang im Wald stehst. Du frierst, du schindest dich ab, deine ganzen Eingeweide sind schon verrutscht – wie ich dann erfahren habe, als dafür die Zeit gekommen war. Doch die Männer hatten zudem noch Normen. Sie haben zum Beispiel Erdarbeiten gemacht: etwa acht Kubikmeter Erde heraushacken. Aber es gibt da Permafrost. Der Mann haut mit diesen Meißeln und Vorschlaghämmern herum, aber der Boden antwortet nur mit einem metallischen Klang, weil er genauso hart ist wie dieser Hammer und dieser Meißel. Selbstverständlich schafft er diese acht Kubikmeter nicht abzuschlagen und abends misst der Registerführer nach. Bei uns haben sie nicht überprüft, wieviel wir gesägt haben, aber bei den Männern wurden nachgemessen: Also, er hat das Soll nicht erfüllt, weshalb er morgen statt 800 Gramm Brot nur 700 bekam. Es wurde ein Stück an der Karte abgeschnitten. Am nächsten Tag war er dann noch schwächer, übermorgen bekam er nur noch 600 Gramm und dann kam der Moment, an dem er die 200 Gramm für Invaliden bekam und in der Folge starb.

Deshalb wurden aus gesunden, jungen Männern Todeskandidaten. Todesmeldungen wurden nicht verschickt. Aber da sie Leute aus ein und denselben Dörfern waren, schrieb einer nach Hause an seine Frau, die mit einem Kleinkind zuhause geblieben war, dass der Nachbar Soundso gestorben sei. So hat man erfahren, dass er gestorben ist. Aber Benachrichtigungen gab es keine.

Wir hatten keine Normen. Deshalb sind wir wie Kerzen heruntergebrannt und wurden entstellt, aber wir starben nicht. Jedenfalls ist in meiner Gegenwart niemand gestorben. Ein Monat verging nach dem anderen und wir wurden immer schwächer und schwächer. Unser Zustand

war geradezu leblos. Im Spätherbst oder zu Winteranfang 1943 kamen Gerüchte auf, dass die ganz Schwachen, die ganz und gar keinen Nutzen mehr bringen, freigelassen würden. Aber ob das wahr ist, konnten wir natürlich nicht wissen.

Wir dachten eigentlich an gar nichts mehr. An überhaupt nichts mehr. Das war ein Zustand, in dem der Mensch wie abgekoppelt ist von dem, was ihn umgibt. Wir konnten an nichts mehr denken ... nur an diese Suppe, das schmutzige, salzige Wasser, das sie Suppe nannten und das abgeschnittene Stück Brot. Doch der Winter verging und im Frühjahr wurden die Gerüchte Wirklichkeit: Ende März 1944 hieß es, dass die Leute aus den „Brigaden der Erledigten“ packen sollten. Sie würden freigelassen und an die Orte zurückgeschickt, woher sie gekommen waren – mich also in dieses kasachische Dorf, wo meine Mutter lebte.

Postskriptum

Ich möchte etwas als Postskriptum zu dieser Geschichte hinzufügen. Nach dem Moment, an dem ich meine Mutter wiedersah, vergingen 10, 20, 30 Jahre ... Wir waren schon freie Menschen, wir konnten fahren, wohin wir wollten, ich hatte geheiratet und mein Mann war schon verstorben (darüber werde ich noch erzählen) und ich hatte auch schon einen Sohn. Kurzum: Es war etwa zu Mitte der 1970er Jahre. Wir lebten damals in Wolgograd, und mein Sohn studierte in Petersburg [*damals: Leningrad*] an der Universität. Wir waren also im wahrsten Sinne des Wortes frei, völlig freie Leute.

Doch in all diesen Jahrzehnten hatte ich nie meiner Familie oder sonst jemanden davon erzählt, was ich in der Trudarmee durchgemacht hatte. Denn das war so schrecklich und alptraumhaft gewesen, dass ich niemanden damit Schmerzen bereiten wollte. Mein Sohn hatte ein paar freie Tage an der Universität und war nach Wolgograd gekommen, um mich und seinen Großvater zu besuchen. Zwei Tage war er bei uns zu Gast, dann musste er zurückfliegen und ich begleitete ihn zum Flughafen. Es war Spätherbst und hatte so dichten Nebel, dass wir den ganzen Tag im Flughafen saßen und auf den Abflug warteten. Aber immer wieder aufs Neue kam die Durchsage, dass der Flug verschoben werde – immer wegen diesem Nebel. Schließlich, etwa um sieben Uhr abends,



wurde mitgeteilt, dass alle, die mit diesem Flug nach Petersburg wollten, ruhig nach Hause fahren und dort übernachten könnten – und wenn sie morgens um 6 Uhr wieder am Flughafen sind, dann hebt sich der Nebel vielleicht und die Maschine fliegt ab. Wir sind also wieder heimgefahren, haben uns dort erholt und übernachtet und sind frühmorgens wieder zum Flughafen gefahren. Aber dort mussten wir nochmals einen halben Tag herumsitzen.

Während dieser langen Zeit – erst ein ganzer Tag, dann noch ein halber Tag – redeten wir über Gott und die Welt, wir dösten und ein paar Mal aßen wir etwas. Wie es dazu kam, kann ich nicht mehr erinnern, aber es ergab sich, dass ich meinem 18 Jahre alten Sohn die Geschichte erzählte, wie ich vor Gericht gestanden hatte, weil ich einmal nicht zur Arbeit erschienen war. Warum ich das tat? Ich weiß es nicht mehr. Es ist ein halbes Jahrhundert seither vergangen und es wird mir auch nicht wieder einfallen.

Doch das Interessanteste, von dem ich Ihnen erzählen möchte, das war die Reaktion des Burschen. Ich hatte ihm also erzählt, was ich eben Ihnen erzählt habe, und er fragte als erstes: „Und was haben diese Frauen

gesagt, als du in die Baracke zurückkamst?“ Ich antwortete: Nichts haben sie gesagt. „Wie das denn? Wie viele Frauen waren in deiner Brigade?“ Ich sagte: vierzig. „Und sie haben dir keinerlei Hilfe angeboten?“ Ich sagte: Ja wie hätten sie mir denn helfen können?

Da meinte er: „Mama, du hast jeden Tag 200 Gramm Brot eingeübt. Für dich war das in dieser Lage entscheidend: Entweder man rettet dich oder du verhungerst. Und mit dir waren da 40 Frauen. Jetzt teile die 200 Gramm durch 40. Jede von ihnen hätte dir nur einen Krümel Brot von ihrem Stück geben müssen, nur fünf Gramm. Und du hättest zurückbekommen, was dir von Gerichts wegen von deiner Brotration abgezogen worden war. Und dann wärst du nicht so schnell, wie soll man es sagen, vom Hunger hingerichtet worden.“

Ich erstarrte vor Scham, denn damals war nicht einmal ich selbst auf diesen Gedanken gekommen. Aber dem Jungen war das aufgegangen: Warum sind 40 erwachsene Frauen nicht dem jüngsten Mädchen in der Brigade zu Hilfe gekommen, die ihnen doch von Herzen hatte helfen wollen? Mich erschütterte das so sehr, dass ich dachte: Um Gottes Willen, wenn der Junge so ein gutes Herz hat, dass er so reagiert, dann wird er es schwer im Leben haben. Mit so einem Herzen gehst du ruckzuck unter, mein Junge. Das war vor vielen Jahren. Heute ist mein Sohn 67 Jahre alt, damals war er 17 oder 18. Aber ich denke immer wieder daran, wie er damals diese Sache aufgenommen hat.

Die rückkehr

Es war 1944, schon der dritte Winter meiner Zeit in der Trudarmee. Ich bin „schon“ 18 Jahre alt. Hinter mir liegen zwei schwere Verletzungen beim Holzfällen im Urwald und zahlreiche Erfrierungen, dann die Überstellung in eine Brigade für Geschwächte, deren Mitglieder noch irgendeine leichte Arbeit ausführen konnten. Das alles lag hinter mir. Aber die Gegenwart bestand aus völliger Erschöpfung und völliger Isolierung vom normalen Leben. Ich gehörte zu den „Dochodjagy“. Gierig fange ich Gerüchte auf. Und stelle mir die Frage: Bin ich „Dochodjaga“ genug, also hinreichend mager und schwach, um freigelassen zu werden?

Monate vergehen. An einem Märztag werden die Gerüchte dann Wahrheit. „Schnell, schnell, macht euch fertig!“ Ich besitze „zum Glück“

nur das, was ich am Leib trage: eine Soldatenjacke mit Blutflecken und Einschusslöchern (denn aus den Lazaretten bekamen wir solche von Verstorbenen oder Verwundeten gebracht) und auch eine solche Mütze. Geradezu unvorstellbar war das Schuhwerk: riesige Bastschuhe, angefüllt mit feinen Tannenzweigen und Stücken fester schwarzer Dachpappe. Mit Schnüren wurde diese Konstruktion an meinen unglücklichen, halb erfrorenen Füßen festgebunden.

In der Tat wurde eine erste Gruppe von zu nichts mehr zu gebrauchenden Frauen zur Verschickung zusammengestellt – aber eben nicht nach Hause, denn wir hatten ja kein Zuhause mehr. Sondern dorthin, wo man uns hergeholt hatte, in meinem Fall also nach Kasachstan. Zu dieser Gruppe gehörte auch ich, denn ich brachte dem Staat nicht mehr den geringsten Nutzen.

Mein Punkt dieser Art ist die Verbanntensiedlung Nr. 12 in den endlosen Weiten Nordkasachstans. An diesem Ort, der mir auf immer mein Zuhause ersetzen sollte, führt meine Mutter ein karges, mühseliges Leben. Sie ist sehr schwach, kränklich und bedarf meiner Hilfe. Mir zerreißt es das Herz, wenn ich an sie denke – und diese Gedanken sind immer bei mir. Sie wohnt zusammen mit zwei deutschen Familien in einer Lehmhütte: ein Zimmerchen mit Lehmbooden, im Winter vom Schnee zugeweht bis zum Schornstein. Schon lange habe ich keine Nachricht von ihr, auch sie weiß nichts von mir. Es ist Krieg, welche Kontakte kann es da geben? Nicht nur einmal haben wir beide uns im Geiste schon für immer voneinander verabschiedet.

Ich und noch ein paar Frauen, die völlig krank waren – zwei von ihnen hatten ein krankes Herz – bekommen die Papiere: eine Brotkarte und einen Fahrschein für den Weg. Ihn galt es noch besser aufzubewahren als die Brotkarte. Denn in diesem Papier stand bestätigt, dass ich über die Bahnstationen Beresniki, Solikamsk, Gora Blagodatnaja, Tschussowaja, Nishni Tagil usw. fahren muss. Es durfte keine Abweichung von dieser Route geben: Die Militärkommandanten bei der Eisenbahn scherzten nicht – so wie überall. Meine Endstation war Taintscha, ungefähr 120 Kilometer von Petropawlowsk entfernt.

Es gab keinen Fahrplan, die Züge hatten keine Nummern. Es galt, mit Güterzügen, Militärzügen und Arbeitszügen von Bahnhof zu Bahnhof zu fahren, meistens in den Einstiegsbereichen der Waggons. Am

nächsten Bahnhof angekommen, musste man sogleich zum diensthabenden Kommandanten laufen, um zu erfahren, wann was für ein Zug zu „meiner“ nächsten Station fährt. An all diesen Orten war im März noch grimmiger Winter.

Kraft hatte ich schon keine zu Beginn der Reise, aber nun kam das nächste Unglück dazu: Während du nach dem Zug fragst, kannst du keinen Brotladen suchen, um deine Ration zu bekommen. Und wenn man einen gefunden hat, hängt da ein Aushang: „Heute kein Brot“. Unterwegs war ich ungefähr zehn bis zwölf Tage. Und nur ein paar Mal gelang es mir, Brot zu bekommen. Obendrein fing ich mir noch eine Darminfektion ein, die mir rapide die letzten Kräfte nahm. Nur der Gedanke an meine Mutter verlieh mir die nötigen übermenschlichen Kräfte, um meinen Leidensweg fortzusetzen.

Schließlich kamen wir am Endpunkt Taintscha an, es war, wie als hätte uns irgendeine Kraft dorthin geführt, denn das waren schließlich tausend Kilometer durch fremdes, uns unbekanntes Land. Doch an der Endstation angekommen, wurde mir klar, dass mein Leidensweg noch kein Ende hat. Bis zu „meiner“ Siedlung Nr. 12 waren es noch 60 Kilometer. Bei Frost. Mit meiner Kleidung und vor allem in meinem körperlichen Erschöpfungszustand war es unmöglich, diesen Weg zu Fuß zu schaffen.

An der Bahnstation wohnten freie Leute (denn Verschickte wurden nicht an Bahnhöfen angesiedelt). Sie rieten mir, zum Lagerhaus zu gehen und dort nach einer Fahrgelegenheit zu suchen. Denn aus den abgelegenen Teilen des Bezirks wurde Getreide dorthin gebracht; zurück fuhr man leer. Und tatsächlich, noch am gleichen Tag war eine Schlittenkolonne aus der Siedlung Nr. 12 da.

Ein sehr alter Fuhrmann war einverstanden, mich mitzunehmen. Umso mehr, als er erfuhr, dass ich von „dort“ kam. Auf den Schlittenkufen stand ein Kasten von drei bis vier Meter Länge in der Form eines Waschtrogs oder auch Sargs. In ihm wurde das Getreide transportiert. Er war jetzt leer, auf dem Boden lag nur etwas Stroh als Futter für die Pferde. Mit Hilfe des Alten kletterte ich in dieses Konstrukt und die Pferde zogen an. Gequälte, abgemagerte Kolchos-Schindmähren. Sie taten mir leid. Mir war es unangenehm, dass sie, so schwach wie sie waren, mich ziehen mussten.

Aber Gewissensbisse hatte ich nicht lange. Ich kam zu mir, weil mich der Alte schüttelte, um mich zu wecken und dabei murmelte: „Um Himmels Willen, du Pechvogel, du bist ja schon in den kalten Schlaf gefallen (erfrierende Menschen schlafen zuerst ein, in Sibirien nennt man das „kalter Schlaf“). Schnell, rausgeklettert! Du musst laufen, um dich aufzuwärmen.“ Er zog mich aus dem Kasten heraus. Aber von Laufen war keine Rede. Ich konnte mich nur am Schlitten festhalten und mit Mühe nebenherschleppen.

Zwei Tage waren wir unterwegs, übernachteten irgendwo und fütterten die Pferde. Ich bekam heißes Wasser zu Trinken. Am dritten Tag ging morgens strahlend die Sonne auf. Der Alte war wachsam und passte auf, dass ich nicht einschlafe.

Endlich zeigte sich die Siedlung! Wie schade, dass ich keine Kraft hatte, mich zu freuen. Der Alte wusste, in welcher Lehmhütte meine Mama wohnte. Er wusste auch, dass ich schon keinen Schritt mehr machen konnte, deshalb fuhr er bis vor die Tür, hob mich wie einen Haufen Lumpen aus dem Kasten, stieß mit dem Fuß die festgefrorene Tür auf und sagte: „Hier, Muttchen, ich hab‘ dir was gebracht ...“ Und da er offenbar nicht wusste, wie er ausdrücken sollte, was er da mitgebracht hat, setzte er hinzu: „Tja, nun, das hier.“

Da war kein Mädchen zurückgekommen, sondern ein Gespenst. Ein erbärmliches, krankes Gespenst. Ich hockte auf der Schwelle wie ein Haufen Lumpen. Mama stand wie versteinert da. Kein Wort, keine Träne auf beiden Seiten. Mit meinen 18 Jahren wusste ich schon, dass man zum Weinen noch Kraft haben muss. Dann ging Mama vor mir auf die Knie. Sie war abgemagert, so schrecklich mager. Und dann hat sie mich vorsichtig angerührt und leise gefragt: „Bist du das, mein Kindchen?! Bist du auferstanden?!“ Und noch leiser fügte sie hinzu: „Unser Herrgott im Himmel hat meine Gebete erhört, mein Kind. Heute ist der erste Ostertag.“

Das war am 4. April 1944. Gott, verzeih ihnen! Verzeih denen, die so mit uns umgegangen sind!

TSCHKALOW: VON DER SCHÜLERIN ZUR LEHRERIN (1944–1947)

Ich war also zu meiner Mutter nach Tschkalow zurückgekehrt. Mama lebte mit zwei Verbannten-Familien in einem ... in einem Raum, ich kann ihn nicht mal Zimmer nennen. Die Alteingesessenen, die dort schon fünf Jahre gelebt hatten, gab es schon nicht mehr. Die Eltern waren abgeholt worden, wie in jener ersten Familie, bei der wir waren. Und die Kinder – wer weiß, wo diese Kinder nun waren. Sehr viele Kinder waren erfroren. Sie gingen hinaus und riefen: „Mama, Mama, Mama!“ Doch bei Schneesturm braucht es nur ein paar Minuten, bis du vom Schnee überdeckt bist. Dann legt sich der Schneesturm, es bleibt so ein Häufchen und wenn man da gräbt, findet man ein erfrorenes Kindchen.

Ich und Mama hatten uns geschrieben, Briefe kamen durch, das waren solche kleinen Dreiecke. Seltsamerweise ging das damals alles ohne Briefmarken. Mit Mama lebten damals eine Greisin mit ihrer Tochter und eine Frau mit einem kleinen Mädchen. Und dann war ich gekommen. Mama lebte damals von Almosen. Was für Almosen? Es war nicht so, dass sie Betteln gegangen wäre – da gab es niemanden, der etwas hätte geben können. Es ist also egal, ob du herumgehst oder nicht, du bekommst ohnehin nichts, denn dort waren ja so gut wie keine Leute mehr. Aber: Zu dieser Zeit durfte man Briefe schreiben, aber erlaubt war das nur in russischer Sprache. Wenn du auf Französisch geschrieben hättest – tut uns leid, wir haben keinen Französisch-Übersetzer. Deshalb, wenn du wolltest, dass dein Brief den Adressaten erreicht, musstest du auf Russisch schreiben. Aber die Bevölkerung dort bestand wie gesagt nur aus Polen und Deutschen, die Russisch weder lesen noch schreiben noch sprechen konnten. Sie bekamen von ihren Männern, Söhnen und Töchtern aus der Trudarmee so ein Dreiecklein, das auf Russisch geschrieben war. Und wie sollten sie das lesen?

Doch hatte sich herumgesprochen, dass Mama in jungen Jahren Französisch und Deutsch unterrichtet hatte und dass sie genauso gut Russisch kann wie Deutsch: „Lies“ – und dafür brachte man ihr ein Ei oder Kleie. Zur Kleie gab Mama etwas Wasser hinzu und stellte sie auf den Ofen, auf die gusseiserne Herdplatte, dort trocknete sie und man konnte das knabbern. So hat sie sich ernährt. Und dann: „Nun, schreib, schreib schon.“ Sie schreibt also und wieder bekommt sie dafür etwas von jemanden. Manche hatten Kühe, so jemand brachte ein Kännchen Milch. Andere brachten zwei Kartoffeln. Damit kam Mama durch, ansonsten wäre sie verhungert. All diese Behausungen, diese Räumlichkeiten, ich kann sie wirklich nicht Häuser nennen, hatten ein Grundstück. Die Führung hatte durchaus verstanden, dass die Leute schon im ersten Jahr an Hunger sterben würden, deshalb lebten alle von diesen Parzellen. Dort setzte man Kartoffeln und ... das war es eigentlich schon. Denn Kartoffeln wachsen dort am besten. So hat also meine Mama überlebt.

Nun war ich angekommen. Mama hatte einen aus ihrer Jugendzeit stammenden silbernen Wecker, ein Schweizer Fabrikat, mitgenommen. Als ihre ältere Schwester Tante Emma noch auf dem Gymnasium war, war sie – das war natürlich noch vor der Revolution – mit ihrer Klassenlehrerin auf Klassenfahrt in der Schweiz gewesen. Damals war das offenbar noch möglich. Und als Mitbringsel brachte sie ihrer jüngeren Schwester einen kleinen silbernen Wecker mit. Wie der klingelte! Ein wundervoller Klang silberner Glöckchen. Den hatten wir also mitgenommen, er war ja nicht schwer. Und wir hüteten ihn besser als unsere Augäpfel. Und einige Male kam der Moment, dass Mama dachte: „Nun, jetzt muss ich ihn verkaufen.“

Dort gab es einige verbannte Perser. Das war exotisch, aber wen man da nicht alles treffen konnte! Sie hatten vor der Revolution in Russland Fabriken besessen und waren sehr reiche Leute gewesen. Derjenige, den wir am besten kannten, hatte eine Fabrik für Schokoladenpralinen gehabt. Während der Revolution hatte man ihm alles abgenommen, die Fabrik wurde verstaatlicht. Er hatte es geschafft, seine Familie in den Iran zu schicken. Er hingegen war schon vor ein paar Jahrzehnten verhaftet worden und zum Greis gealtert, während er dort in der Verbannung lebte. Aber er verstand etwas von den Dingen und Mama stand schon am Abgrund: Jetzt ist es endgültig, ich muss den Wecker

verkaufen. Er schaut ihn an und sagt: „Oh, was für ein Wertobjekt! Der ist ja aus der Schweiz, aus der Schweiz!“ Aber Mama sagt: „Nein, nein, nein. Erst wenn mein Töchterlein zurückkommt, erst dann.“

Deshalb griff sie sich nun auf der Stelle den Wecker und eilte zu ihm. Er gab ihr einen Eimer Weizen. Dort gab es in jedem Haus eine Handmühle mit einem etwa so großen Mühlstein. Solche hatte sich dort jeder Mann gemacht, denn Getreide gab es nicht säckeweise, sondern nur in kleinen Häufchen. Und so konnte man zuhause Mehl mahlen. Und damit hat sie angefangen, mich aufzupäppeln. Jemand von den Frauen gab ihr noch ein bisschen Kartoffeln, und so hat sie mich gefüttert. Ich aß einen Napf Kartoffeln und schaute mich um, ob Mama nicht noch mehr hat.

Als bald sagte ich dann zu ihr: „Mama, ich muss doch lernen.“ Bis Juni war ich schon wieder etwas zu Kräften gekommen. Das heißt, ich war drei Jahre lang nicht zur Schule gegangen. Meine Klassenkameradinnen in Saratow, die nicht deportiert worden waren, hatten 1943 die Schule schon abgeschlossen. Ich nicht – und nun war schon 1944.

Mama sagte: „Weißt du, jetzt gibt es in der Schule einen sehr guten Mann als Direktor. Man lobt ihn sehr, er heißt Liwschitz. Gehe mal zu ihm.“ Ich bin natürlich hingegangen. Kleidung hatten wir überhaupt keine, aber das war, ohne es genauer auszuführen, belanglos. Wir waren abgerissene, schreckliche Wesen. Ich muss dabei immer an Dickens denken. Er ist mein Lieblingsautor, dort drüben stehen alle 30 Bände. Ab und an nehme ich irgendeinen heraus, schlage irgendeine Seite auf und erstarre, bis mir meine Beine sagen: Setz dich hin. Bei ihm gibt es einige Texte über die Armut, über Armut ganz allgemein und wie dort diese Kinder auf den Londoner Müllkippen lebten. Dieser Müll wärmte sie, denn er faulte und strahlte Wärme ab und er ernährte sie irgendwie. Genauso sahen wir auch aus. So bin ich also in alten Galoschen, schrecklich mager und voller Eiterblasen, wie man sie vom Hungern bekommt, zum Direktor gegangen.

Er hieß Oskar Abramowitsch Liwschitz und war ein alter Mann – vielleicht war er auch gar nicht so alt, erst um die 40 und mir kam er mit meinen 17 Jahren nur so vor. Von der Nationalität her war er Jude, er hatte gekämpft, hatte eine Kriegsverletzung und stammte aus Rostow. Und da Rostow völlig vom Erdboden getilgt worden war, wanderte er sozusagen von Hand zu Hand, denn es gab keinen Ort und keinen

Menschen, zu dem er hätte zurückkehren können. Er war wohl nicht einfacher Soldat gewesen, sondern sicher Offizier, da er höhere Bildung hatte. Ich kann mich allerdings nicht erinnern, in welchem Fachgebiet, er war eng spezialisiert und ein gebildeter, intelligenter Mensch. Solche Kriegsverehrten wurden tief ins Hinterland auf die Dörfer geschickt, um von den Kolchosen versorgt zu werden. Der Kolchos bewilligte ihnen dann eine gewisse Menge an Nahrungsmitteln. So hat man also diese obdachlosen verwundeten Soldaten und Offiziere, deren Familien umgekommen waren oder in den Besatzungsgebieten geblieben waren, auf die Kolchosen verteilt. So auch ihn, wobei er in Begleitung seiner Frau war. Seine Frau war Ärztin, sie hieß Olga Anismowna. Sie hatte ihren Familiennamen behalten, Pletnizkaja, und arbeitete im Krankenhaus. Mama war mit ihr gut bekannt. Denn Mama war ein intelligenter Mensch und als die Ärztin sah, dass eine solche intelligente Frau in derart aberwitzig ärmlichen Verhältnissen lebt, hatte sie versucht, ihr irgendwie zu helfen.

Und nun kam ich zu diesem Oskar Abramowitsch. Ich sage zu ihm: „Oskar Abramowitsch, ich komme aus der Trudarmee, aber ich habe mein Zeugnis von der 8. Klasse dabei.“ Und ich war ja immer eine Musterschülerin gewesen. Ich sage: „Ich habe 1941 die 8. Klasse abgeschlossen, aber in die 9. Klasse konnte ich nicht gehen, weil es keine gab. Und dann hat man mich in die Trudarmee geholt. Und jetzt bin ich zurückgekommen.“ Er antwortete: „Ja ich weiß, meine Frau hat es mir erzählt.“

Ich sage: „Helfen Sie mir, ich muss doch wenigstens einen Schulabschluss bekommen, ich muss doch weiterlernen.“ Er meint: „Tja, es wird in diesem Jahr bei uns wieder keine 10. Klasse geben. Dafür gibt es keine Schüler. Und eine 9. offenbar auch nicht.“

Ich zeigte ihm mein Zeugnis der 8. Klasse: „Geht es vielleicht, dass ich die 9. Klasse als Externe abschließe?“ Er antwortete: „Mädchen, bei uns sind externe Abschlüsse nicht vorgesehen. Du musst erst die neunte Klasse absolvieren.“ Ich frage: „Und wird es am 1. September [*landesweit das Datum des Beginns des Schuljahres*] eine 9. Klasse geben?“ Er meint: „Nein, wir müssen erstmal für die 8. Klasse ein paar Schüler zusammenbekommen.“ Ich frage: „Aber vielleicht geht es ja doch extern?“ Und er fragt: „Woher weißt du eigentlich, was das ist: extern?“

Er hatte mich für ein einfaches Mädchen vom Dorf gehalten. Ich sagte, dass in Papas Institut einige Studenten das Studium extern

abgeschlossen hätten. Kurzum, er begann mich auszufragen und ihm wurde klar, dass dieses Mädchen nicht wenig versteht und fragte dann: „Aber beherrschst du den Stoff der Fächer, um extern das Examen abzulegen?“ Ich antwortete, dass ich alles weiß, aus der 9. wie auch der 10. Klasse. Denn als man uns in die Verbannung schickte, hatte ich die Schulbücher meiner älteren Schwester für die 9. und 10. Klasse mitgenommen. Schulbücher wurden damals nicht ständig neu aufgelegt wie jetzt, wenn die Eltern Jahr für Jahr neue Schulbücher kaufen müssen. Es gab das Lehrbuch von Kisseljow, nachdem hatte schon mein Großvater gelernt, dann mein Vater, die ältere Schwester und dann ich – alle nach Kisseljow. Ich hatte immer die Lehrbücher meiner Schwester im Laufe des Sommers durchgearbeitet und auch jetzt hatte ich sie dabei. Und bevor ich in die Trudarmee kam, hatte ich jeden Tag etwas in irgendeinem Fach gelernt.

Oskar Abramowitsch Liwschitz meinte: „Nun, ich weiß nicht, ich weiß nicht ...“ Es sind seitdem 80 Jahre vergangen, aber ich erinnere mich gut an diesen Mann, weil er mir das Leben gerettet hat. Er ermöglichte es mir, die Schule abzuschließen und noch mehr, dazu komme ich später. Außer ihm gab es da noch einen hochgewachsenen, schrecklich dünnen Lehrer, er hieß Grigori Semjonowitsch Kogan. Die beiden waren ein wunderbares Tandem.

Oskar Abramowitsch wendet sich also an ihn. Ich tat dem Direktor sichtlich leid und er sagte: „Grigori Semjonowitsch, was denken Sie?“ Dieser kriegsversehrte und dünne, aber lustige lange Lulatsch sagte dann gleich: „Nun, Rio-Rita (in meinen Papieren hieß ich Rita Schulmeister, den vollen Namen hat damals niemand benutzt), leg los, Rio-Rita.“ Er war, wie sich zeigte, Mathematiklehrer. „Also, was hast du da dabei?“ Ich sage: „Das Geometrie-Aufgabenbuch von Rybkin und das Kisseljow-Lehrbuch.“ – „Also gut, ich schlage jetzt auf gut Glück den Rybkin auf, tippe irgendwohin blind mit dem Finger hin und diese Aufgabe musst du dann für uns lösen. Dann reden wir weiter.“ Das Rybkin-Aufgabenbuch für die 9. und 10. Klasse, das freute mich.

Er machte das Buch auf – und ich fragte: „Darf ich an die Tafel?“ Und zack-zack, schon hatte ich die Aufgabe in räumlicher Geometrie gelöst. „Nun, noch eine.“ Er schließt betont komisch die Augen, tippt mit dem Finger irgendwohin, macht sie wieder auf: „Was haben wir denn

da?“ Da steckte ein Kegelstumpf in einer Kugel, das erinnere ich noch heute. „Das packst du nicht“, sagt er noch. Und ich frage: „Darf ich an die Tafel?“ Da wurden diese beiden Männer nachdenklich und Oskar Abramowitsch sagte: „Grigori Semjonowitsch, vielleicht können wir sie im Protokoll als Fernschülerin aufführen?“

Als ich dann auch die zweite Aufgabe gelöst hatte, fragt er mich: „Und Physik beherrscht du auch?“ Ich sage, dass ich das ganze Material der 9. Klasse durchgearbeitet habe. Er sagt: „Im Ernst? Das kann doch gar nicht sein!“ Er war sehr gut zu mir! Und sagt: „Aber es geht ja nicht nur um Mathematik, sondern auch um die anderen Fächer.“ Ich sage: „Alle Fächer. Geben Sie mir drei Tage Zeit.“ Ob er mir jetzt glaubte oder nicht – aber in jedem Fall kam ich nach drei Tagen wieder und hatte die Lehrbücher für Literatur, Chemie und Physik für die 9. Klasse dabei. Es war alles da. Ein bisschen hatte ich noch hineingesehen. Literatur kannte ich auch so: Wir lasen in unserer Familie ja viel.

Sie sprachen also miteinander und sagten dann zu mir: „Setz dich hin und schreibe einen Aufsatz.“ Ich fragte, zu welchem Thema. Sie hatten schon verstanden, dass ich Physik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie beherrsche, aber es braucht ja auch noch Literatur. Das Thema war „Der sozialistische Realismus in den Werken Gorkis“ – und sie fügten hinzu, dass ich mich kurzfassen und nicht so viel schreiben soll.

Kurzum, ich legte die Prüfung extern in allen Fächern ab. Sie schrieben mir ein Zeugnis und Oskar Abramowitsch sagte: „Du musst verstehen, wir haben nicht das Recht für externe Prüfungen. Irgendwie schmuggle ich dich hier in die Unterlagen, dass du die 9. Klasse absolviert hast. Aber eine zehnte haben wir hier nicht (die 10. war für das Reifezeugnis erst in diesem Jahr eingeführt worden), deshalb kann ich dir dafür wirklich kein Zeugnis geben. Du musst doch noch ein bisschen in irgendeine Schule gehen. In einiger Entfernung ist eine Siedlung, sie heißt Donezk. Dort leben auch Verbannte. Aber ich weiß, dass es dort eine 10. Klasse geben wird und dass man dort schon vier Anwärter auf die 10. Klasse hat. Du wirst also die fünfte sein, aber du musst in dieses Dorf dort gehen.“

Mama und ich beschlossen, dass wir schon irgendwie weiter durchkommen. Sie verdiente mit ihren Briefen ja ein bisschen. Lebensmittelkarten hatten wir nach wie vor keine. Aber nach alledem, was schon

hinter mir lag, jagte mir das keinen Schrecken mehr ein. Man musste etwa 20 Kilometer zu Fuß gehen [*laut Karte beträgt die Entfernung Tschkalow-Donetsk 28 km Luftlinie*] – das ist nicht gar so weit, das schaffe ich zu Fuß durchaus. Natürlich nicht jeden Tag. Ich wohnte dort bei einer alten Frau, deren Tochter wegen „fünf Ähren“ im Gefängnis saß und diese Greisin war mit deren kleinen Buben von zweieinhalb Jahren allein geblieben. Es gab damals einen Ukas, wonach fünf eingesteckte Ähren als Diebstahl sozialistischen Eigentums galten. Wenn eine Frau, die auf der Tenne arbeitete, sich ein Häufchen Korn in die Tasche rieseln ließ, um es zuhause zu mahlen und ihrem Kindchen einen Brei zu kochen – dann gab es dafür zehn Jahre.

Die Tochter dieser alten Frau saß also für zehn Jahre. Sie kümmerte sich um den kleinen Buben und ließ mich einfach so bei ihr wohnen. Das waren alles standardisierte Siedlungen. Sie hatte da im Stall oder Schuppen natürlich keine Kühe stehen, aber ein paar Hühner gab es wohl. Aber am wichtigsten war der kleine Garten. Ab und an kochte die Alte eine Suppe für sich und das Kind und goss auch mir ein. Ich schloss die 10. Klasse ab und bekam mein Reifezeugnis. Ich bekam es aber nicht dort in Donetsk, denn die dortige Schule hatte kein Recht zur Ausstellung von Abschlüssen, sondern im Kreiszentrum Tschkalow.

So schlimm es auch sein mag, aber auf der Welt gibt es nicht nur schlechte Menschen. Ich hatte mein ganzes kurzes Leben bis dahin in der Gesellschaft guter Menschen verbracht. Und mich davon überzeugen können, dass es selbst unter solch schlimmen, geradezu extremen Bedingungen, in denen man uns sogar eine kleine Brotration vorenthielt und uns an Hitler verwies, damit der uns füttere, wundervolle Menschen gibt. Wer war ich denn für sie? Ein abgerissenes, krankes Mädchen, aber mit Bildungsdrang: Denn irgendwann wird man uns wohl von hier fortlassen, man hat uns doch wohl kaum für immer hierher verschickt. „Das ist nur für die Zeit des Krieges. Sobald er vorbei ist, können wir gleich zurück“, dachten wir. Da wusste ich noch nicht, was uns noch bevorsteht.

Der Krieg ging zu Ende. Und uns wollte man dort auf ewig festgehalten: Die Kommandantur wurde eingeführt. Es konnte also keine Rede davon sein, für eine Ausbildung irgendwohin zu fahren. Ich komme also mit diesem gerade ausgestellten Abschlusszeugnis erneut

zu Oskar Abramowitsch. Er übergab gerade seine Stelle. Er und seine Frau machten sich an die Abreise, denn Rostow war nun befreit. Aber er hatte ja gesehen, dass ich ein sehr begabtes Mädchen bin und trotz dieser 20 Kilometer Entfernung und dem Hunger den Abschluss gemacht hatte. Und er fragt mich: „Ritotschka, was machst du denn jetzt weiter?“ Ich sage: „Wahrscheinlich gehe ich im Kolchos arbeiten.“

Und er meint: „Weißt du was, ich stelle dich als Grundschullehrerin ein, einverstanden?“ Ich sage: „Was reden Sie da! Ich weiß doch gar nicht, wie man unterrichtet.“ Er sagt: „Ach, du kannst alles, ich beobachte dich und sehe, dass du alles kannst. Du gehörst nicht in den Kolchos. Irgendwann kommt eine Zeit, in der du studieren kannst, aber vorerst arbeite doch als Lehrerin. Ich habe keinen Lehrer für die zweite Klasse. Für die erste schon, aber nicht für die zweite.“

Er war so mitfühlend! Mit ganzer Seele ...Ich war doch ein deutsches Mädchen, das von den Russen und Kasachen nie anders als Faschistin bezeichnet wurde. Und er war Jude. Sechs Millionen Juden hat Hitler umgebracht – und der war Deutscher. Deshalb haben die Leute diesen ganzen Hass auf Hitler auf uns übertragen, obwohl wir Russlanddeutsche auch zu leiden hatten: Man hat uns zwar nicht in die Gaskammer gesteckt, aber in der Trudarmee wurden wir ebenso schlimm gequält wie Hitler die Juden gequält hat. Oskar Abramowitsch war zwar auch Jude, aber ein dermaßen humaner, kluger und guter Mensch, dass er einem deutschen Mädchen einen großen Dienst für deren ganzes restliches Leben erwies.

1945 hatte ich die Schule abgeschlossen – und der 23. August 1945 war schon der Moment, als man für mich ein Arbeitsbüchlein anlegte: „Einstellung als Grundschullehrerin, Tschkalower Mittelschule“, Stempel. Schicksal! Dieser Mensch und der fröhliche Grigori Semjonowitsch Kogan, der mit geschlossenen Augen auf die Aufgaben zeigte – sie haben mir das Leben gerettet. Stellen Sie sich nur vor, wenn ich in diesem Zustand in den Kolchos gegangen wäre!

So wurde ich also Grundschullehrerin und begann am 1. September mit der Arbeit – ohne zu wissen, wie das geht. Aber es hat mir sehr gefallen. Und in meinem Arbeitsbüchlein steht bis heute als erster Eintrag: „23. August 1945 – Einstellung als Grundschullehrerin“.

Ich habe dann zunächst ein Jahr gearbeitet. Ich habe es geschafft, alles hat geklappt. Und mir wurde klar, dass ich am rechten Platz bin. Aber diese Kinder taten mir so leid! Es waren hauptsächlich verlassene Kinder, deren Mama und Papa in der Trudarmee waren, manche waren schon tot, andere noch am Leben. Unbeaufsichtigt, hungrig und ohne Schulbücher ... Was es da als Hefte gab, das haben Sie noch nie gesehen: Papier war damals schrecklich Mangelware. Damals schrieb man mit Federn, die mit einem Faden an einen alten Bleistift gebunden waren. Man tunkte sie ins Tintenfass und schrieb. Ich habe unlängst meinem Urenkel mein Heft aus dieser Zeit geschenkt, dabei gehört es eigentlich ins Museum. Das Heft war aus Papierfetzen zusammengenäht. Aus Roter Bete machte man Tinte. Die Bete wurde gerieben, dann holte man Ruß aus dem Ofen oder dem Ofenrohr, vermischte es, gab ein bisschen Wasser dazu – und es ergab sich eine Tinte von violett-roter Farbe. Mit solcher Tinte ist mein ganzes Heft vollgeschrieben. Und wenn Du eine alte Zeitung gefunden hattest, nahmst du sie und hast quer über die Zeilen mit dieser Rübentinte geschrieben.

Als dann 1946 das Schuljahr zu Ende ging, wollte man uns immer noch nicht weglassen. Aber nun bekam ich schon Gehalt, es betrug 35 Rubel im Monat. Doch das Wichtigste war, dass ich jetzt offiziell eine Brotkarte hatte. Für mich und meine Kopfarbeit waren es wohl 400 oder 500 Gramm am Tag und 200 für Mama. Davon konnten wir schon leben. Auch hatten wir an dieser Behausung, wo wir wohnten, an der Wand entlang zwei Beete mit Kartoffeln angepflanzt. Es gab also schon jeden Tag ein Stück Brot – und es war echtes Brot, das im Kolchos gebacken wurde – und ein paar Kartoffeln.

Aber zusammen mit Mama haben wir uns Gedanken gemacht: Ich war schon 20 Jahre alt, es gibt keinerlei Perspektive für eine Ausbildung, der Krieg ist vorbei, aber man lässt uns nicht frei. Aber dennoch müsste man irgendeine Spezialisierung haben. In unserer Familie waren wir schon in der dritten oder vierten Generation gebildete Leute. Da war es undenkbar, dass plötzlich ein Mädchen, noch dazu das begabteste der Familie, ohne Ausbildung bleibt.

1946 war vorbei und 1947 brach an. Wir unterlagen der Kommandantur. Zu der Zeit mussten wir aber nicht zur Meldung auf das Kommandantur-Amt gehen, wie das später der Fall war, als wir jeden Monat

an einem bestimmten Tag uns dort melden mussten. Denn diese Siedlungen waren ja sehr klein und die Kommandanten sahen uns einfach die ganze Zeit. Wenn sich rundum auf hunderten Kilometern nur Steppe erstreckt, wo sollte man sich da auch verstecken? Nicht mal Gebüsch gab es. Verständlicherweise wagte es auch niemand zu fliehen. Denn wohin sollte man fliehen? In der Steppe holen dich der Frost oder die Wölfe. Weit kommst du nicht, deshalb dachte niemand auch nur darüber nach. Aber dann kamen Gerüchte auf, dass ...

Während des Krieges konnte man auch nicht einfach hingehen und eine Bahnfahrkarte kaufen. Man brauchte einen „Liter“, also eine Erlaubnis zum Fahrkartenkauf. Da das halbe Land aus Gefangenen, Verbannten oder Leuten mit beschränkter Bewegungsfreiheit bestand, wurden Fahrkarten nur an Personen verkauft, die berechtigt waren zu verreisen oder umzuziehen. Aber dann hörten wir unter unsereins Verbannten: Wisst ihr, auf dem Bahnhof hat man gesehen, wie Leute ohne jeden „Liter“ an den Schalter gehen und Fahrkarten kaufen. Gut ein Jahr verging mit diesen Gerüchten ... Es war so aussichtslos. Uns wurde nichts gesagt. Anfangs hatte es geheißen, wir würden nur für die Dauer des Krieges verschickt. Aber der Krieg war doch schon seit zwei Jahren vorbei. Für mich gab es nichts als den Drang weiter zu lernen, irgendwie mein Leben zu organisieren, um gesellschaftlichen Nutzen zu bringen und eine Berufsausbildung zu bekommen.

1947 verfolgten wir das dann schon sehr genau. Hier war jemand weggefahren, dort auch. Wohin fuhr man? Die Familien waren ja über ganz Sibirien verteilt worden. Da lebte zum Beispiel die eine Schwester in Ostkasachstan und die andere in Nordkasachstan. Da beschloss man: Fahre ich also zur Schwester nach Ostkasachstan oder zu meinem Bruder oder Onkel. Man wollte sich irgendwie zusammenschließen, denn dann wurde es leichter, über die Runden zu kommen. Doch Mama und ich waren völlig allein! Und Mama war so krank. Und ich alles in allem ohne Berufsausbildung. Heute mochte man mich vielleicht noch als Lehrerin ohne Diplom dulden, aber morgen könnte es schon heißen: „Geh Kühe melken im Kolchos.“

TAGANROG: FLUCHT INS STUDIUM 1947–49

Meine Schwester Elsa hatte noch vor dem Krieg einen Nicht-Deutschen geheiratet. Solche Frauen waren nicht in die Verbannung geschickt worden waren. So hatte dieses schreckliche Schicksal einen Bogen um sie gemacht. Nach Abschluss des Theaterinstituts GISIS in Moskau hatte sie eine Stellenzuweisung bekommen: Man hatte den ganzen Abschlussjahrgang nach Taganrog geschickt. Dort war das Theater im Krieg zerstört und das Ensemble zerstreut worden: die einen umgekommen, die anderen fortgezogen. Aber da gerade ein Tschechow-Jubiläumsjahr war (Tschechow ist aus Taganrog gebürtig und hatte dort seine Kindheit verbracht), hatte man beschlossen, in Taganrog ein neues Theater zu schaffen und schickte den ganzen Jahrgang des Theaterinstituts dorthin. Sie arbeitete also schon seit zwei Jahren als Schauspielerin dort am Theater. Das hier *[zeigt ein Foto]* ist ein Bild von ihr in einer ihrer Rollen, vermutlich in den „Kleinbürgern“, einem Stück von Gorki.

Der Krieg war vorbei. Und die Leute sagten, dass man – auch wenn es ein weiter Weg ist – einfach zum Bahnhof gehen und sich dort eine Fahrkarte kaufen kann. Ich sagte, naiv wie ich war, zu meiner Mutter, wenn das geht, dann kann ich das auch. Ich bin also mit einigen meiner Altersgenossinnen zum Bahnhof und wir haben uns überzeugt: Die Leute gehen an die Kasse und kaufen Fahrkarten. Da haben Mama und ich beschlossen, dass wir für uns auch Karten kaufen, immerhin verdiente ich ja etwas Geld. Denn wie lange wird man mich ohne Ausbildung noch auf dieser Arbeitsstelle belassen? Wenn die schweren Kriegszeiten vorbei sind, heißt es plötzlich, dass man mich nicht mehr braucht.

Wir hatten schnell gepackt, weil es 1947 bei uns nichts zu packen gab. Die paar Klamotten, die wir dorthin hatten mitnehmen können, waren schon nicht mehr zu gebrauchen. Zum Bahnhof gingen wir teils

zu Fuß, teils konnten wir bei jemanden mitfahren. Die Fahrkarten bekamen wir ohne jegliche Nachfragen und Erörterungen. Es waren aber nicht einmal Platzkarten [*die heutige dritte Schlafwagenklasse*], damals gab es meiner Meinung gar keine Platzkarten. Kurzum: So viele Leute in den Waggon passten, so viele fuhren mit: wer halt als erstes kam, stärker war oder die besten Ellenbogen hatte. Wir hatten also Fahrkarten ohne Sitzplatz und ich fuhr fünf Tage lang oben auf der dritten Pritsche fürs Gepäck, bis wir zu meiner Schwester nach Taganrog kamen.

Zuhause in Saratow vor dem Krieg hatte ich es nicht geschafft hatte, einen Pass zu bekommen [*gemeint ist das inländische Ausweisdokument für jeden Erwachsenen, kein Reisepass*]. Damals gab es den Pass ab 16 Jahren und ich war gerade 16 geworden, aber eine Woche später brach der Krieg aus und deshalb wurden wohl zu dieser Zeit keine Pässe ausgegeben. Wer es also nicht geschafft hatte, einen Pass zu bekommen, blieb ohne Pass, so wie ich. Nach der Ankunft in Taganrog gingen wir offen und ehrlich zur Miliz und erklärten, dass wir zugezogen sind, dass hier meine Schwester lebt und wo sie arbeitet. Sie trug damals noch ihren Mädchennamen, sie war also auch eine Schulmeister. Daraufhin bekamen wir Brotkarten. Es gab keinerlei Fragen. Wie sich zeigte, wussten die Leute dort gar nicht, dass ein ganzes Volk deportiert worden war. Ich bekam einen Pass und Mama bekam in ihren eine Meldebestätigung. Das war im August 1947. Wir lebten zwar schrecklich beengt, waren aber glücklich und froh: Wir und die Schwester hatten uns so lange nicht gesehen und zudem hatten wir so viel Schweres und Schreckliches in diesen Jahren durchgemacht.

Da ich sehr gut gelernt hatte und im Prinzip ja eine geborene Mathematikerin war, wollte ich an die Leningrader Universität, um dort an der mathematischen Fakultät zu studieren, weshalb ich meine Dokumente dorthin schickte. Und da ich mit einer Silbermedaille abgeschlossen hatte – es war nicht wichtig, ob man diese Medaille bekommen hatte oder nicht, das ergab sich aus dem Abschlusszeugnis – bekam ich eine Einladung mit dem Vermerk, dass ich immatrikuliert sei. Aber dann begannen wir zu überlegen, woher das Geld nehmen? Die Schwester bekam ein Gehalt von 80 Rubel als Schauspielerin der gehobenen Gruppe. Doch Mama und ich hatten nichts. Gut, da war noch ihr aus der Armee entlassener Ehemann, doch sein Gehalt war auch in dieser

Größenordnung. Wir erkannten, dass wir das nicht schaffen. Selbst die Fahrt nach Leningrad konnten wir uns nicht leisten. Und in Leningrad braucht man ja auch etwas zum Leben und zu essen. Und wir waren faktisch nackt, völlig abgerissen. Deshalb beschlossen wir, dass ich mich ein Jahr lang hier irgendwie beschäftigen werde, solange werden wir uns etwas verdienen, sparen – und dann reise ich ab.

In der Stadt Taganrog gab es zwei Institute: ein Radiotechnik- und ein Lehrerinstitut. Sogenannte Lehrerinstitute waren keine pädagogischen Hochschulen, es gab sie vor dem Krieg und für einige Jahre nach dem Krieg. Die Ausbildung dort war zweijährig, mit allen Fachbereichen, und man bekam dort ein Diplom, das berechtigte, die Klassen 5 bis 7 an Mittelschulen zu unterrichten. Jetzt haben wir acht Jahre Schulpflicht, das wurde in den 1960er Jahren eingeführt. Doch vor dem Krieg und für etwa 20 Jahre nach dem Krieg waren es nur sieben Jahre. Das bedeutete zwar eine nicht abgeschlossene Schulbildung, aber so war die Pflichtbildung für alle eben.

Da ich ja irgendetwas tun musste und Mathematik an der Universität studieren wollte, beschlossen wir, dass ich für ein Jahr dort anfangen und parallel mir etwas dazuverdienen. Als Zuverdienst begann ich gleich mit Nachhilfe-Privatstunden. Und im Jahr darauf wollte ich fahren.

Mir war schon klar, dass ich sozusagen vogelfrei war. Aber ich nahm mein Abschlusszeugnis und ging am 30. August in dieses Seminar. Dort gingen gerade die Aufnahmeprüfungen zu Ende: Schluss, alle Plätze waren schon vergeben. Daraufhin ging ich zum Rektor – und das war meine zweite bedeutsame Begegnung im Leben!

Er sagte ebenfalls: „Bei uns ist schon alles gelaufen, aber zeigen Sie doch mal Ihr Abschlusszeugnis.“ Ich sah schon besser aus als damals, als mich Oskar Abramowitsch im wahrsten Sinne des Wortes vor dem Untergang bewahrt hatte. Aber wir waren psychisch angeschlagene Leute: Wir fürchteten alles. Wir fürchteten Menschen, weil wir Angst hatten, man könnte uns nach etwas fragen. Etwas, das sich dann für uns als verhängnisvoll erweist. Ohne weitere Nachfragen schaute er nur auf mein Abschlusszeugnis und sagte: „Warum nur hast du in Geschichte keine Fünf bekommen?“ Nun, ich schwieg darüber, warum ich keine Fünf hatte bekommen können. Aber alles andere waren lauter Fünfer!

Wenn ich hätte beten können, hätte ich mein Lebtage lang für diesen Menschen gebetet. Er hieß Alexander Iwanowitsch Moschajew, Parteimitglied, Kriegsveteran und selbstverständlich Kriegsversehrter. Aber was für ein Bild von einem Menschen! Er sagt: „Bei uns sind die Examina abgeschlossen, aber in unserer physikalisch-mathematischen Fakultät bleiben immer Plätze unbesetzt, da kann ich Sie aufnehmen.“ Was für ein Mensch! Ohne zu fragen, wer und was ich bin und woher ich komme, noch dazu mit diesem Nachnamen: „Schulmeister“ – mit so einem Namen musste man sich damals verstecken, dass dich bloß niemand sieht und hört. Es war schändlich, so einen Namen zu tragen.

So wurde ich Studentin. Die Lehrkräfte waren hervorragend. Sie waren vorrangig Lehrer der Rostower Universität, denen man nicht verzeihen hatte, dass sie unter dem Besatzungsregime dortgeblieben waren. Rostow war etwa drei Jahre lang besetzt gewesen, ebenso wie Taganrog. Und als diese Städte von der Besatzung befreit wurden, wurden diejenigen, die während der Besatzung an der Universität in Rostow gearbeitet hatten, weil dort die Lehre weitergegangen war, als eine Art Strafe nach Taganrog geschickt, was ein provinzielles, einstöckiges, sehr sympathisches hübsches Hafendörfchen ist. Wirklich wunderhübsch! Auf drei Seiten vom Meer umgeben liegt Taganrog auf einer Landzunge, die ins Asowsche Meer ragt. Und ganz am Ende dieser Landzunge gab es schon unter Peter dem Großen einen befestigten Beobachtungsposten, an dem nachts ein Leuchtfener entzündet wurde, damit man sich auf den Schiffen orientieren konnte und wusste, dass dort Land ist. Aus diesem Posten auf dem Kap wuchs nach und nach eine Stadt heran, eine sehr schöne, südliche Stadt mit weiß getünchten Häuschen, die alle einen Garten hatten.

Das erste Semester schloss ich mit einer Fünf ab und bekam eine Erhöhung meines Stipendiums aufgrund herausragender Leistungen. Nun konnte schon keine Rede mehr davon sein, das jetzt hinzuwerfen. Wir beschlossen nicht aufzuhören, denn in einem Jahr würde ich den Abschluss machen und dann hätte ich ein Diplom, mit dem ich immer ein Auskommen finden könnte. Wenn ich dann nach Leningrad fahre, könnte ich dank des Diploms an einer Abendschule unterrichten und selbst für meinen Unterhalt sorgen. Das war eine absolut vernünftige Entscheidung. So habe ich also auch das zweite Jahr dort gelernt.

Wunderbare Kontakte und Freunde! Aber ich hatte vergessen, wo ich mich befand: Im Januar 1949 tauchten plötzlich zwei sogenannte Genossen auf und erbaten unsere Pässe zu sehen. Passkontrolle. Wir gaben ihnen unsere Pässe, wir waren angemeldet und keinerlei ... Sie nahmen unsere Pässe und gingen. Nach zwei oder drei Monaten bekamen wir die Pässe zurück. Wir hatten uns keine Sorgen gemacht, wir hatten uns schon so daran gewöhnt, dass wir jetzt gleichberechtigte Bürger sind und genossen alles in allem das Leben. Auch Mama half, so gut sie konnte, im Haushalt, damit meine Schwester und ich uns völlig unseren Angelegenheiten widmen konnten – ich mich meiner Ausbildung und die Schwester sich ihrer Arbeit. Ihr Ehemann war sehr nett und machte der Schwester keinerlei Vorwürfe, dass ihre Sippschaft aufgetaucht war und auch versorgt werden musste.

Am 23. Mai 1949 legte ich das letzte Jahrexamen ab, wieder selbstverständlich nur Fünfer. Es blieben nur noch die vier Staatsexamen. Die Arbeitsplatzvergabe hatte schon stattgefunden, wir hatten sie schon im April bekommen: Meine Zuweisung war an eine Mittelschule in einem Landkreis des Gebietes Rostow. Ich kam nach Hause gelaufen, ich hatte als erste abgegeben und eilte nach Hause, denn alle Hausarbeit hing an mir, wir schonten die Schwester, damit sie sich nicht um diese Dinge kümmern musste.

Ich kam also an diesem 23. Mai nach den Jahrexamen nach Hause. Dann klopft es an der Tür, davor stehen zwei in Zivil und ein Milizionär: „Diese und jene wohnen hier?“, „Ja, hier.“ – „Sie sind festgenommen!“

„Ziehen Sie sich an, packen Sie das Nötigste.“ Nach der Festnahme brachte man uns ins Gefängnis und präsentierte uns die Anschuldigung: Flucht vom Ansiedlungsort. Die Sache mit den Pässen war nur die Vorbereitung gewesen. Wie sich herausstellte, waren wir auf ewig verschickt worden, was wir aber gar nicht gewusst hatten. Solche Gesetze wurden irgendwo geschrieben, doch wir hatten kein einziges der Gesetze, nach denen wir lebten, je gelesen. Anfangs hatte man uns ja noch gesagt, die Verschickung sei nur für die Dauer des Krieges und der ist in ein paar Monaten vorbei. Aber nun hieß es, die Verschickung war unbefristet. Und es gibt bei uns so eine Regel: Unwissenheit schützt vor Strafe nicht.

Und nun hatte Stalin verfügt: Für die Flucht vom Ansiedlungsort gibt es 25 Jahre Arbeitslager. Wenn du vom Ansiedlungsort abgehauen

und nicht mehr dort bist — fertig, da braucht es nicht einmal Ermittlungen und Gerichtsverfahren, für den Staat ist die Sache eindeutig. Es hieß sogar, dass deshalb spezielle Arbeitslager in Nowokusnezk und Workuta errichtet worden seien. Uns drohten also entweder 25 Jahre Arbeitslager. Oder, im günstigsten Fall, Rückkehr an den Verschickungsort.

Wenn ich jetzt noch ein Kind gewesen wäre, hätte Mama meiner Schwester sagen können: „Elsa, komm her und nimm dein Schwesterchen zu dir, soll sie doch bei dir leben.“ So hatten viele Leute ihre Kinder zu älteren Schwestern oder irgendwelchen Tanten geschickt, die mit Nichtdeutschen verheiratet waren. Ehen zwischen Russen und Deutschen gab es allerorten, deshalb kam es oft vor, dass eine Schwester in der Verbannung lebte und eine andere Schwester zuhause geblieben war. Aber ich war dafür zu alt. Das war's dann wohl, denn das hieß, man transportiert uns ab, die Staatsexamen kann ich abschreiben und die zwei Studienjahre mit Bestnoten waren für die Katz.

Zuerst brachte man uns ins Gebäude des NKWD. Meine Schwester war zu dieser Zeit schon seit etwa vier Jahren eine der besten Schauspielerinnen von Taganrog. Sie genoss hohes Ansehen, ihr Ehemann war ebenfalls Schauspieler an diesem Theater. Selbstverständlich warfen sie sich ins Gefecht, um uns um jeden Preis zu helfen. Meine Schwester kannte auch meine Einstellung und Sichtweise der Dinge: Lasst mich nur das Staatsexamen absolvieren. Ihr könnt mich gerne an den Nordpol schicken, aber mit dem Diplom in der Tasche. Denn als Mathematik- und Physiklehrerin werde ich überall Arbeit finden. Aber just kurz vor diesem Moment werde ich verhaftet. Mit allen Mitteln baten sie um Aufschub für mich. Sie wandten sich ganz nach oben und erreichten, dass man uns unter der Selbstverpflichtung, den Ort nicht zu verlassen, für die angebliche Dauer der Ermittlungen freilässt.

Aber was gab es da zu ermitteln? Allen war sonnenklar, dass wir geflohen waren, wir haben das ja auch nicht geleugnet. Aber ich musste das Examen absolvieren. Doch vorerst zog sich dieses bürokratische Trara hin, wir saßen im Gefängnis — und ich wusste, dass am 30. Juni der Abschlussabend ist mit der Übergabe der Diplome und davor galt es, diese vier Examen zu bestehen.

Am 27. Juni führten die Bemühungen der Schwester und des Schwagers dazu, dass man uns zur Staatsanwaltschaft rief. Es erging die

Verpflichtung, bis zur Beendigung der angeblichen Ermittlungen vor Ort zu bleiben – so lautete die Formulierung. Natürlich wären wir auch sonst nirgendwohin gefahren. Das Wichtigste war, dass wir zum Gefängnistor herauskamen.

Der Zelle entkommen, wusch ich mich auf die Schnelle und raste zum Institut zu Alexander Iwanowitsch Moschajew. Und da war sie wieder, seine Menschlichkeit: Wie er sich freute mich zu sehen: „Rita!“ – so nannte man mich dort, zuhause wie auch im Institut. „Ritotschka, was für eine Freude! Wie geht es dir?“ Ich sage: „Alexander Iwanowitsch, ich habe nur jetzt noch Zeit, das Examen abzulegen.“ Doch die Examen hatten schon stattgefunden, vor diesem 27. Juni. In drei Tagen sollte schon die Übergabe der Diplome stattfinden, die Sekretärinnen saßen schon da und füllten sie aus. Ich sagte, dass ich alle Staatsexamen an einem Tag ablegen kann. Seine Antwort: „Ich hole die ganze Prüfungskommission zusammen, zumindest versuche ich es.“

In der Prüfungskommission sitzen aber üblicherweise Dozenten anderer Institute, damit es keine Kontakte gibt und es sich um völlig fremde Leute handelt. Das hieß also, dass man alle diese Leute anrufen und ihnen erklären musste, dass da noch dieses eine Mädchen aufgetaucht ist. Er hatte immer gesagt: „Rita ist der Stolz unseres Instituts und unseres Abschlussjahrgangs.“ Man musste ihnen also klarmachen, dass sie an einem bestimmten Tag zu kommen haben – und der ist morgen.

Und wieder hatte ich enorm Glück, welche Menschlichkeit mir hier gezeigt wurde – angefangen hatte es ja 1944 mit Oschar Abramowitsch Liwschitz und allem, was er für mich getan hatte. Telefone hatte damals ja nicht jeder, deshalb hatte Alexander Iwanowitsch noch zu mir gesagt: Komme abends nochmal bei mir vorbei, ich sagte dir, was sie geantwortet haben. Ich lief also zu ihm und er sagt: morgen früh um neun oder zehn Uhr. Ich kam dann auch und sah: Er hatte es geschafft. Dabei – wer war ich denn für ihn? Eigentlich niemand, nur eine Studentin von hundert, die er im Lauf seiner Tätigkeit ausgebildet hatte. Aber er war so ein Mensch, er war im Krieg gewesen und hatte verstanden, was Krieg bedeutet und vieles andere auch.

Und da saßen sie dann auch an einem Tisch: ein Physiker, ein Mathematiker, ein Methodist und ein stellvertretender Lehrstuhlleiter aus

irgendeinem Institut für Gesellschaftswissenschaften. Dazu musste man erst einmal ihre Einwilligung bekommen. Der Vorsitzende der Kommission war ein gewisser Professor Rabinowitsch.

Und dann war es schon so weit: Ich ziehe ein „Billet“ mit den Prüfungsaufgaben in Mathematik. Ich habe geantwortet, ohne jegliche Vorbereitung, denn ich war immer vorbereitet. Und das in allen vier Prüfungsfächern. Alexander Iwanowitsch war auch da, er konnte eine solche Veranstaltung nicht ohne sein Beisein lassen. Man bat mich, hinauszugehen, um die Benotung zu besprechen. Nach einiger Zeit ging ich wieder hinein und man verkündete: Mathematik fünf, Physik fünf, Unterrichtsmethodik fünf, Gesellschaftswissenschaften vier.

Der Kommissionsvorsitzende Rabinowitsch war Professor am medizinischen Institut und erwies sich als Bekannter meiner Schwester. Er hat sie ein paar Mal operiert und später hat er ihr dann auch einmal erzählt, warum ich eine Vier bekam und keine Fünf. Es gab da eine Lehrerin, Maria Ignatjewna Schachmatowa – wie man sieht, erinnere ich mich, wie die Namen meiner Retter lauteten. Sie kannte mich, sie hatte während meiner ganzen Studienzeit bei uns Seminare geleitet und war beeindruckt von meinen Kenntnissen. An der Geschichtsfakultät hat sie mich immer als Vorbild für die Studenten angeführt. „Es gibt da eine Studentin an der Phys-Math-Fakultät, bei der könnt ihr lernen, wie man beim Historischen Materialismus antworten muss.“ Ich war für sie ein Vorbild, dem es nachzueifern galt.

Aber nun musste Alexander Iwanowitsch ihr gestehen, dass ich Deutsche bin. Sie hatte immer gedacht, ich sei Jüdin – und nun erweise ich mich als Deutsche, oh Schreck! Sie hatte das erst erfahren, als sie schon eingewilligt hatte und dort saß, sondern hätte sie nie eingewilligt. Und das war eine von der Regierung in dieser Zusammensetzung bestätigte Kommission – ohne Maria Ignatjewna hätte sie nichts beschließen können. Und nun erfuhr sie das also und sagte: „Ich gebe nicht mehr als eine Drei. Und das auch nur Ihnen zuliebe.“ Aber da hat Rabinowitsch, der nun wirklich nicht auf den Kopf gefallen war, ihr eine solche Lektion in Historischem Materialismus und über die Nationalitätenpolitik Stalins (was dessen Verantwortungsbereich war) gehalten, dass sie klein begeben musste: „Sei's drum, von mir aus eine Vier.“ So bekam ich diese eine Vier.

So habe ich also das Institut abgeschlossen und tanzte am nächsten Tag auf dem Abschlussabend mit dem Diplom in der Tasche. Ich war das glücklichste Mädchen der Welt.

Aber nach ein paar Tagen waren sie wieder bei uns: die beiden Zivilisten und ein Milizionär. Sie verhafteten uns endgültig und brachten uns bald nach Rostow ins Gefängnis. Sie trauten dem Taganroger Gefängnis nicht mehr, weil sie fürchteten, dass uns meine Schwester wieder herauspaukt. Aber immerhin: Ich hatte mein Diplom. Nach dem Abschlussabend hatten wir es bei meiner Schwester gelassen, denn wir wussten ja, dass gegen uns ermittelt wird und wir jedem Moment zur Abfahrt gezwungen sein können. Und so war es auch: Erst ging es in das Gefängnis in Rostow und dann mit Gefangenentransporten weiter.

AUF DER ETAPPE (1949–1950)

Wir wurden festgenommen so wie wir waren. Es war Sommer, schon im Mai ist es in Taganrog absolut sommerlich. Mama hatte sich kurz zuvor die Hand gebrochen, sie war also zudem nicht ganz bei Gesundheit. Aber wen interessierte das schon. So begann also unser Weg. Um vorzugreifen: Alles in allem haben wir Glück gehabt. Wir wurden nur an den Verbannungsort zurückgeschickt und nicht in ein Straflager in Workuta oder Nowokusnezsk, es gab also auch eine solche Variante – aber das für immer.

Wie wir dann schon unterwegs feststellten, waren sehr viele schwangere junge Frauen mit uns unterwegs. Man hatte sie als Mädchen zu Schwestern geschickt, sie wurden dort erwachsen, waren schon 20 Jahre alt, heirateten einen russischen oder ukrainischen jungen Mann und dann waren sie entweder schwanger oder hatten schon ein Neugeborenes. So jemand drohten zwei Varianten: entweder 25 Jahre Konzentrationslager – „Lager strengen Regimes“, wie man das nannte – oder die Rückkehr an den Verbannungsort. Mama war schon alt, deshalb hatten wir, so muss man es wohl sehen, Glück. Aber man sagte uns nichts, absolut nichts.

Wir verbrachten also von Mai bis Februar etwa zehn Monate auf dem Weg, wussten aber nicht, ob wir in ein Lager gebracht werden oder nicht. Wir hatten von diesem Gesetz ja nichts gewusst, wir erfuhren erst davon, als wir schon im Gefängnis saßen. Dieses Unterwegssein nannte man „die Etappe“. Wir wussten von der Etappe, wir hatten ja Bücher gelesen über alte Aufrührer aus der Zarenzeit, die auf die Etappe nach Sibirien gingen, unter dem Klirren der Fußfesseln über den Wladimirer Trakt. Es gibt sogar Lieder und Gedichte darüber, wie die politischen Zwangsarbeiter unter Kettenklirren dahinzogen.

Das ist die Etappe. Wir waren also auch auf der Etappe. Früher, unter den Zaren, ging man zu Fuß, während in unserer zivilisierten Zeit es schon eine etwas erleichterte Variante der Etappe gab: Man brachte uns – wohl, weil Taganrog zu arm war für den Betrieb von Automobilen – auf einem Pferdewagen ins Taganroger Gefängnis. Dort gab es eine Durchsuchung: Haarnadeln wurden natürlich herausgezogen, die Unterwäsche musste man ausziehen, sie wurde überprüft. So schlossen wir also Bekanntschaft mit dem Gefängnis. Dabei zwangen sie uns auch, uns hinzuhocken. Meine Mama schaffte das nur mit Mühe. Ich verstand gleich warum, ich war zu dem Zeitpunkt ja schon Diplom-Physikerin, und sagte ihr: „Mama, die meinen, wenn du dich jetzt ohne Schlüpfer hinhockst, könnte eine Atombombe aus dir rausfallen. Solche Sabotageakte wollen sie verhindern.“

Ich musste Mama beistehen, zur Not mit schwarzem Humor. Dort haben wir dann von diesem Gesetz vom November 1948 erfahren. Jede von uns musste unterschreiben, dass wir mit dem Gesetz vertraut sind. Damit wir also sozusagen nicht noch ein zweites Mal fliehen. Wir waren nur ein paar Tage im Taganroger Gefängnis, in einer Aufnahmezelle, bevor man dann auf die anderen Zellen verteilt wurde. Das war also eine Art Quarantäne für den Fall einer Epidemie. Und diese Zelle war vollgestopft mit Prostituierten. Sie gingen in der Zelle nackt umher und hatten solche Aufschriften auf dem Körper – also, wenn du ein neugieriger Mensch bist, konntest du da sogar noch manches Neues erfahren. Und Erkenntnisse über das Leben sind ja eigentlich immer etwas Positives. Ich werde jetzt keine Beispiele nennen, das ist doch irgendwie unangenehm. Aber die Zeichnungen zu den Aufschriften waren hervorragend und scharfsinnig, erstaunlich scharfsinnig. Großartig. Aber diese Frauen hatten natürlich auch ihr spezifisches Verhalten.

Dann brachte man uns mit dem Zug nach Rostow, das ist eine Stunde Fahrt. Im Rostower Gefängnis waren wir wohl etwa zehn Tage, vielleicht auch zwei Wochen. In diese Zeit fiel irgendein Feiertag. Und deshalb geschah folgendes: Jede Gefangene wurde einzeln aus der Zelle geholt und sie schauten, was du anhast. Ich trug so ein Kleidchen, also jenes, das ich anhatte, als ich ins Gefängnis gekommen war: ein rotes Kleidchen, damals trug man so kurze mit Falten. „Ausziehen!“ Ich sage: „Wie soll ich das machen, ich habe doch nichts anderes.“ – „Papperlapapp!“ Sie

verstehen schon: Das war jetzt nicht der Modosalon von Madame Scherer aus „Krieg und Frieden“.

Ich habe also das Kleid ausgezogen. Und drunter war nur der Schlüpfen, sonst nichts. Ich hatte noch eine Strickjacke dabei, dachte also, dann ziehe ich wenigstens die an. Doch der Gefängniswächter schaut ja zur Kontrolle für alle Fälle durch das Guckloch und sieht, dass ich dieses rote Jäckchen an habe. Das musste ich auch ausziehen. Wie sich herausstellte, sollten die Gefangenen keinerlei Stoffetzen roter Farbe haben – damit wir nicht plötzlich durch irgendeine Ritze mit etwas Rotem winken. Was dann passiert wäre, weiß ich nicht, mit dieser Frage habe ich mich nicht beschäftigt. Aber nach zwei Tagen bekamen wir alle Sachen zurück.

Dann ging es los per mit Zug im Stolypin-Waggon. Was ist ein Stolypin-Waggon? Ein Stolypin-Waggon ist auch ein Abteilwagen mit Gang zum Durchgehen. Auf der einen Seite ist normalerweise ja eine Wand mit Türen. Durch sie betreten wir das Abteil, schließen die Tür hinter uns und sind allein. Aber dort ist statt dieser Wand nur ein Gitter und darin eine ebensolche Gittertür. Die Wache, die im Gang patrouilliert, kann die ganze Zeit alle sehen. Die Fenster im Gang sind auch solide vergittert. Das nennt man einen Stolypin-Waggon.

Morgens um 6 Uhr fing es an, dass man einzeln auf die Toilette geführt wurde, eine Zelle nach der anderen. In so einer Zelle waren sechs Leute. Unten, auf der mittleren Pritsche und auf der Gepäckablage. Und abends um 6 Uhr nochmals. Seife und Handtücher hatten wir auch nicht dabei, aber ... es war ja nicht das erste Mal. Irgendwas gab es wohl zu essen, aber im Großen und Ganzen war es wie in der Trudarmee: Wasser und darin ein Heringsskelett. Wie viele dieser Heringsskelette!

In unserer Zelle haben wir sehr interessante Bekanntschaft geschlossen, wir sind dann sehr gute Freunde geworden. Dort war eine alte Griechin, Anfissa Alexejewna – so eine nette und intelligente Person – und ihre Tochter Maria mit ihrem fünfjährigen Sohn Kolja. Anfissa Alexejewna und Maria wurden genauso wie wir verbannt. Das traf auch Griechen. Sie hatten in der Gegend von Krasnodar gewohnt. Sie waren also auch verbannt worden, hatten in Sibirien gelebt, sich dort schrecklich abgekämpft und auch beschlossen, wegzufahren. Unterdessen hatte Mascha dort einen russischen Burschen geheiratet und Kolja war zur Welt

gekommen. Aber dann hat man sie am Schlawittchen gepackt und auf die Etappe geschickt.

Sie waren also zu dritt, wir zu zweit und dann war da noch jemand. Das war ein enormer Vorteil, denn wenn eine Schwangere oder ein Kind mit im — nennen wir es mal so gehoben — Abteil waren, konnte man so oft man wollte auf die Toilette gehen. Damals vor 80 Jahren war mir das nicht in den Sinn gekommen, das schien eine Kleinigkeit zu sein. Aber jetzt, nachdem ich alt geworden bin, denke ich, wie hart das für alte Leute gewesen sein muss. Sie müssen alle halbe Stunde auf die Toilette. Um die Dinge beim Namen zu nennen, das war auf seine Art eine Quälerei. Aber wenn es ein Kind in der Zelle gab, hast du an dieses Gitter geklopft: „Das Kind möchte aufs Klo.“ Und damit es nicht allein gelassen wird, heißt das, jemand nimmt es an die Hand, der Aufseher führt uns und wir gehen auf die Toilette. Eine Kleinigkeit. Manchmal hat man aus den anderen Abteilen, wo nur alte Männer waren (sie waren für Männer und Frauen getrennt), gehört: „Chef, lass mich auf die Toilette, Chef.“ Sie bettelten schon unter Tränen. Und der andere lachte nur. Alles in allen, das war unangenehm. Ich will gar nicht darüber sprechen. Es war eine schreckliche Erniedrigung.

Dann kam man an, der Zug blieb stehen, wie immer auf einem hohen Bahndamm und dann hieß es abspringen. Sie haben ja nicht an Bahnhöfen angehalten, das war ihnen unangenehm. Sondern irgendwo auf einem Bahndamm außerhalb der Stadt. So kamen wir nach Stalingrad. Weiter ging es zu Fuß. Im Stalingrader Gefängnis waren wir wohl auch zwei Wochen. Dann kam auf die gleiche Weise das Saratower Gefängnis, dann das von Sol-Iletzk bei Orenburg. Das war das allerübelste Gefängnis. Von Betten war da überhaupt keine Rede. Es gab auf der ganzen Länge der Zelle — und die waren riesig — Pritschen und viel, viel Stroh.

Das haben wir gleich geschätzt, dass es viel Stroh gab und es recht frisch war, man konnte sich also hinlegen. Aber die Zelle war voller Leute, so haben wir also auch sehr viel erfahren. Wie sich herausstellte, hatte Katharina die Große den Bau dieses Gefängnisses während des Pugatschow-Aufstands verfügt. Sie brauchte viele Gefängnisse und Kenner, die dort schon lange waren, sagten, dass es genauso weit unter die Erde reicht wie darüber hinaus. Ein rotes Ziegelgebäude, damals gab

es wohl keine weißen Ziegel. In Stalingrad war es auch ein altes Gefängnis aus rotem Ziegel gewesen, ebenso in Saratow. Dort war das Regime schrecklich streng. Nun, Gefängnis ist Gefängnis.

Wir waren zwei Wochen dort, dann wieder auf den Zug, danach kam Tscheljabinsk, danach Kurgan. Und nach Kurgan Petropawlowsk. Wir haben immer erst von den Leuten im Gefängnis erfahren, in welcher Stadt wir sind. Als es sich erwies, dass wir in Petropawlowsk sind, sage ich: „Mama, es scheint, man bringt uns einfach nur nach Koktschetaw zurück.“ Wir waren ja zuvor bereits im Gebiet von Koktschetaw in Nordkasachstan gewesen.

Zu dieser Zeit war Koktschetaw schon aus einem kleinen kasachischen Dorf zu einer Bezirksstadt herangewachsen. Zwar mit Lehmhäusern, aber immerhin. In Petropawlowsk waren wir auch zwei Wochen, danach noch weiterzufahren, war natürlich sehr hart. Wie Mama das überstanden hat, dass sie überhaupt überlebt hat mit ihrer schon gequälten Gesundheit! Man muss dafür ein eiserner Mensch sein ... Auch ich war nach der Trudarmee ausgemergelt und alles in allem auch nicht gerade ein Kraftbündel.

Und eines schönen Tages haben sie uns eingeladen: Koktschetaw. Wir waren die ganze Zeit zusammen mit den Griechen unterwegs. Mit Anfissa Alexejewna, sie war wunderbar intelligent. Das hat uns den Weg erleichtert. Und Maria war so exzentrisch und energisch, sie machte sich über die Wachleute lustig: „Wir kommen ja wieder aus dem Gefängnis heraus, aber du wirst dein ganzes Leben lang Leute auf den Abort führen!“ Das sagte sie zu ihnen. Und sie schwiegen.

In Koktschetaw wurden wir zwei Monate festgehalten. Das war kein Gefängnis, sondern eine Arrestanstalt, ein einstöckiges Gebäude. Die Zelle war vielleicht 12 Quadratmeter groß. Aber weniger als 25, 26 Leute waren wir dort nicht. Nackter Fußboden, da saßen wir auch. Sich ausstrecken oder hinlegen war unmöglich. In der Ecke stand der Abortimer, der abends von Gefangenen herausgetragen wurde. Und morgens führte man uns, wie man es nannte, zur Musterung. Das kannte ich noch nicht, dieses neue Wort. Wie man sieht, habe ich unterwegs einiges gelernt. Sogar viel. Deshalb muss ich jetzt endlos Interviews geben und so viel erzählen, weil ich so viel im Leben gelernt habe. Sehr viel Interessantes – obwohl, vielleicht eher Aufschlussreiches als Interessantes.

Wenn man uns dabei wenigstens ein bisschen Essen gegeben hätte, damit man ein menschliches Antlitz bewahrt hätte und sich hätte waschen können. Aber das ging nicht. Kaum jedenfalls, nur wenn wir in ein neues Gefängnis kamen, wurden wir einer sanitären Bearbeitung unterzogen. Das heißt, alles, was du am Leibe hattest, wurde erhitzt, dreckig wie es war, aber es wurde so erhitzt, dass kein Ungeziefer mehr darin sein konnte. Und für etwa zehn Minuten gab es Wasser, so dass man sich ein bisschen hier und da ... Aber in dieser Zelle konnte auch ein Säufer arretiert und für zwei Tage festgehalten werden.

Wir saßen da zwei Monate. Sitzend! In diesem furchtbaren Gestank und die ganze Zeit kam neues Volk dazu. So ging eines Tages die Tür auf und hereingeschubst wurden zwei oder drei Mädchen von vielleicht 17 bis 18 Jahren. Wir sahen gleich, was los ist, das waren ja noch Kinder ... Wissen Sie über die „Leningrader Affäre“ Bescheid? Kusnezow war der Erste Sekretär des Leningrader Gebietskomitees der Partei gewesen. Er wurde natürlich erschossen. Man beschuldigte die Leningrader Führungsebene des Verrats und so weiter und so fort. Und nun waren, nachdem ihre Väter erschossen worden waren, die Kinder auf diesem Weg. Die Ehefrauen steckte man in Lager und die Mädchen wurden in irgendwelche sibirischen Löcher verbannt. So tauchen eines Tages diese Mädchen auf. Sie waren sehr gut gekleidet, offenbar waren sie beschleunigt über die Etappe geführt worden, so dass sie noch nicht so abgerissen waren.

Wir schauen sie an: Um Gottes Willen, solche intelligente Mädchen! Ich denke bei mir: Um Gottes Willen, was euch noch bevorsteht, ihr armen Kinder! Ich war damals schon 24, aber ich sah jünger aus. Ich hatte schöne, lange Zöpfe, so dass man mir mein Alter nicht ansah. Zöpfe hatte ich übrigens für lange Zeit. Erst seit ein paar Jahren ist davon fast nichts mehr übrig. Ich habe mir mein ganzes Leben lang die Haarschnitte gespart.

Diese Mädchen blieben nicht lange, man hat sie dann irgendwohin weitergeschickt. Es gab damals auch einen berühmten Jazzmusiker, Eddy Rosner. Seine Frau [*die polnische Schauspielerin Ruth Kaminska*] war auch da, er selbst war schon in einem Lager in Chabarowsk, aber seine Frau war noch auf der Etappe. Kurzum, wir haben da viele Menschen getroffen.

Es gab da auch sehr viele schwangere junge Frauen: Deutsche, Griechinnen, Tschetscheninnen und Inguschinnen. Sie waren alle zu Onkeln, Tanten oder Schwestern gefahren und hatten geheiratet. Auf die Etappe nahm man schwangere Frauen nur nach einer Untersuchung. Der Gefängnisarzt musste sie untersuchen und sagen, ob ihre Schwangerschaft noch vor dem siebten Monat ist. Wenn die Schwangerschaft sich auf dem Weg über den siebten Monat hinaus entwickelt hatte, hatte die Etappe das Recht, sie nicht mehr anzunehmen. Dann mussten sie in einem dieser Gefängnisse bleiben, bis sie gebaren. So gab es viele, die schon ein im Gefängnis geborenes Baby hatten. Man gab ihnen, also auch diesen Neugeborenen, einige Monate und dann ging es weiter auf der Etappe. Es gab auch einige Mädchen, wahre Schönheiten. Sie waren als Krimtatarinnen 1944 auch verbannt worden. Da war ein Mädchen, nun schon eine junge Frau mit einem kleinen Jungen. Oh, war der hübsch! Er war damals wahrscheinlich sechs bis sieben Monate alt: bildhübsch, lockig, mit dunklen Augen und so lebhaft. Aber er hatte keinen Platz zum Krabbeln, nichts. Deshalb haben wir alle uns um ihn gekümmert, damit ihre Arme ein bisschen Erholung bekamen. Ich erinnere schon nicht mehr, ob sie Milch hatte oder nicht. Ich erinnere mich nur, dass einmal ein Wächter, ein Tatare, ihr insgeheim ein Fläschchen mit Milch gab, vermutlich von seiner eigenen Kuh. Kurzum, das war ein babylonisches Gedränge. Wen haben wir nicht alles auf der Etappe gesehen. Jedenfalls waren Mama und ich zumindest nicht allein.

Nachdem zwei Monate vergangen waren, wurden wir aufgerufen. Um Himmels Willen, was waren wir schmutzig! Wenn man herauskam, musste man bei irgendwelchen Leuten eine Ecke mieten, kein Zimmer, sondern nur eine Ecke. Und mit den Griechen hatten wir vereinbart: Wer zuerst herauskommt, nimmt die anderen auf, die erst danach herauskommen. Und in der Tat, sie wurden sehr schnell freigelassen. Sie mieteten eine Ecke bei einer Frau, einer Witwe, deren Mann an der Front gefallen war. Das war in so einer Behausung, in so einem Zimmer aus Lehm. Ihr Bett stand auf dieser Seite und das Bett der Griechen auf der anderen Seite. Und sie schliefen zu dritt in diesem Bett. Als man uns freiließ, kannten wir schon ihre Adresse, diese Siedlung war ja nicht groß, nur ein Städtchen. Irgendwie hatten sie sie uns mitgeteilt.

KOKTSCHETAW: EWIGE VERBANNUNG (1950–1957)

Es kam also der Tag, an dem wir aufgerufen wurden. Wir unterschrieben Papiere, dass wir niemanden niemals erzählen werden, was wir gesehen und gehört haben, dass wir nichts wissen, nichts gesehen und gehört haben, dass wir taub und blind geworden sind. Das unterschrieben wir alles und dann unterschrieben wir noch unter dem Ukas vom November 1948. Das bedeutete, dass wir uns jeden Monat auf der Kommandantur zu melden hatten, an einem ganz bestimmten Tag, an dem der Buchstabe „Sch“ an der Reihe ist. So sollte es bis an unser Lebtage Ende gehen. Außerdem mussten wir unterschreiben, dass uns bekannt ist, dass wir uns nur in einem Radius von 25 Kilometern um diesen Punkt bewegen dürfen und dass wir hier für immer zu bleiben haben. Das ist in Nordkasachstan, im Februar hat es dort minus 50 bis 55 Grad.

Mama und ich sind am 20. Februar 1950, einem klaren, sonnigen Wintertag, aus diesem durch und durch vermoderten und verfaulten Raum herausgekommen und machten uns in aller Ruhe auf die Suche nach der Hütte, wo die Griechen lebten. Ihre Hausherrin, eine Soldatenwitwe, erlaubte uns, wie einst in Tschkalow, drei Tage in dem Winkel hinterm Ofen zu bleiben. Sie warf dort Stroh hin und da haben Mama und ich geschlafen, wobei die Griechen für uns schon einen Winkel gefunden hatten: Bei alten Leuten gab es einen Hühnerstall, sie hatten ihn im Sommer verputzt, aus Erde auch einen Boden gestampft und mit Lehm verschmiert. Sie waren bereit, uns diesen Hühnerstall zu vermieten. Aber das war so ganz in Ordnung, es gab dort ein Öfchen. So sind wir also dort hingegangen. Sie ermöglichten uns auch, uns zu waschen.

Die Hausherrin der Griechen hatte schon von unserer Geschichte erfahren, so dass meine Schwester ihr bereits mein Diplom geschickt hatte. Wir hatten es nicht mitnehmen können, es wäre konfisziert worden.

Als die Griechen freikamen, hatten wir ihnen die Adresse der Schwester gegeben, sie hatten ihr geschrieben und sie hatte ihnen an ihre Adresse mein Diplom geschickt. Und das war unsere Rettung.

Die Hausherrin sagte: „Und wie geht's jetzt weiter?“ Sie war eine gute Frau, noch recht jung. „Nun, morgen gehe ich zur städtischen Schulbehörde und frage nach Arbeit.“ Sie schaute mich an: „Und so willst du dort hingehen?“ Sie gab mir die Filzstiefel ihres verstorbenen Mannes, diese reichten mir bis ans Becken und ein blaues Wollkleid. „Hier, bis zum ersten Gehalt“, sagte sie. „Wie kannst du denn sonst vor eine Klasse treten? Und in die Schule gehen?“ Solche Leute waren das. Aber für einfache Menschen vom Dorf waren Lehrer zu dieser Zeit echte Autoritäten. Dabei hatte man uns doch mit dem Etikett der Feinde hier abgeliefert: „Es wurden Faschisten hergebracht“, hieß es. Wir waren also noch immer Faschisten. Dabei war der Krieg schon seit fünf Jahren vorbei.

Am nächsten Tag wickelte sie mich in einen Schal und wir gingen gemeinsam zum städtischen Schulamt, um für mich eine Anstellung zu bekommen. Wir zeigten das Diplom, und wie der Amtsvorsteher es sieht, fasst er sich an den Kopf: „Was für eine Freude! Das Schuljahr geht dem Ende entgegen und wir hatten das ganze Jahr keinen Mathematiklehrer und deshalb keinen Mathematikunterricht. Wir suchen dringend Lehrer, zu beliebigen Bedingungen! Wir haben keine Mathelehrer, keine Physiker, überhaupt niemanden.“ Sie gaben mir gleich zwei Deputate in der Knabenschule Nr. 4. Das steht alles im Arbeitsbüchlein, die komplette Chronik. Man hatte uns am 20. Februar freigelassen, am 21. sind wir ein bisschen zu uns gekommen und am 22. stand ich schon im Klassenzimmer und arbeitete als Lehrerin.

So endete für uns die Etappe. Aber ich habe es Menschen wie Oskar Abramowitsch Liwschitz, Grigori Semjonowitsch Kogan, Alexander Iwanowitsch Moschajew, den armen Griechinnen und der Soldatenwitwe, die so manchen Arm voll Stroh für mich entbehrte, zu verdanken, dass ich mein Diplom bekam und deshalb anfangen konnte, als Lehrerin zu arbeiten.

Wir erfuhren, dass dieses Städtchen Koktschtaw, auf Kasachisch heißt es Kokschetau, voller solcher Verbannter wie uns ist. Es gab vier Schulen in diesem Städtchen. Eine Grundschule, eine kasachische Schule und zwei Mittelschulen. In der Schule, in die man mich geschickt

hatte, unterrichtete eine Frau Literatur, die in Odessa Dozent oder Professor an der dortigen Universität gewesen war – eine Literaturwissenschaftlerin, eine intelligente und ansehnliche Dame. Und auch die anderen Fachlehrer, zum Beispiel ein Chemielehrer, waren Leute von Rang. Kurzum, das war ein gehobenes Publikum mit echter, gehobener russischer Sprache. Ich habe dann in dieser Schule fast neun Jahre gearbeitet.

Jeden Monat gingen wir uns melden. Aber manchmal war Mama so krank, dass sie nicht hingegen konnte. Dann bin ich gegangen und sagte: „Nun, Mama ...“ Der Kommandant, sein Name war Poljotkin – es ist 70 Jahre her und ich erinnere mich an seinen Namen – hat übel herumgeschrien, weil Mama nicht gekommen war. Ich sage ihm: „Sie kann nicht aufstehen und kommen. Sie liegt nur noch, gut möglich, dass sie stirbt, wenn ich jetzt nach Hause komme.“ Und er: „Ich werde diese Hündin dazu bringen, jeden Tag zur Meldung zu erscheinen.“ So hat man da mit uns geredet.

Die Meldung bedeutete, dass ich hier bin und nicht abgehauen. Ich musste an diesem Tag nur unterschreiben, dass ich nicht geflohen und anwesend bin. Es gab da eine Kladde, darin wurde alles perfekt festgehalten. Die Leute dort hatten alle ihre Sterne auf den Schulterklappen, bekamen große Rationen und hervorragende Gehälter. Und dann nach dem Krieg, den sie im Hinterland verbracht hatten, wo sie Leute wie Anfissa Alexejewna oder meine Mama erniedrigt und gequält hatten, wurden sie alle als Teilnehmer des Großen Vaterländischen Kriegs betrachtet. Dabei hatten sie nur dagesessen und, Verzeihung, sich einen gewissen Körperteil warmgehalten.

Während dieser Zeit habe ich geheiratet. Ich wurde auch sehr schwer krank, musste schleunigst krankgeschrieben werden – es war wohl eine Lungenentzündung. Bei mir wurde sogar eine geschlossene Tuberkulose diagnostiziert. Aber sie hat sich dann irgendwie aufgelöst.

In Koktschetaw habe ich auch meinen zukünftigen Ehemann kennengelernt. Sein Familienname war Gorowiz. Er war ebenfalls verbannt, er hatte seine Strafe als angeblicher Spion bekommen. Mein Mann stammte aus jenem Teil Polens, der 1939 zu Russland gekommen war. 1939 hatten Stalin und Hitler einen Nichtangriffspakt geschlossen. Beide bereiteten sich auf einen Krieg vor, sie wollten Zeit gewinnen und als

Prämie haben sie sozusagen Polen unter sich aufgeteilt. Stalin bekam das Baltikum. Und Hitler bekam freie Hand, in Europa zu herrschen, wo er dann auch Österreich und alles besetzt hat. Polen teilten sie einfach mit einer vertikalen Linie. Mein Mann hatte bereits in Lwow [*Lemberg, Lwiv*] als Arzt gearbeitet, er war damals 25 Jahre alt. Und als die Unsrigen dann ihren Teil Polens besetzten, da machten sie was? Auch wenn es 50 Jahre lang abgestritten wurde, heute ist das eine historische Tatsache: Sie erschossen die polnischen Offiziere.

Die Intelligenz hingegen, der er angehörte, kam nach Sibirien, in Lager. Er verbrachte dort acht Jahre als polnischer Spion. Dabei hatte er doch in Polen gelebt, wie konnte er dann ein polnischer Spion sein? Er hat seine acht Jahre abgessen, und da seine ganze Familie gestorben war – sein Vater war noch vorher gestorben, die Mutter und Schwester waren im Krieg umgekommen, gleich in den ersten Kriegstagen bei Bombenangriffen, hatte er niemanden mehr auf der Welt. Und zudem hatte er viele „Minus“. Wissen Sie, was ein Minus war? Das waren die Städte, in denen man nicht wohnen durfte. Dazu sagte man „30 Minus“ oder „20 Minus“ oder wie viele es eben waren. Er hatte also so viele Minus, dass er nur in irgendeinem Konotop [*eine ukrainische Provinzstadt, die mitunter im Russischen als Synonym für einen beliebigen, unbedeutenden Ort gebraucht wird*] leben durfte, weshalb er in dieses traurige Koktschetaw in Nordkasachstan kam, wo er als Arzt arbeitete.

Er hatte die medizinische Fakultät an der Deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Prag abgeschlossen. Man nannte sie die „alte deutsche Universität“. Er schloss also sein Studium in der Tschechoslowakei ab, kehrte nach Hause zurück, begann in Lwow als Arzt zu arbeiten – und dann kamen diese sowjetischen Repressionen. Er ist früh gestorben, denn das Herz macht es nicht mit, wenn du mit 25 Jahren aus der Prager Universität fast sofort in ein sowjetisches Gefängnis gerätst. Er konnte auch kein Russisch, er hatte auf Deutsch studiert und zuhause hatte man Polnisch gesprochen, denn man lebte ja in Polen. Er ist 1959, also noch in Sibirien, gestorben und dort beerdigt.

Wir haben 1951 geheiratet, ein Jahr später kam mein Sohn auf die Welt – und prompt, damit es uns nicht langweilig wird, begann 1952 die „Ärzte-Verschwörung“: Ende 1952, als Stalins Wirrnis schon den Gipfel erreicht hatte, begann er alle Ärzte, besonders aber jüdische, zu

verdächtigen. 1948 war ja der Staat Israel gegründet worden. Die UNO hatte endlich erklärt, dass die Israelis, die im Jahr 73 nach Christus aus ihrem Land verjagt und in alle Welt zerstreut worden waren und seither 2000 Jahre in aller Herren Länder gelebt hatten, endlich ihr eigenes Land erhalten. Von diesem Moment an hatte Stalin die Manie, dass jüdische Ärzte ihn vergiften wollen. Und dummerweise waren alle medizinischen Koryphäen in Moskau jüdischer Nationalität: dieses Akademiemitglied und jenes und Professor Soundso auch. Was macht man da? 1952 wurden sie alle verhaftet, der letzte war Rapoport. Er war der oberste Pathologe des Landes, das heißt, seine Kundschaft war schon tot, wenn sie zu ihm kam. Er konnte also niemanden vergiften. Und so hatte er sehr darauf gehofft, dass man wenigstens ihn nicht verhaften würde. Aber am 13. Januar 1953 wurden er dennoch verhaftet und bekam auch die Anschuldigung präsentiert, dass er die Vergiftung von Josef Wissarionowitsch Stalin vorbereitet habe. Man bereitete einen Schauprozess mit Todesurteilen vor, das nennt man die Ärzte-Verschwörung. Ich erinnere mich nicht mehr genau, aber dieses Verfahren betraf etwa 15 Personen, alle im Range von Akademiemitgliedern.

Mein Ehemann war Arzt und auch Jude, zumindest zur Hälfte: Seine Mutter war Polin, sein Vater Jude. Und wenn in Moskau auf so hoher Ebene ein solcher Prozess lief, dann musste vor Ort auch reagiert werden. Dort wurden alle männlichen jüdischen Ärzte entlassen. In einer Moskauer Zeitung erschien ein Artikel namens „Mörder in weißen Kitteln“. Geschrieben hatte ihn eine gewisse Timoschuk, sie war Ärztin, aber diesen Auftrag hatte sie von der Partei bekommen. In den Lokalblättchen stand das dann natürlich auch: „Mörder in weißen Kitteln“. Doch mein Mann war dort der einzige männliche Arzt. Es fehlte an Lehrern und Ärzten, man hätte diese Leute doch halten müssen, um Nutzen von ihnen zu haben.

Am 4. Februar kam ich aus der Geburtsklinik – und prompt wird mein Mann entlassen. Wir rechneten jede Nacht damit, dass er auch verhaftet wird. Ich mit dem neugeborenen Kind – und er legt sich nicht einmal schlafen. Ein Bündel war schon geschnürt: Handtuch, Zahnbürste, Zahnpaste, ein Stück Seife. Das nannte man das Gentlemen-Necessaire. Er legte sich nicht hin, damit er, falls sie kommen, schneller gehen kann. Er hätte gleich sein Bündel gegriffen, so dass man wenigstens uns nicht wieder unnötig ... Eine Schreckenszeit.

Und dann kam zum Glück der 5. März [*Stalins Todestag*]. Wir heulten vor Freude – und nicht nur wir. Das war also 1953. Aber auch dann ließ man uns nicht nach Hause. Wir gingen noch drei Jahre lang uns regelmäßig melden und es gab keinerlei Perspektiven, nichts.

Aufgrund der Tatsache, dass ich die ganze Zeit zwei Deputate abgearbeitet hatte, hatte ich eine einseitige Stimmbandlähmung bekommen – wenn man eben so viel redet. Deshalb konnte ich nicht arbeiten, war also berufsunfähig. Und mein Mann hatte in der Zeit der „Ärzte-Verschwörung“ zwei Infarkte und zwei Schlaganfälle erlitten. Ich kam nur unter Mühen wieder auf die Beine. Es verging ein halbes Jahr und mein Mann war immer noch ohne Arbeit. Obwohl schon alles gesagt war und vermeintlich alles geklärt, der Personenkult und dies und jenes ... Er bekam seinen Posten nicht zurück, weil offenbar die Gebiets-Gesundheitsbehörde fürchtete, Josef Wissarionowitsch [*Stalin*] könne plötzlich auferstehen und ihnen Vorwürfe machen, weil sie ihn rehabilitiert haben.

Zu guter Letzt bekam er dann seine Arbeitsstelle zurück. Und das geschah so: Die Gattin des Ersten Sekretärs des Gebietspartei Komitees hatte einige Zeit in unserer Schule als Biologielehrerin gearbeitet, eigentlich nur ganz kurz, ich kannte sie nur vom Sehen. Sie hatten zwei Söhne. Und als mein Mann noch arbeitete, waren diese beiden Jungs zusammen mit Begleitern auf die Jagd gefahren, weil die Jungen eben jagen wollten. Und einer von ihnen betätigte unabsichtlich den Abzug so, dass er eine Kugel in den Kopf bekam. Während noch aus Alma-Ata Fachärzte mit einem Sanitätsflugzeug unterwegs waren, leistete mein Mann ihm Erste Hilfe. Er hat ihn also gerettet, er konnte ihn am Leben halten, bis jemand da war, der ihn operieren konnte. Denn mein Mann war kein Chirurg, er war Therapeut. Aber er verstand es, ihm das Leben zu retten: Er hat ihn in ein künstliches Koma versetzt, solange das Flugzeug unterwegs war.

Die Frau des Ersten Sekretärs wusste natürlich, dass das mein Mann gewesen war. Und als man ihn partout nicht auf seine Arbeitsstelle zurücklassen wollte und wir schlichtweg in Not waren – wir begannen wieder zu hungern, noch dazu hatten wir ein kleines Kind und ich war sehr krank – da bin ich einfach zu ihr nach Hause gegangen. Ich sagte ihr, was los ist. Und sie antwortete: „Gehen Sie ruhig nach Hause, alles

kommt in Ordnung.“ Am nächsten Morgen wurde mein Mann gerufen und man bot ihm an, an seine Arbeit zurückzukehren. Er war zwar schon berufsunfähig geschrieben worden, aber gnadenhalber beließ man ihn auf seiner Stelle. Er war stellvertretender Abteilungsleiter im Krankenhaus. Morgens brachte ihn immer ein Krankenwagen ins Krankenhaus, er saß dann dort hinterm Schreibtisch, erteilte Anordnungen und Konsultationen.

Die Zeit verging, wir unterlagen der Meldepflicht und wussten nicht, was uns erwartet. Wir hatten keine Wohnung, wir mieteten uns Ecken. Denn es gab einfach keine Häuser, wo man eine Wohnung hätte mieten können. Mal eine Ecke hier, mal dort, hier eine alte Küche, dort einen alten Hühnerstall. Im Januar 1956, drei Jahre nach Stalins Tod, wurden wir einbestellt und bekamen erklärt, dass wir nicht länger Meldung machen müssen. Aber was bedeutet das? Können wir irgendwohin umziehen? Können wir nach Hause zurückkehren? Aber unser Zuhause gibt es ja nicht mehr. Da wohnen schon seit langem fremde Leute, die alles durchgebracht haben, was sie von uns ererbt hatten.

Erneut wussten wir nicht wie es weiter geht. So blieben wir dort wohnen und arbeiteten weiter, Gott sei Dank hatten wir ja Arbeit. Irgendwie kamen wir durch. Denn eigentlich waren es ja irrwitzige Lebensumstände: Du schleppst Trinkwasser heran und musst Brennstoff beschaffen. Rundum ist Steppe, deshalb gibt es keinerlei Brennstoffressourcen: Also Stroh, Dung und ab und an konnte man Kohlen auftreiben. Es war sehr schwer.

Dann wurde auch noch Mama krank, sie lag nur noch und ist dann zehn Jahre später gestorben. Das war so ein Moment, als es schien, dass es keinen Ausweg mehr gibt. Diese endlose Reihe von menschlichen Erniedrigungen, nicht nur der Psyche und des moralischen Zustands, sondern auch physisch – und dazu keinerlei Perspektiven. „Bringt uns doch endlich um! Das muss doch mal ein Ende haben!“ Aber genau dann kam der Vater zurück, vollumfänglich rehabilitiert von den Vorwürfen, ein Spion, Terrorist oder was auch immer gewesen zu sein, was in seinem Urteil gestanden hatte.

PAPAS RÜCKKEHR (1957)

Papa konnte auf dem Posten eines Brigadiers der Landwirtschaftsbrigade bis 1948 überleben, als die zehn Jahre seiner Strafe abgelaufen waren. Doch inzwischen war ein Ukas von Stalin ergangen, dass Deutsche, wo immer sie sich auch befanden, auf ewig an diesem Ort bleiben mussten. Ich und Mama also in Nordkasachstan, Papa an der Kolyma. Er war schon kein Sträfling mehr, aber als Deutscher musste er dortbleiben. Deshalb konnte er erst 1957 zu uns nach Nordkasachstan kommen. Allerdings war er ein Jahr dort freiwillig länger geblieben.

1956 hat man alle politischen Gefangenen komplett rehabilitiert und uns von dieser Stalin-Bürde befreit, dass wir an Ort und Stelle bleiben mussten – Stalin war ja Gott sei Dank schon nicht mehr am Leben. Papa arbeitete zu diesem Zeitpunkt schon ein Jahr lang als freier Mann auf dem Posten des Leiters der Landwirtschaftsabteilung der Gebietsverwaltung für die ganze Kolyma-Region. Man bat ihn sehr zu bleiben und seine ganzen Erfahrungen, die er angesammelt hatte, zu einem Buch zusammenzufassen, damit seine Errungenschaften erhalten bleiben. Damals wuchs dort alles – natürlich nicht im Freien. Doch mit minimalen Aufwendungen ließ sich in diesen erwärmten Anlagen alles heranziehen! Es gibt dort jetzt auch Viehhaltung. Man hat eine Rindersorte gezüchtet, die draußen überwintern und kalben kann und die Kälber überstehen das. Es gab dort auch viele freiwillige Arbeitskräfte, die gerne dorthin fuhren, weil man dort enorme Gehälter zahlte, während die Sträflinge ja für umsonst gearbeitet hatten.

Wir haben noch ein Jahr nach Papas Rückkehr in Koktschetaw gelebt. Papa war rehabilitiert, er fuhr nach Moskau und bekam alle Dokumente zur Bescheinigung seines Professorenstatus. Alle seine Dokumente wurden wiederhergestellt, also natürlich in Kopien: das

Abschlussdiplom der Petrowsko-Rasumowskojer Akademie, die Bescheinigung seines Professorentitels und so weiter und so fort.

Das ist Vaters Arbeitsbüchlein. Wie man sieht, hat er diese ganzen 20 Jahre die Stellungen eines Lehrstuhlleiters innegehabt. Und der vorherige Eintrag, hier: 1938, Januar, offenbar vom 20.: „Ernannt auf die Position des Leiters des Lehrstuhls für Ackerbau am Saratower Landwirtschaftlichen Institut“. Aber dann bricht es ab, dann kam gleich die Verhaftung und dann: „Die Dienstzeit wird von diesem Tag bis zum September 1948 gemäß der zuletzt innegehabten Stellung bewahrt auf Grundlage einer Regierungsverfügung, Rektor soundso.“ Das bekamen alle eingetragen. Er kam 1948 frei, unterlag aber der dauerhaften Ansiedlung. Das bedeutet, dass er diese zehn Jahre formell Lehrstuhlleiter geblieben war, was auf die Berufsjahre angerechnet wurde, aber vom Moment der Freilassung an war er Oberagronom einer Abteilung des Postfaches soundso – das war das Lager. Nun lief also schon die Berufszeit eines freien Angestellten. Dann wurde er von diesem Postfach „abgestellt zur Verfügung der Magadaner Gebietsregierung und ernannt zum Leiter der Wissenschaftsabteilung der Magadaner Gebietsregierung“. Entlassen aufgrund des Erreichens der Frist nach Paragraph soundso.“ Also nicht ein einziger Tag einer Lücke.

Er sagte dann: „Ich werde mich um eine Stelle bei irgendeinem Institut in Sibirien bewerben.“ Im Prinzip war er komplett rehabilitiert. Aber als Deutscher hatte er so viele Minus, die aber offiziell nicht genannt wurden, obwohl wir von ihrer Existenz wussten. Wenn Du also in eine Stadt wie Rostow oder Jekaterinburg kamst und dort eine Arbeit annehmen wolltest, sagten sie beim Blick in den Pass: „Tut uns leid, aber bei uns gibt es keine freien Stellen.“ So etwas wie Pensa oder Orjol ging noch oder bestenfalls vielleicht Omsk, wenn man dort bereit gewesen wäre, dich anzustellen. Deshalb war uns und Papa klar, dass wir unmöglich in den westlichen Landesteil zurückkehren können. Wir würden nirgendwo aufgenommen, man hätte uns überall einfach davongejagt.

So lebte er ein Jahr mit uns zusammen in Koktschetaw und schrieb sein großes wissenschaftliches Buch. Denn er hatte an der Kolyma ein bisschen wissenschaftlich tätig sein können. Der Lagerkommandant, der ihn 1941 gerettet hatte, war sich im Klaren darüber gewesen, dass schon vor dem Krieg die Schifffahrt von Wladiwostok zur Nagajew-Bucht

in Magadan nur für zwei Monate im Jahr möglich war. Aber dann war Krieg. Das bedeutete, dass es keinerlei Versorgungstransporte mehr geben wird, was bedeutet, dass durchweg alle, auch die Kommandeure und die Wachmannschaften – und Wachen gab es fast genauso viele wie Gefangene – an Hunger sterben werden. So war in ihm ein Plan gereift: Kann man nicht diesen gefangenen Professor nutzen? Vielleicht denkt er sich ja etwas aus, wie man irgendetwas anpflanzen kann. So bekam Papa eine Möglichkeit, seiner biologischen Arbeit nachzugehen. Eigentlich war er ja Theoretiker und Genetiker, aber letztlich war seine Ausbildung ausreichend, um irgendetwas in die Erde zu stecken und zum Beispiel Radieschen heranzuziehen.

So hatte für Papa ein völlig neues Leben begonnen mit einer neuen Aufgabe. Und bis zu seiner Abreise 1957 erreichte er, dass alles, was man auf diesem Boden in diesem Permafrost kultivieren kann, bis heute kultiviert wird. Und dann schrieb er ein dickes Buch – nebenbei bemerkt, im Auftrag des Ministeriums. Dieses Jahr, als er nach der Rückkehr bei uns in Koktschetaw wohnte, schrieb er an diesem Buch.

Er brachte es nach Moskau, es wurde veröffentlicht, es gab später auch eine zweite Auflage. Papa sagte immer, wenn er nicht Deutscher gewesen wäre, hätte er dafür den Nobelpreis bekommen. Denn es war das erste Mal in der Geschichte der Menschheit, dass jenseits des Polarkreises unter Permafrost-Bedingungen absolut alles kultiviert werden konnte. Aber da er Deutscher und ehemaliger Strafgefangener war, bekam er nichts. Erst viel später bekam er zwei Orden.

Reisen durften wir ja inzwischen, nur dauerhaft niederlassen durften wir uns nicht, wo wir wollten: „Sie dürfen reisen – aber keineswegs auch nur dem Ort nahekommen, von dem Sie verbannt worden sind. Das ist absolut ausgeschlossen.“ Denn sonst könnten wir ja dorthin fahren, an die Tür unseres Hauses klopfen und sagen: „Na, ihr habt jetzt 17 Jahre in unseren Hallen gelebt, auf unserem Klavier geklumpert und unsere Bücher gelesen. Jetzt ist genug.“ Nein, das durfte nicht sein. Und dann gab es ja noch diese etwa 32 „Minus“. Aber selbst wenn wir Verbannte mit unseren Attributen nach Pensa oder Tambow gekommen wären, hätte man uns gesagt: „Oh, ehemalige Volksfeinde? Nein, wir haben keine freien Stellen. Dankeschön und gehen Sie bitte weiter.“ Hier hatten wir wenigstens irgendeine Arbeit. Deshalb blieben alle, wo sie waren.

Wir hatten kein Recht, in den westlichen Teil Russlands zu fahren, das wäre wie auf einem Vulkan gewesen. Der Kalte Krieg war ja schon voll im Gange und dann kommt wieder so ein Moment. Vater sagte: „Die Ersten, die bestraft werden, sind wir. Deshalb müssen wir in Sibirien bleiben.“ Er bewarb sich also in Krasnojarsk und dort wurde er mit Handkuss genommen, denn in Sibirien fehlte es an Spezialisten. Sie waren größtenteils erschossen worden, saßen noch in Lagern oder waren dort umgekommen.

Übrigens: Nach der Aufhebung der Meldepflicht im Januar 1956 habe ich mich gleich um ein Fernstudium im dritten Studienjahr an der Mathematik-Fakultät des Tscheljabinsker Pädagogischen Instituts beworben, das ich 1959 abschloss. Auf diese Weise vollendete ich meine pädagogische universitäre Ausbildung.

KRASNOJARSK: KRANK IN DER GROSSSTADT (1958–1960)

So sind wir 1958 alle nach Krasnojarsk umgezogen. Wir bekamen eine sehr gute Wohnung. Mein Gott, 17 Jahre lang hatten wir wie Vieh gelebt – und dann eine Wohnung mit fließend Wasser und Heizung! Drei Zimmer, direkt im Stadtzentrum und normale, menschenwürdige Bedingungen. Eine Woche nach dem Umzug ist mein Mann gestorben. Es war schon der zig-ste Infarkt, wie viele kann man denn überstehen? Er war 45 Jahre alt. Ich war 34. Er war innerhalb weniger Augenblicke verstorben. Es war schon sein dritter oder vierter Infarkt, insofern kam es nicht überraschend. Im August 1959 ist er am Tisch sitzend gestorben.

Doch das Klima in Krasnojarsk ist sehr hart. Es liegt in einer Niederung, durch die der Jenissej fließt. Zu beiden Seiten stehen enorm hohe Berge, dort ist Taiga – waldbedeckte Berge. Der Jenissej fließt von Süden nach Norden bis hinab zum Nordpolarmeer. Und diese Schlucht, von Minussinsk und Schuschenskoje her (wo Lenin in der Verbannung war – wir haben gesehen, über was für ein Landgut er da verfügte) ist der reinste Windkanal. Durch diese Engstelle bläst die ganze Zeit der Wind. Deshalb ist das Klima dort sehr hart. Noch dazu hat es dort viele Industriebetriebe, die die Luft stark verschmutzen. Einmal stand bei uns ein Klappfensterchen offen und ein kleiner Spatz verirrte sich herein. Das arme Kerlchen suchte nach einem Ausweg und stieß immer wieder gegen die Wände. Und an den Stellen, wo dies passierte, blieben schwarze Flecken, wie als hätte man ein Häufchen Ruß an die Wand geworfen. Und das alles haben wir eingeatmet.

Der Kleine fing an zu kränkeln, auch ich war ständig krank. Es war eine lange Behandlung, um das Stimmband wieder herzustellen. Man sagte mir: „Keinerlei Belastungen, nur ein klein bisschen“. Wie „ein bisschen“? Ich musste doch arbeiten. Wir waren doch faktisch nackt. Und

wir mussten für jeden mindestens ein Kissen, eine Decke und ein Bett kaufen. Wir hatten doch nichts, man hatte uns ja alles genommen. Papa wurde stellvertretender Lehrstuhlleiter, bekam also ein gutes Gehalt, aber wir alle waren ständig krank. Da habe ich damit angefangen: „Papa, lass es uns doch probieren, los.“ Doch er sagte: „Nein, nein, ich habe 20 Jahre an der Kolyma abgessen. Ich mag nicht mehr.“

Doch schließlich sah er, dass der Enthüllungsparteitag der KPdSU stattfand und Chruschtschow schon vor aller Welt erklärte, dass alles ein Verbrechen seitens Stalins und der Kommunistischen Partei gewesen war. Und 1956 enthüllte Chruschtschow die „Verschwörung“ von Molotow, Malenkov und wer da noch mit ihnen war – der dazugestoßene Schepilow, der damals Außenminister war. Damals ging ein Witz um: „Molotow, Malenkov ... und wer war nochmal der dritte Mann? Woroschilow oder doch eher Bulganin? Ich kann mich nicht erinnern ... aber es gab den dazugestoßenen Schepilow.“ Nebenbei bemerkt, Schepilow war ein hervorragender Außenminister. Aber er fiel zusammen mit ihnen in Ungnade. Wir sagten: „Papa, jetzt weiß doch schon die ganze Welt, dass dies ein Verbrechen war. Weiter wird jetzt wohl alles gut und es geht.“

Alles in allem haben wir zweieinhalb Jahre in Krasnojarsk gelebt. Aus den Krankheiten kamen wir nicht heraus. Das war kein Leben, es war schrecklich, nur schrecklich. Wir saßen die ganze Zeit in diesem Windkanal. Der Kleine wurde so krank, dass er ins Krankenhaus kam.

Aber immerhin, nach dem Erscheinen seines Buches bekam Papa die Gelegenheit zu einem Versuch, sich im Westteil der Sowjetunion niederzulassen, weshalb er zum Hochschulministerium nach Moskau fuhr. Drei Institute wurden zu einem Wettbewerb zur Einrichtung des Lehrstuhls, den er vor der Verhaftung in Saratow innehatte, aufgefordert: Kischinow [*Chişinău in Moldau*], Simferopol [*auf der Krim*] und Stalingrad [*heute: Wolgograd*]. Tja, als er seine Dokumente eingereicht hatte, sah man in Kischinow und Simferopol, dass das ein Deutscher und ehemaliger Strafgefangener ist, worauf die Gebietskomitees der Partei ihr Veto einlegten. Aber in Wolgograd hatte er mehr Glück. Schließlich war Papa als Wissenschaftler in Saratow herangewachsen und der Rektor der Stalingrader Universität war einer seiner ehemaligen Doktoranten aus der Zeit vor der Verhaftung – nun auch schon in gehobenem Alter und ebenfalls Professor. Er lud ihn ein und Papa bekam die Stelle und begann dort zu arbeiten.

WOLGOGRAD: ALS DEUTSCHE IN STALINGRAD (1961–1997)

Papa hatte also den Wettbewerb durchlaufen, die Stelle als Lehrstuhlleiter bekommen und sollte im August 1960 an seiner neuen Arbeitsstelle anfangen. Aber er hatte mir und Mama gesagt: „Ihr bleibt hier. Hier haben wir ein Dach über dem Kopf, es ist ja unklar, wie das läuft. Wenn ich dann dort eine Wohnung bekommen habe...“ Denn in Stalingrad hatte er noch keine Wohnung. Stalingrad war ja stark zerstört, es gab dort großen Wohnungsmangel. Die Stadt wurde zwar beschleunigt wieder aufgebaut, vor allem durch die Arbeit von Kriegsgefangenen. Dabei wurde sehr gut gebaut, es ist eine schöne Stadt geworden, schöner sogar als die alte. Die alte Stadt war ein maximal zweistöckiges Kaufmannsstädtchen gewesen. Und nun baute man die reinste Wunderstadt. So blieben wir also zurück und Papa fuhr ab. Er kam an, bekam ein Zimmer im Wohnheim, begann zu arbeiten und aß in der Studentenmensa.

Doch als erstes musste er sich anmelden. Damals gab es in der Sowjetunion ein Gesetz, wonach man sich nur drei Tage ohne „Propiska“ [*Anmeldung*] irgendwo aufhalten durfte, egal ob zum Wohnen, Arbeiten oder zum Studium. Aber er bekam die Anmeldung nicht – und die Antwort, dass er keine Propiska bekommt, weil „mit Verlaub, Sie haben eine unerwünschte Vergangenheit“. – „Ich bin doch rehabilitiert.“ – „Nun, wissen Sie ...“ Er reichte die Dokumente nochmals ein: wieder keine Propiska. Er lebt schon einen Monat dort, dann zwei, schließlich sechs. Schon ein halbes Jahr ist vergangen, aber er bekommt keine Anmeldung, sondern nur Absagen: Das ist das Minus, das Minus. Er ist also rehabilitiert, er hat eine Bescheinigung, in der steht, dass alle Anschuldigungen gegen ihn erlogen, unbelegt, absurd und unbegründet waren. Doch trotz der Papiere über seine Rehabilitation war das Minus immer noch da.

Natürlich fuhren wir in die Ferien oder zu einer Tante oder einem Onkel zu Besuch, ohne uns anzumelden, aber das Gesetz war so. Und erst recht hattest du kein Recht, ohne Propiska eine Arbeitsstelle anzunehmen. Aber darüber hatte sich der Rektor keine Gedanken gemacht: Der Herr Professor hat das Ausschreibungsverfahren durchlaufen, er wurde für die Stelle ausgewählt und weiter dachte er nicht an die Propiska. Und Papa hatte geschwiegen. Er wollte einfach nicht darüber sprechen, zumal dies für ihn ein schmerzhaftes Thema war.

Ein halbes Jahr lebte Papa also ohne Propiska, dann ging er doch zum Rektor. Eigentlich würde sich ein Rektor mit solchen Bagatellen nicht beschäftigen und Papa hätte sich wohl auch nicht an ihn gewandt. Aber wenn er keine Propiska bekommt, dann hat er laut Gesetz kein Recht zu arbeiten und unangemeldet dort zu wohnen und es wäre losgegangen: Sie hätten ihn bestrafen oder sogar wieder ins Gefängnis stecken können, denn das war eine Straftat.

Er sagte also: „Ich kündige aus familiären Gründen. Ich reise ab, ich habe mein Kofferchen schon gepackt. Ich gehe nach Sibirien zurück, in Krasnojarsk gibt man mir eine Stelle am Institut.“ Diese war ihm tatsächlich angeboten worden, er war sogar hingefahren und hatte es sich angesehen. „Was ist los? Wie das denn? Wir haben doch gerade erst angefangen ...“, sagte der Rektor. Das Institut war noch recht jung und hatte vor dem Krieg nicht viel Personal gehabt und nach dem Krieg erst recht. „Sie sind doch unser einziger Professor mit so langer Praxis, solchem Wissen und solcher Erfahrung.“ Da sagte ihm Papa: „Ich lebe schon ein halbes Jahr ohne Propiska und das ist nicht legal. Ich habe aufgrund von Rechtlosigkeit im Leben schon genug durchgemacht und will nicht noch länger etwas riskieren.“

Erst da hat der Rektor erfahren, dass es dieses Problem gibt. Daraufhin ging er zum Ersten Sekretär des Gebietskomitees der Partei. Er hatte dort ohnehin noch andere Dinge zu erledigen. „Ich kläre das jetzt ab“, sagte er. Damals gab es dort einen sehr guten Mann als Ersten Sekretär: Er hieß Schkolnikow, ein Parteimann und zudem Erster Sekretär des Gebietskomitees. Trotz allem waren bei einigen von ihnen insgeheim noch menschliche Gefühle erhalten geblieben. Der Rektor sagt also zu ihm: „Übrigens, nach dem Krieg fehlt es uns an Fachleuten, wir können bis heute unser Personal nicht vervollständigen. Und jetzt haben wir so

einen Professor bekommen, der hier geboren wurde, der diesen Boden kennt und der für diesen Boden und seine Wissenschaft lebt. Aber jetzt geht er nach Sibirien zurück zu seiner Familie.“

„Wie, man gibt Professor Schulmeister keine Propiska? Ich habe so viel von ihm gehört, ich weiß so viel über ihn und dann so etwas? Das kann ja wohl nicht wahr sein.“ Aber trotzdem war es so. Daraufhin rief der Erste Sekretär seinen Assistenten herbei und sagte: „Du hast drei Tage. Und dann hat der Professor eine Propiska, einen Berechtigungsschein für eine seinen familiären Verhältnissen entsprechende Wohnung und die Wohnungsschlüssel, so dass er seine Familie nachholen kann. In drei Tagen erstatten Sie mir Bericht.“

Noch am gleichen Tag kamen Sie zu Papa: „Geben Sie uns bitte Ihren Pass, wir besorgen Ihnen die Propiska“. Sie haben das selbst gemacht. Am nächsten Tag kam der Assistent wieder angefahren: „Konstantin Georgijewitsch, darf ich Sie zum Wagen bitten, ich bin Sie abholen gekommen. Kommen Sie, wir fahren Ihre Wohnung besichtigen.“ Das Institut war am Stadtrand und unsere zukünftige Wohnung lag ganz im Zentrum, sozusagen direkt gegenüber des Gebietskomitees der Partei. Papa hat uns dann erzählt, wie er mit dem Schlüssel diese leere Wohnung öffnete und zu zählen begann: Eins, zwei, drei, vier ...“ Wir hatten zu Papa gesagt, als er abfuhr: „Nun, Papa, bitte doch wenigstens um eine Zweizimmerwohnung, damit ich mit dem kleinen Bora ein Zimmer bekomme und du mit Mama auch eines.“ Und da waren vier Zimmer und ein Flur, in dem man Fußball spielen konnte. Eine Vierzimmerwohnung mit 105 Quadratmetern! Papa sagte: „Nein, diese Wohnung nehme ich nicht, nie und nimmer. Das ist nichts für uns, so etwas sind wir nicht gewöhnt.“ Aber eigentlich hatte er einfach nur Angst.

Papa hatte Angst, das war natürlich, obwohl er eigentlich ein sehr mutiger Mann war. Aber nach all diesen Erniedrigungen, schließlich waren schon 23 Jahre vergangen, seitdem er zum Ausgestoßenen geworden war... So wie *Les Misérables* [„Die Elenden“] von Victor Hugo, die wir in der Kindheit beweint hatten. In der Zwischenzeit waren wir selbst zu solchen Ausgestoßenen geworden. Das war die Angst, wenn du 20 Jahre im Gefängnis warst, nur weil du klug bist und es dich gibt – und dann bekommst du plötzlich so eine Wohnung! Das war die pure Angst,

dass man dann kommt, sie dir wieder wegnimmt und dich auf die Straße setzt. Und gut, wenn es nur die Straße ist.

Doch der Assistent sagte: „Konstantin Georgijewitsch, ich muss Ihn Selbst (so bezeichnete man damals den Ersten Sekretär des Gebietskomitees) berichten, dass Sie in dieser Wohnung angemeldet sind, dass Sie die Wohnungsschlüssel haben und dass alles in Ordnung ist.“ Kurzum, er hat Papa überredet, ihm die Schlüssel in die Hand gedrückt, nahm die Wohnungszuteilung und erneut Papas Pass, besorgte die Propiska unter dieser Adresse und sagte: „Rufen Sie ihre Familie zu sich.“ Papa nahm die Schlüssel und schickte uns ein Telegramm: „Packt die Sachen und kommt her.“

Daraufhin sind wir angereist. Mama und ich mit meinem kleinen, damals sechs Jahre alten Sohn fuhren nach Wolgograd. Das war im Februar 1961, noch hieß es Stalingrad, denn erst ein halbes Jahr später wurde es auf dem XX. Parteitag, bei dem der Personenkult verdammt wurde, in Wolgograd umbenannt. Doch die Wolgograder protestierten, sie haben sich noch Jahrzehnte lang aufgeregt. Mittlerweise sind schon fast 60 Jahre vergangen seit dieser Umbenennung. Inzwischen regt man sich nicht mehr darüber auf, weil die alte Generation weggestorben ist.

So endete also unsere Odyssee. Aber die Einstellung der Menschen in Stalingrad haben wir bis zum Schluss zu spüren bekommen, das war ekelhaft. Nur ein Beispiel: Stalingrad trug ja den Namen Stalins. Deshalb wurden als Stadtbevölkerung nur die Allerüberzeugtesten ausgewählt, nur Vertrauenswürdige und Überprüfte. Zum Beispiel hatten laut Gesetz alle pensionierten Generäle oder andere hochrangige Militärs, wenn sie den Dienst quittierten, das Recht, in jeder beliebigen Stadt eine Wohnung zu bekommen. Das war ja korrekt so, sie hatten ihr ganzes Leben in der Armee zugebracht und wurden mal hierhin, mal dorthin versetzt, wohin auch immer. Und nun sollten sie für den Ruhestand eine Wohnung bekommen, deshalb war man bemüht, in Stalingrad vor allem Pensionären und abgetretenen verdienten Partei- und Armeekadern Wohnungen zuzuteilen. Und dann kommt da einer mit so einem Familiennamen daher, so einem richtig blumigen Namen, bei dem alle geradezu Stielaugen bekamen. Ich habe mir zwar sofort wieder eine Stelle an einer Schule gesucht, sozusagen noch am ersten Tag, genauso wie in Koktschetaw. Mathematik- und Physiklehrer waren immer Mangelware. Aber das Verhältnis uns gegenüber war sehr ...

Ich nenne ein Beispiel, ein sehr bedauerliches. Aber wir haben uns daran gewöhnt, mit dieser Tragik zu leben. Es war Papas erster Geburtstag als Lehrstuhlleiter. Am Lehrstuhl arbeiteten etwa zwölf Leute: ein paar Dozenten, noch ganz junge Leute, einer hatte meiner Meinung nach sogar den Dokortitel und ein wissenschaftlicher Mitarbeiter... Vier Monate nach unserer Ankunft hatten wir unseren Haushalt organisiert und beschlossen, dass wir zu Papas erstem Geburtstag den ganzen Lehrstuhl einladen, damit sich alle einmal in privater Atmosphäre kennenlernen können. Papa lud also alle ein. Sein Geburtstag ist am 29. April. Also haben Mama und ich viel zubereitet und den Tisch eingedeckt. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir schon alles Notwendige, um einen anständigen Eindruck zu machen. Aber kein einziger Mensch ist gekommen! Wir saßen da, warteten an dieser reich gedeckten Tafel und es klingelte einfach nicht an der Tür. Dabei mussten sie jeden Tag gemeinsam arbeiten und sahen sich von Angesicht zu Angesicht. Und keiner hatte auch nur den Mut anzurufen und zu sagen: „Konstantin Georgijewitsch, wir haben alle kollektiv Dysenterie bekommen und können leider nicht kommen.“ Dazu hatte keiner den Mut. Man hat uns so sehr verachtet, dass man nicht zu unserer Feier kommen wollte.

Das war uns eine gute Lehre. Wir verstanden, dass uns hier niemand annimmt und wir allein sind ... Hinsichtlich der Kontakte mit Menschen haben wir uns in der Gemeinschaft der Verbannten in Koktschtaw freier gefühlt als in dieser freien Stadt. Das reicht schon aus, es braucht keine weiteren Beispiele mehr. Wir waren die Feinde geblieben.

Ich erinnere mich für mein ganzes Leben daran, an einen Mann in Tschkalow – das war das erste Dorf, wohin Mama und ich mit dem Traktor gefahren waren. Er war wohl Pole und hatte nur eine kurze Haftstrafe erhalten. Jedenfalls war er 1944 oder 1945 schon auf freien Fuß gesetzt und in diesen Ort zur ewigen Verbannung geschickt worden. Und dort auf der Kommandantur hat er dann so etwas gesagt wie: „Ich bin doch ein freier Mann, ich haben meine Strafe schließlich abgesessen.“ Da sagte der Chef dort zu ihm: „Du, merk dir“ – sie haben einen ja nur geduzt und manchmal haben sie noch „Du Hundesohn“ hinzugefügt (nach der Befreiung haben sie sich das nicht mehr erlaubt, aber solange man noch unter den Kommandantur lebte, durchaus): „Du Hundesohn, vergiss nicht, es ist nicht wichtig, ob du freigekommen bist oder

deine Strafe verbüßt hast und einen ganzen Sack voller Papiere hast: Auf deinem Rücken wird dein Leben lang die Ziffer 58 stehen“ [*nach Artikel 58 des Strafgesetzbuchs der RSFSR wurden alle „konterevolutionären Aktivitäten“ verfolgt*]. Dieser Mann hieß Anisko – er war kein bekannter Mensch, aber ebenfalls freigekommen, rehabilitiert und hatte den Wunsch, endlich so leben zu können wie alle.

Papa hatte es schwer an der Arbeit, schwer in folgendem Sinne: Es gab einen Moment im Jahr 1972, als Papa schon zwölf Jahre dort gearbeitet und jede Menge Doktoranten und Aspiranten ausgebildet hatte und das immer mit Erfolg. Das lief alles, aber zwischenmenschliche Kontakte gab es nicht. Und 1972 war es irgendwie besonders schwer erträglich. Da kam er einmal zu mir und sagte: „Sollen wir beide (Mama war zu diesem Zeitpunkt schon gestorben) nicht besser nach Sibirien gehen? In Krasnojarsk am Institut liefen die zwei Jahre Arbeit doch bestens.“ Dort lebten Nachkommen von Dekabristen, einige hatten sogar solche Familiennamen wie Trubezkoi, stellen Sie sich das vor! Das waren alles Menschen, die uns nicht verabscheuten, während man dies in Stalingrad tat. Vordergründig war alles gut. Aber nichtsdestoweniger, es war so, wie es dieser KGB-Mann in Tschkalow prophezeit hatte: Die Zahl 58 steht deinen Lebtage lang auf deinem Rücken. Wir haben das noch sehr lange gespürt. Erst hier in Petersburg hat sich das einigermaßen gelegt. Aber es sind ja auch alle weggestorben. Sie sind schon tot. Nur ich bin noch übrig, der reinste Dinosaurier.

Ich hatte es auch schwer, obwohl mich die Kinder und die Eltern liebten. Für mich gab es bei Feiern die größten Blumensträuße, das nahmen natürlich alle mit einer gehörigen Portion Neid zur Kenntnis. Ich bekam diese Blumensträuße, aber Freundschaften? ... Wir haben dort in Wolgograd 38 Jahre gelebt, Papa hat dort 38 Jahre gearbeitet und ich entsprechend auch. Aber es gab keine einzige Familie mit der wir ... Es gab ein paar jüdische Familien, die uns als Freunde betrachteten, aber keine Russen.

Auch 1995 arbeitete Papa noch. Als er ins Rentenalter gekommen war, hatte er dem Rektor gesagt: „Ich will nicht in den Ruhestand gehen, ich kann unbezahlt weiterarbeiten. Wenn Sie mir kein Gehalt zahlen können, dann mache ich es gratis. Aber lassen Sie mich bleiben.“ Zu diesem Zeitpunkt amtierte schon ein anderer Rektor und alles war

ein bisschen leichter geworden. So hat er also weitergearbeitet. ... Und dann kam das Jahr 1995 mit seinem 100. Geburtstag. Sein letzter Aspirant hatte 1992 abgeschlossen, das war Pawlik Smutnin, wir telefonieren bis heute miteinander, ab und an ruft er mich an. Er geht jetzt auch schon auf die Rente zu. Papa war auch sehr viel unterwegs gewesen. Er war zum Vorsitzenden einer Staatlichen Examenskommission bestimmt worden. Sehr oft wurde er als Opponent zu Verteidigungen von Arbeiten in andere Städte eingeladen. Papa hat also sehr aktiv gearbeitet. Und dass man hin und wieder auf dumme, kurzsichtige Leute stieß – nun, es gab solche Leute, die uns noch immer für Faschisten oder dergleichen hielten. Aber wir haben es so gehalten, dass wir uns das Leben dadurch nicht verderben ließen.

Als dann sein 100. Geburtstag näherkam, machte ich mir schon meine Gedanken: „Oh je, wie sollen wir das feiern, wie machen wir das nur?“ Doch damals gab es einen wundervollen Gebietsgouverneur: Iwan Petrowitsch Schabunin, was für ein Mensch! Seine Frau arbeitete in der gleichen Fachrichtung, in der Genetik, und Papa war ihr wissenschaftlicher Betreuer gewesen, als sie ihre Habilitationsarbeit verteidigte. Sie kannten und schätzten Papa sehr. Es gab also Leute, die nicht von diesem schrecklichen Chauvinismus infiziert waren. Er hat dann vorab – natürlich nicht selbst, er war ja der Gouverneur, sondern durch seine Untergebenen – mir mitteilen lassen, dass er als Gouverneur komplett die Ausrichtung des Festaktes für Konstantin Georgijewitsch übernimmt. Und dass ich mich, wie man so sagt, um nichts zu kümmern habe. Und so war es: einfach umwerfend! 240 geladene Gäste. Aus der Akademie der Wissenschaften und aus Moskau waren sie eingeladen worden. Und da waren natürlich alle seine zahlreichen ehemaligen Doktoranden und Habilitierten. Die Gebietsregierung hat alles organisiert und bezahlt. Und der Gouverneur ließ mitteilen: „Sagen Sie Margarita Konstantinowna, dass ihre einzige Aufgabe ist, Konstantin Georgijewitsch herzubringen. Wir kennen ja seine Bescheidenheit. Nicht, dass er plötzlich nicht kommen will.“

Das Jubiläum wurde also gefeiert. Und zuvor hatte er sich noch dafür eingesetzt, dass Papa zwei Orden bekam: Den Rotbanner-Arbeitsorden, das ist ein sehr verdienter Orden, den nächste nach dem Lenin-Orden. Und noch einen Orden, das Ehrenabzeichen. Papa nahm das alles

mit einer gewissen Prise tragischen Humors zur Kenntnis: Er sagte: „Das alles hätte mir schon vor 60 Jahren zugestanden – und nicht erst zum 100.“ Ihm fehlte jegliche Eitelkeit. Er war fähig und einverstanden, gratis zu arbeiten, Hauptsache, man ließ ihn arbeiten. Er war ein eingefleischter Workaholic. Alles für die Wissenschaft. Diese Feier war eine solide Veranstaltung, mit gut gedeckten Tischen, Festreden und allem. Und zwei Wochen später gab es noch eine wissenschaftliche Konferenz anlässlich seines 100. Geburtstags. Da gab es dann gute wissenschaftliche Vorträge und dergleichen. Auch meine Schwester und mein Sohn mit seinem ältesten Sohn kamen dazu aus Leningrad angereist.

Acht Monate später saß Papa an seinem Schreibtisch und schrieb wieder einmal eine Rezension einer Habilitation, bei der er als Opponent auftreten sollte. Er schrieb sie fertig, druckte sie aus, faltete sie in einen Umschlag, schrieb die Adresse darauf und sagte dann zu mir: „Irgendwie ist mir nicht wohl.“ Ich antwortete: „Ja, wie oft habe ich dich schon gerufen. Es ist Zeit zum Essen.“ Er hatte sich um acht Uhr morgens an den Schreibtisch gesetzt und jetzt war es schon drei Uhr nachmittags. Er schaute mich nur an – und starb. Am Schreibtisch, mit dem Stift in der Hand und der Brille auf der Nase.

Das war am 7. Januar, dem Weihnachtstag. Alte gläubige Menschen sagen, wer an diesem Tag stirbt, ist eine Art heiliger Mensch, den die Heiligen zu sich rufen. Ich habe gleich den Rektor angerufen, obwohl Feiertag war und der nächste Tag auch, insgesamt waren es drei freie Tage. Ich denke mir: „Um Gottes Willen, was muss ich jetzt tun?“ Ich rufe also den Rektor an und er sagt: „Ich überlege jetzt wie, wir organisieren alles, machen Sie sich keine Sorgen.“ Üblich ist es ja so: Man ruft einen Arzt, der stellt den Tod fest und dann wird der Tote abgeholt und ins Leichenhaus gebracht. Ich war allein und völlig verloren und durcheinander. Wenn dieser Mensch hier krank gelegen hätte, hätte ich wohl vor lauter Erschöpfung schon gesagt: „Nun, Gott sei Dank.“ Aber eben hatten wir noch miteinander gesprochen und dann war es schon vorbei. Kurzum, sie haben alles übernommen. Es kam dieses spezielle Fahrzeug angefahren, sie haben ihn ins Leichenhaus gebracht, aus dem Institut kamen zwei nette Frauen, sie haben ihn gut angezogen, nur neue Sachen. Und Schabunin richtete mir aus, dass das Begräbnis und die Abschiedsfeier im Institut komplett von ihm übernommen werden. Meine Sache

sei nur zu kommen. Es war ein grandioses Begräbnis. Die Aula des Instituts war voll und woher sie alle angereist waren! Es war sehr würdig und dann wurde er neben Mamas Grab beigesetzt. Er hatte schon seit langem gesagt, dass man ihn neben Mama bestatten soll.

Übrigens: Dieses große Porträt meines Vaters habe ich dem Museum in Wolgograd überlassen. Seinen Schreibtisch, den Bücherschrank und einen Teil seiner Bibliothek hatte Papa seinem Institut vermacht. Mein Enkel, der bei uns die Sommer verbrachte, hat sich um diese Bibliothek gekümmert. Das waren einige tausend Bücher, wir haben dafür eigens einen Stempel anfertigen lassen: „Bibliothek von Professor Schulmeister“. Und den hat er dann einen ganzen Sommer lang in alle Bücher auf gewissen Seiten, auf der ersten und auf der siebzehnten, hineingedrückt. Diese Bibliothek wurde dann mit Autos ins Institut geschafft. Einige Bücher – keine Fachbücher, sondern andere gute Bücher – habe ich dem Museum übergeben, ebenso dieses großartige Porträt. Danach tat es mir leid darum. Ich erwog sogar, nach Wolgograd zu fahren und es zurückzuholen. Ich habe das Recht dazu, denn ich habe Dokumente darüber, dass ich es übergeben habe. Aber dann dachte ich mir wieder: „Lieber Gott, wie viel bleibt mir noch zu leben? Aber dort kommen Leute hin und sehen es. Und wenn es mich nicht mehr gibt, wo kommt es dann hin, wo wird es hängen?“

ST. PETERSBURG: NEUE HEIMAT (AB 1997)

Ich lebte noch ein Jahr in Wolgograd, sogar anderthalb. Aber ich verstand, dass es doch sehr bedrückend und traurig ist, allein zu sein. Deshalb bin ich 1997 hierher zu meinem Sohn umgezogen. Hier habe ich dann selbstverständlich nicht mehr als Lehrerin gearbeitet. Ich habe aber Nachhilfe erteilt, weil es mir ohne jede Arbeit langweilig war.

Hier gibt es eine lutherische Gemeinde, wir sind ja Lutheraner, auch wenn wir im Atheismus aufgewachsen sind. Papa war absoluter Atheist, bei Mama regten sich vielleicht aus der Kindheit da noch gewisse Gefühle. Aber wenn man das ganze Leben sozusagen im atheistischen Geiste lebt ... Es gab da einen sehr klugen Menschen von der Art Einsteins, aber nicht Einstein selbst, aber dieses Ranges. Als er einmal gefragt wurde, was er in Sachen Glauben denkt, sagte er: „Verstehen Sie, ich bin Wissenschaftler, ein Vertreter der exakten Wissenschaft. Um mich zu überzeugen, muss man mir alles beweisen. Bislang hat noch niemand bewiesen, dass es Gott gibt. Aber es hat auch niemand bewiesen, dass es ihn nicht gibt. Deshalb ist der Glauben die persönliche Angelegenheit jedes einzelnen Menschen.“

Dennoch bin ich, weil ich Schwermut und Langeweile verspürte, in diese Gemeinde gegangen und habe da eine Menge Altersgenossen und auch Ältere getroffen, die Sibirien und die Trudarmee durchgemacht hatten und nach Hause zurückgekehrt waren. In Leningrad waren vor dem Krieg 25 Prozent Deutsche gewesen, weil sie Leningrad im Großen und Ganzen aufgebaut haben. Nehmen Sie doch mal an einer Stadtführung auf einer speziellen Route teil, sie heißt „Das deutsche Petersburg“. Sie wird von unserem Deutsch-Russischen Begegnungszentrum veranstaltet, das sich in unserer Kirche befindet. Die Leiterin dort ist Ariana Alexandrowna, was für eine erstaunliche Frau! Sie ist eine Wohltat

für die Seele! Energisch, gebildet, wohl um die 50 Jahre alt. Auf diesem Rundgang „Deutsches Petersburg“ bekommt man den Eindruck, dass ganz Petersburg von Deutschen gebaut wurde. So ist es auch fast.

Außerdem habe ich da viele unserer alten Frauen getroffen, die auch in der Trudarmee waren. Zwei von ihnen waren bei der Trudarmee in Igarka am Eismeer. Sie arbeiteten dort im Fischfang. Sie haben im Eiswasser des Eismees Fische gefangen. Und überlebt. Sie waren auch in dieser Gemeinde, sind jetzt aber schon verstorben. Dort waren viele Leute, die sich meiner nicht schämten und bei mir keine 58 auf dem Rücken sahen – und ich bei ihnen ebenso.

Jetzt sind auch sehr viele junge Leute dazugestoßen, wobei sie bei weitem keine Deutschen mehr sind – bei ihnen war nur ein Großvater oder eine Urgroßmutter Deutsche. Oder sie haben einfach beschlossen, sich der lutherischen Gemeinde anzuschließen. So viele junge Leute und so großartige junge Leute! Sie sind mit Feuereifer bei den sozialen Unternehmungen dabei. Denn jede Religion ist doch ... Der Kommunismus war in gewisser Weise auch eine Religion. Er ist eine Ideologie, die von einer gewissen Gesellschaft oder Gemeinschaft verfolgt wird, warum auch nicht? Das sind also meine einzigen Freunde. Denn Freunde gewinnt man entweder während der Ausbildung als Student oder bei der Arbeit. Als ich hier ankam, war ich aber schon 72. Wo sollte ich da Freunde finden, wie funktioniert da dieses „Darf ich eure Freundin sein?“ Aber dort fanden sich viele – und zudem sehr gebildete Leute. Es gab ein Akademiemitglied namens Rauschenbach, ein Physiker, der in Moskau gearbeitet hatte, mit Atomprojekten zu tun hatte und auch politisch sehr mutig war. Zu seinem Glück war er noch jung, als 1937 die Gelehrten ausgelöscht wurden, so dass ihn das nicht betraf. Seine Schwester Karen, sehr gebildet und intelligent, hat oft neben mir gesessen. Diese Leute wussten viel und waren belesen. Es herrscht ein ganz anderer Geist, wenn du mit Leuten zusammen bist, die auf deinem Niveau sind. Wir fangen an, über ein Buch zu sprechen – sie haben es gelesen und man kann Meinungen austauschen. Das ist die reinste Nahrung.

UNSERE KIRCHENGEMEINDE HEUTE — UND IHRE VORLÄUFER (2019 gehaltener Vortrag)

1925, schon unter der Sowjetherrschaft, geschah ein Wunder, dass der älteren Generation schier unglaublich erschien. Es wurde erlaubt, in St. Petersburg ein Seminar für evangelische Pastoren zu eröffnen (Estland war unabhängig geworden und es war nicht mehr möglich, in Tartu eine theologische Ausbildung zu erhalten). Dies war erstaunlich, denn zu diesem Zeitpunkt waren schon tausende Geistliche — katholische, orthodoxe und evangelische — erschossen und viele Kirchen zerstört worden. Und dann hieß es 1925 plötzlich: „Bitte schön, richtet Euer Seminar ein.“ Das war eine sehr wichtige Aufgabe und eine große Ehre, sie zu erhalten. Diese Aufgabe erhielt mein Onkel, Pastor Friedrich Wacker. Er lebte in St. Petersburg, war dort verheiratet und hatte Kinder.

Das Seminar bekam eines der beiden Gebäude neben der Annenkirche. Ein Gebäude nahm die Annenschule ein, im anderen wurde das Seminar eingerichtet. In diesem recht großen Gebäude lebten die Studenten und Dozenten, auch die Hörsäle befanden sich dort. Kurzum, alles, was das Leben des Seminars ausmachte, befand sich in diesem Gebäude. Die Ausbildung dauerte vier Jahre. Alles lief bestens. Alle freuten sich darüber, dass eine Möglichkeit entstanden war, Pastoren in Russland auszubilden. Zu diesem Zeitpunkt lebten in Russland etwa eine Million Deutsche. Die größte Kolonie war an der Wolga. Auch in St. Petersburg gab es viele Deutsche. Deutsche Siedlungen gab es auch in der Ukraine, in Georgien und im Kaukasus.

Die ersten Absolventen des Seminars erhielten 1929 nach vier Jahren Ausbildung Pastorenstellen bei Gemeinden in ganz Russland. Es waren nicht sehr viele. Ich kann aber nicht sagen, wie viele Studenten jeder Studienjahrgang hatte. 1930 sollte der nächste Jahrgang abgehen.

Doch 1930 begann das Unglück, von dem ich eingangs gesprochen habe. Onkel Friedrich wurde verhaftet. Auch der bekannte Pastor Malmgren wurde verhaftet, ebenso der Großteil der Studenten des ältesten Semesters.

2010 wurde in der Petrikirche groß das 300jährige Jubiläum der Gemeinde gefeiert. Die Rede ist dabei nicht vom Gebäude, sondern von den Menschen. Eine Gemeinde – das sind Menschen. Es kamen viele Gäste aus Deutschland wie aus Russland. Als sie erfuhren, dass das Gemeindejubiläum begangen wird, kamen Menschen, die keine Gemeindeglieder und Kirchgänger sind. Es erschien die Petersburger „Intelligenz“, um an diesem Fest teilzunehmen. Zahlreiche hervorragende Vorträge wurden gehalten. Ich machte auch ein Referat zum Thema „Wie sich über 70 Jahre strengen Verbots der Glauben erhalten konnte“. Denn die Kirchen wurden ja geschlossen und zu Lagerhäusern, Ställen oder – wie in unserem Fall – zum Schwimmbad gemacht. Zu Anfang der 1930er Jahre mussten die Menschen Bibeln verbrennen. Durch die Städte und Dörfer zogen Brigaden, die Bibeln suchten und vernichteten, die die Menschen in der Hoffnung, sie insgeheim lesen zu können, zu verstecken versuchten.

Und dennoch, als wir 1989 die Erlaubnis erhielten, unseren Glauben wieder offen zu zeigen und unsere Kirchengebäude wieder nutzen konnten, auch wenn sie nach 70 Jahren schrecklicher Zweckentfremdung stark reparaturbedürftig waren, kamen schon in den ersten Tagen Menschen zu diesen Kirchen. Wer waren diese Leute? Es waren alte, mittelalte und auch ganz junge Leute. Es waren jene, die unseren Glauben in diesen 70 Jahren bewahrt hatten. Dabei war das Verbot sehr streng. In den Gefängnissen – und ich und meine Mutter haben innerhalb eines Jahres zehn verschiedenen Gefängnisse durchlaufen – habe ich Menschen getroffen, die zehn Jahre Haft nur dafür bekommen hatten, weil man bei ihnen eine Bibel gefunden hatte.

Ich fragte diese Menschen, wie es ihnen gelang, den Glauben zu bewahren. Denn wir standen doch 24 Stunden am Tag unter Aufsicht. Die Aufseher ließen uns weder im Lager noch im Gefängnis oder in der Trudarmee nicht auch nur für eine Minute allein. Selbst bei der Arbeit, in der Schule und auf der Straße konnte man sich nie sicher sein, ob man nicht beobachtet wird.

Aber dennoch gab es unter unseren Deutschen sehr tapfere und mutige Leute. Hauptsächlich waren es alte Frauen. Diesen Frauen verdanken wir, dass sich unser Glauben über diese 70 Jahre bewahrt hat. Selbst wenn sie nur zu zweit oder zu dritt waren, bildeten sie eine Gemeinde. Sie sprachen flüsternd miteinander, beteten und sangen sogar ganz leise. Und sie taufte die Kinder, die in der Verbannung geboren wurden.

Ich möchte Ihnen die jüngere Schwester meiner Mutter zeigen: Maria, unsere geliebte Tante Marussja. Auch sie war in die Trudarmee gekommen. Eine junge, sanftmütige und zarte Frau. Aber dabei steckte so viel Stärke in ihr, dass sie ungeachtet der Dauerüberwachung in der Trudarmee eine Gemeinde gründete. Als sie schon alt war und wir wieder frei, habe ich sie jeden Sommer während meines Urlaubs besucht. Sie war im Ural geblieben. Einmal fragte ich sie: „Tante Marussja, wie konnte das sein, dass Sie keine Angst hatten, eine Gemeinde zu gründen? Das war doch so gefährlich!“ Sie antwortete: „Weißt du, ich habe gesehen, wie die Menschen den Mut verloren. Und wenn dazu noch der Hunger kommt und die harte Arbeit, von der viele Frauen krank wurden, dann verlieren sie auch noch den Lebensmut. Dann kann man davon ausgehen, dass dieser Mensch schon so gut wie tot ist. Ihm hilft nichts mehr. Und ich wollte ihnen ein bisschen Kraft geben. Trotz der Gefahr, bestraft zu werden, haben die alten Frauen getauft, getraut und Totengebete gehalten. Wir konnten ja nichts ändern, absolut nichts! Aber wir konnten mit unseren Mitmenschen ein kleines Stückchen unserer Tapferkeit teilen!“

Ich möchte noch ein paar Worte über die geheimen Gemeinden anfügen. Ihre Mitglieder waren zumeist Frauen, nur sehr selten Männer. Sie wollten beten. Bei uns Lutheranern wird den Kindern von klein auf das Beten gelehrt. Vor dem Essen zu beten heißt zu danken. Und vor dem Schlafengehen beteten alle Kindergenerationen der Russlanddeutschen mit den Worten: „Müde bin ich, geh‘ zur Ruh‘, schließe beide Äuglein zu. Vater, lass die Augen dein über meinem Bette sein...“ Mit diesem kleinen Gebet wandte sich jedes Kind abends an Gott. Deshalb konnten alle beten. Man muss dabei ja nicht unbedingt den Text des Gebetes kennen, es reicht, wenn man mit dem Herzen jene Worte spürt, die man Gott dem Barmherzigen sagen möchte.

Aber sie wollten auch noch singen, denn die Lieder aus unseren Gesangbüchern beinhalten wirklich kraftpendende Worte. Etwa der

wunderschöne Choral „Wer nur den lieben Gott lässt walten und hoffet auf ihn allezeit... Was helfen uns die schweren Sorgen, was hilft uns unser Weh und Ach?“ Oder der Choral „So nimm denn meine Hände“. Unsere Leute hatten aber nicht genug Lieder, denn niemand kannte einen ganzen Choral auswendig. Deshalb machte meine Tante Marusja folgendes: Sie nahm zwei gewöhnliche Schulhefte und nähte sie zusammen. Und dann begannen sie die Choräle aus dem Gedächtnis aufzuschreiben. Zum Beispiel erinnerte sich jemand an die erste Strophe des Chorals „Befehl du deine Wege“ und jemand anderes kannte die dritte Strophe. Sie schrieb die erste Strophe auf, ließ Platz frei für die zweite und notierte die dritte. Auf diese Weise sammelte sie in diesem dünnen Heftchen 64 Choräle. Der letzte, der 64., besteht aus nur einer Strophe. Vermutlich war sie zu diesem Zeitpunkt schon verstorben.

Dank dieser tapferen alten Frauen und ganz junger Mädchen wurde unser Glauben bewahrt. Und als 1989 uns das Kirchengebäude übergeben wurde, kamen alle, die diese schrecklichen 70 Jahre überlebt hatten: Alte, Kranke und jüngere Menschen. Das war der Anfang unserer St. Petergemeinde. Wo wurde nicht überall in der Anfangszeit Gottesdienst gehalten: In Puschkin, auf den Stufen der Annenkirche, manchmal unter freiem Himmel. Erst im September 1997 wurden der Kirchenbau am Newski Prospekt 22-24 wieder geweiht.

Wir waren so glücklich, dass wir ein eigenes Gebäude und eine eigene Gemeinde haben. Es wurde eine Diakonie-Gruppe gegründet und ein Kinderprojekt. Damals gab es in St. Petersburg viele Straßenkinder, das war ein schreckliches Bild. Die Menschen verloren ihre Arbeit. Und was macht ein russischer Mann, wenn er arbeitslos wird? Er beginnt zu trinken. Wenn er trinkt, schlägt er Frau und Kinder. Die Kinder liefen von zuhause weg und wurden obdachlos, zu Straßenkindern. Wir wollten diesen Kindern helfen, soweit es in unserer Macht lag. Auf den der Kirche benachbarten Straßen lasen wir 15 Kinder auf und haben ihnen im Verlauf von zehn Jahren geholfen. Ich habe in Deutschland Sponsoren gefunden, dank derer diese Kinder zweimal am Tag eine Mahlzeit erhielten. Wir halfen ihnen bei den Hausaufgaben, organisierten Ausflüge und Museumsbesuche. Wir alle wollten an irgendeiner Arbeit in der Gemeinde teilhaben und das war wunderbar!

Unsere Pastoren kamen aus Deutschland. So war es bei uns bis 2013. Wir waren arm, aber aus den Spenden, die wir erhielten, haben wir auf Beschluss des Kirchengemeinderats dem einen Mitglied ein Rezept für immer sehr teure Medikamente bezahlt. Jemand anderes benötigte eine ärztliche Untersuchung – auch das haben wir übernommen. Der Familie einer armen Frau mit einem von Geburt an behinderten Kind haben wir zwei Decken gekauft und sie ihnen nach Gatschina gebracht, wo sie in ihrem Zimmerchen froren. Für sie war das eine riesige Freude. Jemand stiftete ihnen noch Kissen, Bettwäsche und Handtücher.

Wir freuten uns, dass wir die schlimmen Zeiten überlebt hatten und nun freie Menschen waren. Wir alle bekamen ein Dokument, in dem zwar nicht geschrieben stand: „Bitte verzeihen Sie, wir haben Sie fälschlicherweise beschuldigt“, sondern einfach: „Seit dem soundsovieltsten des Jahres Soundso sind Sie rehabilitiert.“ In dem Dokument stand auch nicht, worin meine Schuld bestanden haben soll. Denn meine Schuld war, dass ich Deutsche bin.

Kurzum, wir freuten uns, dass wir rehabilitiert und in Freiheit sind und Menschen in bitterer Not helfen können. So ging es bis 2013. Dann kam ein neuer Pastor zu uns. Ein Pastor dient bei uns drei Jahre, dann muss er entweder nach Deutschland zurückgehen oder seinen Dienst verlängern. In unserem Fall haben wir unseren Pastor in den ersten drei Jahren kaum gesehen. Aber wir alle haben weitergearbeitet, denn die Arbeit hatte sich schon gut eingespielt. Alle wussten, was sie in der Gemeinde zu tun haben, deshalb bemerkten wir nicht gleich, dass in der Gemeinde nicht alles beim Rechten ist. 2016 standen Wahlen zum Kirchengemeinderat an. Dabei wurde unserer Gemeinde ein schwerer Schlag versetzt. Unter dem Einfluss des Pastors kamen uns Gemeindegliedern völlig fremde, unbekannte Menschen in den Gemeinderat. Wie ging das? Der Pastor hatte selbst für sie Unterschriften gesammelt und dabei den Gemeindegliedern erklärt, dass dies für die Gemeinde äußerst nützliche Personen sind. Und die Kirchgänger wollten ihren Pastor nicht kränken und unterschrieben. So gelangten Personen in den Rat, die andere Interessen als die Kirche haben. Und recht schnell verstanden wir auch, dass diese Personen auch andere Interessen in der Gemeinde haben als wir es uns vorgestellt hatten. So hat sich unsere Gemeinde in sehr kurzer Zeit in ein Musik-Geschäftszentrum verwandelt.

Viele Gemeindemitglieder kommen nicht mehr zum Gottesdienst. In der Gemeinde wird nur über Geld gesprochen. Täglich finden Konzerte statt. Als bald wird es wohl zwei bis drei Konzerte am Tag geben oder noch mehr, sofern das möglich ist. Ich weiß es nicht. Wenn ja, dann wird das garantiert so. Mir scheint, der Heilige Geist hat unsere Gemeinde verlassen. Und das ist wirklich sehr traurig für jene, die so viel Liebe in die Gründung dieser Gemeinde investiert haben.

Ich beende meine Erzählung darüber, wie das Leben unserer Gemeinde aussieht. Alles Gute, liebe Freunde. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

„WIR HATTEN ANGST“

Interview über Briefwechsel, Familiennamen, Diskriminierung, andere Völker in der Verbannung, die Rolle der Religion, Rehabilitation und Heimatlosigkeit

Kulakowa: Wie hat Ihr Papa denn damals erfahren, dass Sie deportiert worden sind und dass Sie einen neuen Wohnort haben? Ist das bekannt?

Schulmeister: In den Lagern haben sie das gleich erfahren. Da waren ja tausende, hunderttausende vertrieben worden. Wir haben diesen Ukas zwar nicht in der Zeitung gesehen. Derartig schlimme, die Staatsführung kompromittierende Dinge bemühte man sich, in kleiner Schrift auf der letzten Seite ganz unten zu drucken. Dennoch haben das alle gleich erfahren.

Briefe von dort waren aber Monate unterwegs. Damals gab es ja keine Flug- oder Bahnverbindungen an die Kolyma. Bahnverbindung gibt es bis heute nicht, alles läuft per Flugzeug. Wenn man also Briefe schrieb ... Wir bekamen regelmäßig Briefe von Papa. Aber nachdem der Krieg begonnen hatte, gab es zwei Jahre lang keine Briefe. Vermutlich deshalb, weil er Deutscher war. Die Post wurde zur See befördert und das geschah sehr unregelmäßig.

Sie wussten es, sie wussten alles. Sie kannten auch die Statistik, dass in den Lagern nur fünf Prozent der Eingewiesenen überleben. So war die Statistik. Auch wenn der Staat niemals so etwas veröffentlichte. Solche Dokumente blieben geheim. Wenn also zehn Millionen Volksfeinde verhaftet wurden und tausend ehemalige Volksfeinde wieder freikamen, dann kann man den Prozentsatz berechnen. Das wurde aber nie veröffentlicht, aber wie wusste man dann in den Lagern darüber Bescheid? Wenn ein Dampfer ankam und 2000 Lebende brachte, steckte man sie in eine neue, separate Baracke. Nach zwei Monaten waren noch soundso viele übrig. Rechnen kann ja jeder. Das waren doch alles gebildete Leute. Deshalb geht die Lagerstatistik davon aus, dass fünf Prozent bis

zum Ende ihrer Haftzeit überlebten und als ehemalige Volksfeinde freikamen.

Kulakowa: Es konnte also so eine Unterbrechung von einem ganzen Jahr geben?

Schulmeister: Nun, einmal, nachdem der Krieg begonnen hatte, wussten wir zwei Jahre lang nicht, ob sie da noch leben oder nicht. Denn wir hatten auch gehört, dass die Deutschen in den Lagern erschossen würden. Und zwar alle. Wir wussten es also nicht. Es gab keinen stabilen Kontakt.

Kulakowa: Haben Sie ihm aus der Trudarmee geschrieben?

Schulmeister: Ja, aber das war genauso. Mal hat er was bekommen, mal nicht. Und er hat mir geschrieben. Ich habe wohl zweimal von ihm einen Brief bekommen. Er hat wahrscheinlich öfter geschrieben. Aber ich habe nur zwei Briefe bekommen. Man konnte das ja nicht nachprüfen.

Kulakowa: Sie meinen in der Trudarmee?

Schulmeister: Ja, wie hätte ich da etwas überprüfen können? Bei uns gab es keine Briefkästen, wir haben unsere Dreiecklein ins Kontor gebracht. Und im Kontor saßen solche jungen und forschen Zivilangestellte. Die arbeiten nicht im Holzeinschlag. Und waren auch nicht an der Front gewesen, sondern arbeiteten im Hinterland in den Lagern. Aber dann sind sie alle als Teilnehmer des Großen Vaterländischen Krieges alt geworden und haben gute Renten bekommen, all diese Lagermitarbeiter und NKWDler.

Kulakowa: Sind Briefe vom Vater erhalten geblieben?

Schulmeister: Kein einziger. Als ich in Taganrog das Institut abschloss, waren wir sehr verunsichert. Wir haben die ganze Korrespondenz mit Papa versteckt. Wir hatten ein mit Sägespänen gefülltes Sofa kissen, das man sich sehr schön in den Rücken stecken konnte. Und da es so schwer war, haben wir Papas ganzen Briefwechsel dort hineingelegt, es wieder zugenäht und benutzt. Dann wurden wir verhaftet, auf der Etappe zurückgeschickt und als wir schon endgültig befreit worden waren, wollte ich meine Schwester bitten, dass sie uns dieses kleine Kissen nach Sibirien schickt. Aber wie sich herausstellte, hatte ihr Gatte sehr gefürchtet, dass man – Gott behüte – auch der Schwester etwas antun könnte. Obwohl in dieser Korrespondenz nichts anderes stand als

„Meine Lieben, ich bin am Leben und arbeite ...“ Kein Jammern, keine Beschwerden, keine Beschreibungen des Lageralltags. Aber dennoch hat er alles vernichtet. Das wäre jetzt ein solcher Schatz.

Kulakowa: Und als Sie dann erneut verbannt wurden, sind dann nach der Sache mit dem Kissen diese Briefe auch nicht mehr erhalten geblieben?

Schulmeister: Vermutlich gab es dann für lange Zeit keine. Denn wir haben keinen einzigen Brief weggeworfen. Aber wir waren dann ja auch im Gefängnis und auf der Etappe. Da hatte man besser keinerlei Papiere bei sich – Gott behüte. Die Bedingungen waren also ziemlich extrem. Aber auf jedem Fall hat niemand von uns eigenhändig einen einzigen erhaltenen Brief fortgeworfen. Dennoch habe ich keinen einzigen Brief mehr. Denn wir selbst waren ja auch all diese Jahre sozusagen Vogelfreie, wobei ich denke, dass Vögel mehr Recht hatten als wir: Wenn sie wollen, fliegen sie auf den höchsten Ast und sitzen da in aller Ruhe. Aber wir hatten keinen solchen Ast. Und dann ist Papa schließlich zurückgekommen und wie es weiterging, habe ich schon erzählt.

Kulakowa: Eine letzte Frage habe ich noch zu den Briefen: Haben Sie Briefe erhalten, in denen die Zensur etwas gestrichen hatte?

Schulmeister: Nein, nie. Denn Papa war ein kluger Mann und verstand, dass er damit den Brief gefährdet und außerdem auch uns, wir waren ja solche Leute. ... Jetzt habe ich Ihnen schon zu viele Interna erzählt. Papa, der nach dem Lager noch 40 Jahre gelebt hat, ist nur einmal von einer netten Journalistin dazu provoziert worden, ein paar Worte darüber zu sagen, was ihm in der Todeszelle durch den Kopf gegangen war. Ansonsten nie und niemanden. Er hat uns geschont und sich in gewissem Umfang auch: Das sind Wunden, wenn man das noch einmal selbst durchmacht. Auch anderen fremden Menschen oder der Großmutter, seiner Mutter gegenüber, die noch am Leben war. Hätte er sie mit Erzählungen darüber, was man ihm angetan hatte, traumatisieren sollen? Nein, niemals.

Kulakowa: Aber woher wissen Sie dann alles, was Sie mir jetzt erzählt haben?

Schulmeister: Ehrlich gesagt, haben ich Ihnen keine schlimmen Dinge erzählt. Nur das, was wir über das Urteil, über Jeschow und Berija wissen. Aber die schlimmen Dinge, wie man sie folterte ... das weiß

ich nicht. Man folterte bis zum Tode. Die meisten sind durch Folter umgekommen. Und dass gefoltert wurde, das hatte man offiziell verkündet, das ist für sich genommen nichts Neues.

Kulakowa: Wenn Sie sich an dieses Interview erinnern, das Papa gegeben hat und das wir uns angehört haben: Sie waren damals dabei. Sagte er darin für Sie Neues, was sie zuvor nicht gewusst hatten?

Schulmeister: Nein, nichts. Dass eine Todeszelle nicht mit Möbelgarnituren ausgestattet ist, das wusste ich, ich war ja selbst in den Verschickungsgefängnissen gewesen. Stroh und eine Latrine, das war das ganze Mobiliar. In Koktschetaw haben wir, wie ich erzählte, zwei Monate auf zwölf Quadratmetern gegessen. Etwa 25 Leute. Man konnte nur dahocken. In der Ecke die stinkende Latrine. Und Stroh.

...

Schulmeister: Habe ich Ihnen eigentlich schon erzählt, warum ich meinen ursprünglichen Familiennamen behalten habe?

Kulakowa: Nein, noch nicht. Das möchte ich gerne erfahren.

Schulmeister: In Tschkalow, wohin wir auf dem Traktor gekommen waren, lebten keine Freien, da gab es nur Verbannte. Wir unterstanden der Kommandantur. Deshalb habe ich auch meinen Mädchennamen beibehalten. Mein Mann und ich haben uns Ende 1950 kennengelernt. Am 30. Dezember bekam ich hohes Fieber, aber ich musste meine Schicht abarbeiten. Solange du keine Krankschreibung in der Hand hattest, musstest du deine Schicht machen, selbst wenn du 43 Grad Fieber hattest. Das war dein Problem. Nachdem ich meine Schicht hinter mich gebracht hatte, schleppte ich mich in die Poliklinik. Und da habe ich diesen Arzt kennengelernt. Dann sind wir uns ab und zu auf der Straße begegnet.

Und im nächsten Dezember haben wir dann schon geheiratet. Aber um auf das Standesamt zu gehen, bekam man nicht frei, das war ausgeschlossen. Wir haben dann so eine Kombination ausgetüftelt: Er arbeitete morgens seine Schicht auf der Krankenstation ab und fuhr dann in die Poliklinik, wo er noch eine Schicht Sprechstunde hatte. Es gab also dieses kleine Zeitfenster. Und weil ich auch zwischen meinen Schichten eine Freistunde hatte, haben wir es dann so eingefädelt, dass wir aufs Standesamt laufen konnten zum Formulare ausfüllen. Da gab es zwei Felder: Nachname vor der Ehe und Nachname nach der Eheschließung.

Ich trug also Schulmeister als Name vor der Ehe ein und als neuen Familiennamen nach der Heirat Gorowiz, den Namen meines Gatten. Das schien alles, wir geben ab, nur schnell, schnell, schnell. Die Frau schaut darauf und sagt: „Nein, das müssen Sie ändern.“ Ich frage: „Warum? Wie?“ — „Bürgerin, es gibt einen Erlass, wonach Frauen, die Verbannte und Sonderansiedler sind, beim Eintritt in die Ehe ihren Mädchennamen beibehalten müssen, basta! Der Nächste!“ Wir haben das also korrigiert, so war das.

Dann brach das Jahr 1956 an, auf die Kommandantur mussten wir nicht mehr. Das Kind war drei Jahre alt und wir gingen zur Miliz: „Gehen wir, jetzt nehme ich deinen Namen an.“ Wir erklären, worum es geht, legen unsere Pässe und die Heiratsurkunde vor. „Ich möchte den Namen meines Mannes annehmen.“ — „Ja, wie denn? Sie haben doch in dem Antragsformular selbst geschrieben, dass Sie nach der Heirat Ihren alten Namen behalten wollen?“ Ich sage: „Aber Sie wissen doch zu gut, warum ich das geschrieben habe?“ — „Nein, das können wir jetzt nicht machen. Wie soll das denn gehen? Sie haben doch eigenhändig geschrieben, dass Sie Ihren Namen behalten wollen. Aber wir haben einen wunderbaren Ausweg für Sie“, sagt man uns: „Sie können das jetzt gleich machen: Sie lassen sich jetzt scheiden, wir machen das ruckzuck. Und dann heiraten Sie erneut und nehmen den Familiennamen Ihres Mannes an.“ Wir sagten nur: „Vielen Dank, auf Wiedersehen, gehaben Sie sich wohl.“

Und so ist es dann geblieben. Später, als ich schon mit meinem Sohn allein war, weil mein Mann gestorben war, wir schon in Wolgograd lebten und er alsbald seinen Pass bekommen sollte, sagte ich zu ihm: „Hör mal, ich gehe mal aufs Standesamt. Denn bei uns gibt es ein Gesetz, dass ich nur eine Verwaltungsgebühr zahlen muss und jeden beliebigen Nachnamen annehmen kann. So ein Gesetz gibt es, Ich kenne sogar Leute, die so ihren Namen geändert haben.“ Ich ging hin, die Beamtin schaut mich an und sagt: „Geht nicht.“ Ich sage: „Aber es gibt doch ein Gesetz, das erlaubt, Nachnamen zu ändern.“ — „Nun, wissen sie, das ist, wenn der Name nicht wohlklingend oder unschön ist, dann erlauben wir, ihn zu ändern.“ Ich sage: „Alles klar“, drehe mich um und gehe. Sie wollte mir einfach nicht helfen, nachdem sie meinen Nachnamen gesehen hatte, zumal früher im Pass auch noch die Nationalität angegeben war. Also eine Deutsche und das auch noch in Stalingrad, da war das Wort „Deutsche“

sehr schlecht. So bin ich bis heute eine Schulmeister geblieben. Und mein Sohn ein Gorowiz.

Kulakowa: Glauben Sie, Sie hätten es in Stalingrad leichter gehabt hätten, wenn Sie Ihren Namen geändert hätten?

Schulmeister: Nein. Aber wir waren zwei Personen in der Familie, ich und mein Sohn. Und ich wollte den gleichen Namen haben wie er. Denn ich musste jedes Mal erklären, dass ich die Mutter bin, wenn ich in die Schule kam: „Ich bin die Mama von Borja Gorowiz.“ Und dann wieder: „Ich bin aber seine Mutter.“ Oder wenn wir mit ihm in ein Sanatorium fuhren und ich sagte: „Für uns nur ein Zimmer.“ Dann musste ich unbedingt die Heiratsurkunde und die Geburtsurkunde vorlegen und Gott weiß was noch, nur um zu beweisen, dass das mein Sohn ist und nicht ein fremder Junge. Weil wir eine Zwei-Personen-Familie waren, aber mit verschiedenen Namen. Nur deshalb.

Kulakowa: Eine Frage dazu, ob sie sich an verschiedenen Orten fremd oder dazugehörig gefühlt haben: So wie ich das verstanden habe, sind Sie zurückgekehrt, also nach Stalingrad umgezogen, und im Prinzip wurde alles besser, aber trotzdem ...

Schulmeister: Nein, in Stalingrad waren wir ganz die Fremden ... Wir haben uns da erinnert, was wir in der Verbannung für ein Lehrerkollektiv an der Schule waren. Alle waren verbannte intelligente Leute, Dozenten und ehemalige Universitätsprofessoren, die zehn Jahre als Volksfeinde abgesehen hatten und nun in der Verbannung wenigstens als Lehrer arbeiten durften, das war erlaubt. Wir fühlten uns sehr wohl. Aber in Stalingrad fühlten wir uns unwohl. Sehr sogar. Und aus der eigenen schlechten Einstellung uns gegenüber machte niemand ein besonderes Geheimnis.

Kulakowa: Das heißt, wo es keine freien Menschen gab, dort in der Verbannung, fühlten Sie sich freier und unter sich?

Schulmeister: Aber ja doch. Da gab es kein schwarzes Schaf, denn wir waren unter seinesgleichen. Wir alle waren ja solche schwarzen Schafe.

Kulakowa: Und wann verschwand dieses Gefühl in Stalingrad?

Schulmeister: Ganz verschwand es nie, aber es wurde schwächer ... schwer zu sagen, wann ... Vielleicht, als ich schon 70 wurde, nicht mehr an der Schule unterrichtete und mir die Einstellung jener Leute ziemlich

gleichgültig wurde, die sich mir gegenüber in meinen jüngeren Jahren so betont ablehnend gezeigt hatten. Das war also Gleichgültigkeit und Abstumpfung. Aber am Anfang war das sehr scharf. Du wendest dich einer Kollegin mit ganzer Seele zu und sie ... Dieses Gefühl ist einfach schon abgestumpft. Sozusagen wie bei einem verdammten oder vielleicht sterbenden Menschen, so ein Gefühl der Verdammnis und Gleichgültigkeit. Mir ist es jedenfalls gleichgültig geworden. Ich habe verstanden, dass dies Menschen von niedriger Moral und Wissensniveau und geringerer Professionalität sind, als ich es wohl bin. Deshalb ist es mir einfach egal. Um es grob auszudrücken: Ich pfeife auf deren Meinung, exakt. Und nur so ging es. Wenn man sich das zu sehr zu Herzen nimmt und daran lange bis an sein Lebensende leidet, dann kann man sich ja wohl gleich eine Schlinge um den Hals legen.

Kulakowa: Und wie haben Sie das innerhalb der Familie verarbeitet? Zum Beispiel nach diesem Vorfall mit dem Festessen. Wie ist das ausgegangen? Sie saßen weiter da, schweigend? Oder wie?

Schulmeister: Natürlich schweigend, über was hätten wir denn reden sollen? Wir haben alles in den Kühlschrank gepackt und es dann nach und nach selbst aufgegessen. Was sollte man da sagen? Niemand hat auch nur ein Wort gesagt. Was sollten da einander so nahestehende Menschen wie Mutter und Vater in dieser Situation noch erörtern, wenn auch so alles klar war? Da waren doch keine Worte mehr nötig. Was kann man da schon sagen? Aber jeder hat es natürlich gespürt.

Kulakowa: Eine andere Frage: Ihr Vater kehrte zu Ihnen in die Verbannung zurück, Sie hatten schwerste Erfahrungen in der Trudarmee gemacht, diese endlose Etappe und die Verhaftungen hinter sich ...

Schulmeister: Ja.

Kulakowa: Der Vater hatte ebensolche schlimmen Erfahrungen gemacht.

Schulmeister: Ja.

Kulakowa: Ihr Mann hatte ebenfalls Lagererfahrung. Haben Sie sich untereinander ausgetauscht?

Schulmeister: Wir haben nie über dieses Thema gesprochen. Papa hat nie auch nur ein Wort über das Lager verloren, mein Mann hat uns nie etwas erzählt und ich ihnen auch nicht. Von dem, was ich in diesen beiden Berichten geschrieben habe – kein Wort. Der Pastor hat mich

dazu gebracht, das aufzuschreiben. Ansonsten niemals auch nur ein Wort. Wissen Sie, was sehr schmerzt, darf man nicht anrühren. Weil es dann noch mehr weh tut. Was meinen Sie, dass wir uns nach diesen Jahrzehnten der Qualen zu dritt hingesezt hätten und dann: „Weißt du noch, als im Gefängnis dieses und jenes ...“ Das wäre nur ein Indiz dafür gewesen, dass wir verrückt geworden sind. Ein normal denkender Mensch kann das nicht ... Über solche großen, bitteren Ereignisse spricht man nicht, man trägt sie in sich. Und jeder weiß, dass dein Nächster die gleiche Last auf der Seele hat. Darüber muss man nicht sprechen, weil ich weiß, dass der andere das Gleiche durchgemacht hat. Wozu es also aussprechen?

Kulakowa: War das, um sich selbst oder sich gegenseitig zu schonen? Oder das eine wie das andere?

Schulmeister: Nicht doch. Da hat sich niemand ein Ziel gesteckt, warum oder warum auch nicht. Das hat sich einfach von allein so ergeben ...

Kulakowa: Sie sagten, dass Sie nach Petersburg kamen und dort Frauen aus der Trudarmee kennenlernten. Das heißt, mit ihnen haben Sie dann über diese Dinge gesprochen, über ihre Erfahrungen ...

Schulmeister: Wir haben uns nur gegenseitig informiert, wo man in der Trudarmee war und ob man im Gefängnis gesessen hat. Aber sich hinzusetzen und Details auszubreiten, das wäre für alle schrecklich schwer gewesen. Ich wusste ja, wie schwer es ihnen fiel, weil es mir genauso ging. Was werde ich dann eine Frau fragen und sie dazu bringen in ihren Erinnerungen zu graben, wie sie da am Eismeer zwölf Stunden lang im eiskalten Wasser gestanden hat? Was soll ich da fragen? Ich weiß doch, dass es äußerst hart war. Nein, nein. Das wäre widernatürlich. Reden kann man, sich unterhalten, irgendwelche Belanglosigkeiten und Kleinigkeiten erörtern. Aber über das Schwere muss man schweigen. Diejenigen, die rumzwitchern wie die Spatzen, zeigen damit doch nur, dass sie – Gott sei Dank – nichts Schlimmes durchgemacht haben.

Kulakowa: Dort konnten Sie auch anfangen, wieder ständig Deutsch zu sprechen?

Schulmeister: Ja, sie sind alle meine Altersgenossen oder älter und haben alle die Sprache bewahrt. Ich war 16, als wir verbannt wurden, sie waren fünf bis sechs Jahre älter als ich, also um die 20. Und wenn du mit 20 Jahren eine Sprache beherrschst, so wirst du sie dir weitgehend

bewahren. Ich habe die Sprache bewahrt, während diejenigen, die jünger waren, sie nicht bewahrt haben. Denn sie kamen gleich in russische Dörfer und haben die Sprache verloren.

Kulakowa: Wollten Sie denn Deutsch sprechen?

Schulmeister: Wann?

Kulakowa: Nun, irgendwann, überhaupt im Verlauf ihres Lebens?

Schulmeister: Nun, was heißt da wollen? Meine Großmutter väterlicherseits konnte bis zu ihrem Lebensende kein Russisch. Mit ihr musste ich Deutsch reden. Die ältere Tante, Papas ältere Schwester, beherrschte auch nur anderthalb Worte Russisch. Wenn sie in einen Laden kam, ging kaum was ... Aber in Kamyschin und Saratow gab es wirklich viele Deutsche. Wenn dort ein Mütterchen mit schlechtem Russisch daherkam, verstand sie die Verkäuferin auch so und bediente sie. Eine Tante und ein Onkel waren auf dem Dorf geblieben. Er war Buchhalter und sie Hausfrau. Er konnte überhaupt kein Russisch – denn in den Dörfern in der Wolgadeutschen-Republik lebten hauptsächlich Bauern, die fast nie mit Russen ins Gespräch kamen.

Kulakowa: Das betrifft die Zeit vor der Verbannung. Aber während der Verbannung und nach der Befreiung, hatten Sie da das Bedürfnis, Deutsch zu sprechen?

Kulakowa: Wie soll ich es sagen? Das kann man nicht Bedürfnis nennen. Wenn ich jemanden treffe oder wie vorhin, als der Pastor anrief, der kein Russisch spricht, was soll ich da tun – den Mund halten und nicht mit ihm sprechen? Ich bin gezwungen, mit ihm Deutsch zu sprechen, immer abhängig davon, wo ich mich aufhalte.

Kulakowa: Sie haben auch davon gesprochen, dass Sie nach der Verhaftung in Taganrog auf der Etappe eine große Zahl der unterschiedlichsten Verbannten getroffen haben.

Schulmeister: Ja.

Kulakowa: ... sowohl Tataren als auch ...

Schulmeister: Ja.

Kulakowa: Das heißt, Sie haben erst dabei erfahren, dass so viele unterschiedliche Menschen verbannt worden waren?

Schulmeister: Nein, wir wussten, dass viele verbannt worden waren. Wir, die verbannten Deutschen, waren als erste dorthin gekommen. Tschetschenen und Inguschen kamen erst 1944 dorthin, nachdem die

deutschen Truppen schon aus ihrem okkupierten Siedlungsgebiet vertrieben waren. Und dann sahen wir, wie viele von dort wieder geflohen sind, nennen wir es einmal so. Wir waren ja im Gefängnis gelandet, weil wir fortgefahren waren. Das nannte man Flucht vom Ansiedlungsort. Und wir sahen, dass hunderte und tausende ... darunter waren viele junge Mädchen und Frauen, schwanger oder mit Neugeborenen. Das heißt, sie hatten es geschafft zu fliehen, waren von dortigen Verwandten aufgenommen worden, hatten dort geheiratet und eine Familie gegründet. Aber dann kam man und hat sie verhaftet, obwohl sie einen dicken Bauch hatten. Es waren sehr viele Verbannte. Bei uns dort lebten ja nur Verbannte, auch verbannte Kalmücken. Alle Kalmücken waren verbannt und deportiert worden. Ihnen wurde vorgeworfen, dass sie angeblich vorhatten, Hitler einen goldenen Sattel darzubieten, wenn seine Truppen Kalmückien erreichen. Ich weiß nicht, inwieweit Kalmückien besetzt wurde oder nicht, aber sie waren jedenfalls nah herangekommen. Auch das war wieder nur angeblich, bei allen Völkern sprach man immer von etwas Potenziellen.

Kulakowa: Können Sie sich an die Ankunft neuer Verbannter aus der Etappe erinnern, zum Beispiel an die der Tschetschenen?

Schulmeister: Ja.

Kulakowa: Solche Momente sind Ihnen also besonders im Gedächtnis geblieben?

Schulmeister: Eigentlich waren das keine besonderen Ereignisse. Es kamen die ganze Zeit Leute durch. 1945 kamen dann jene an, die unter der deutschen Besatzung gelebt hatten. Auch wenn sie da in Armut gelebt und zu leiden hatten, hat man doch anschließend viele von ihnen in die Verbannung geschickt. „Dieser hier, der wollte vielleicht mit den Deutschen während der Besatzung zusammenarbeiten.“ Es war nicht so, dass man jemanden auf frischer Tat ertappt hätte, wie er kooperiert oder den Deutschen geholfen hat. Nein: „Aber vielleicht wollte er...“ Solche kamen auch an, in kleinen Schüben, nur ein paar Menschen. Es gab also ständig diese turbulente Bewegung.

Dann begann es, dass man diejenigen, die in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen waren, gleich in Lager schickte. Es gab Filtrationslager, wo die einen verurteilt und andere freigelassen wurden. Von denen kam auch der eine oder andere vorbei. Wir haben darauf aber nicht

besonders geachtet, wir hatten genug mit uns selbst zu tun, um noch andere zu beachten. ... Ja, die Inguschen und Tschetschenen: Als es im Februar klirrenden Frost hatte, trugen sie alle noch Stofflatschen. Das fiel uns auf, aber sonst nichts. Wir gingen nicht zu ihnen, wir warfen uns ihnen nicht in die Arme, wir begrüßten sie nicht, wandten uns aber auch nicht ab. Für uns war es schon genug, dass wir selbst in der Verbannung zu leiden hatten.

Kulakowa: Und wie lief die Kommunikation zwischen den Menschen? Haben die Deutschen eher mit Deutschen gesprochen und die Inguschen mit Inguschen?

Schulmeister: Nein, man redete, wie es sich ergab. Wenn du in den Kolchos geschickt wurdest, hast du in der Brigade und auf dem Posten gearbeitet, den dir der Brigadier zugewiesen hat. Waren da nun Tschetschenen oder Deutsche oder Türken – Türken gab es dort übrigens auch, einige ehemalige türkische Untertanen – niemand hat dich gefragt, woher du kommst. Und wenn du dann zwölf Stunden auf der Tenne in der Steppe gearbeitet hattest, willst du es nur noch bis zu einem Haufen Stroh oder Heu schaffen und dich hinlegen. Was für Gespräche sollte es da noch geben? Alle waren hungrig, abgerissen und halb erfroren.

Kulakowa: War es ein Problem, dass es keine gemeinsame Sprache gab, denn es sprachen ja nicht alle Russisch?

Schulmeister: Die Tschetschenen konnten kein Russisch, vor allem die Frauen. Die Männer beherrschten es wohl. Aber Sie müssen verstehen, es gab da keinen Bedarf für Gespräche. Wie gesagt, wenn ich im Wald mit der Axt in der Hand zwölf Stunden gearbeitet habe, hungrig, verfroren und dreckig bin, dann brauche ich kein Gespräch. Ich will nur noch die Augen schließen und mich in irgendeinem Loch verkriechen, aus dem mich niemand herausziehen kann oder wo man mich zumindest für einen Moment in Ruhe lässt. Es gab dort keine Salon-Plaudereien oder dass man sich besucht hätte. Man ging nicht zu anderen Leuten in deren Hütten. Ich habe Ihnen ja schon erzählt, dass dies aus Lehm gebaute Standard-Häuschen waren. In jedem von ihnen lebten zwei Familien. Wie sie miteinander auskamen ... wie ich schon sagte, alle dachten nur daran, wo man etwas zu essen herbekommt und wo man sich verkriechen und vor dem Leben verstecken kann. So schlecht war es. Wenn mich die Wanzen fressen, ich hungrig, gequält und zerrüttet bin, was

brauche ich da noch Gespräche? In welcher Sprache? Ich will dann nur schweigen und taubstumm sein.

Kulakowa: Gab es Dinge, in denen man gewissen Trost finden konnte? Hat sich dort jemand beispielsweise der Religion zugewandt?

Schulmeister: Religion stand so streng unter Strafe, dass sich diese Frage einfach nicht stellte. Gut möglich, dass alte Leute das in der Seele trugen, natürlich. Wenn eine alte Frau 70 Jahre gläubig gelebt hat und dann in die Verbannung geschickt wurde, ist sie natürlich nicht von einem Tag auf den anderen zur Atheistin geworden. Aber auch darüber sprach man nicht. Ich habe auf der Etappe einmal eine Studentin des ersten Studienjahres getroffen und sie leise gefragt: „Wofür hast du zehn Jahren bekommen? Gerade du?“ – „Als man uns auf einer Komsomolversammlung eine Lektion darüber hielt, dass es keinen Gott gibt, bin ich aufgestanden und habe gesagt, dass ich an Gott glaube.“ Und zack, zehn Jahre. Ein junges Mädchen, ich erinnere mich gut an sie. Sie kam aus irgendeiner Stadt im Kaukasus. Deshalb hatte man kein Bedürfnis nach Gesprächen. Das System entfremdete die Menschen völlig, was auch das Ziel war. Damit wir nicht, Gott behüte, irgendwo sitzen und einen Plan zum weltweiten Umsturz aushecken. Damit es bloß keine Kommunikation gab. Das war das Hauptziel.

Kulakowa: Wenn jemand in der Verbannung starb, wie wurde er beerdigt? Wer kam zur Beerdigung?

Schulmeister: Niemand kam. Nur die Nahestehenden, mit denen der Verstorbene zusammengelebt hatte. Irgendwo wurde ein Loch ausgehoben. In der Trudarmee waren schon Gräben vorbereitet, in die die Toten geworfen wurden. In den Lagern war es genauso. Wenn der Graben voll war, wurde er zugeschüttet. Begräbnisse in dem Sinne gab es nicht. Ich kann mich jedenfalls nicht auch nur an einen Fall erinnern, dass jemand zu einem Begräbnis gegangen wäre. Alle waren rund um die Uhr mit ihrem eigenen Schicksal beschäftigt. Wenn man 20 Minuten zu spät zur Arbeit kam oder für 20 Minuten irgendwohin verschwunden ist, war das schon Fernbleiben von der Arbeit. Dafür wurden für sechs Monate 25 Prozent von der Brotkarte abgeschnitten. Deshalb gab es kein Schwänzen, Zuspätkommen oder vorzeitiges Weggehen.

Auch nach dem Krieg galten diese 25 Prozent noch eine ganze Zahl von Jahren. Das war Vorschrift. Meine Schwester, damals schon

Schauspielerin der ersten Kategorie, ist einmal in Taganrog 20 Minuten zu spät zu einer Probe erschienen: Ihr wurden die Ration für ein halbes Jahr gekürzt. Und das war sehr, wirklich sehr viel! Denn damals war dieses Stück Brot die Hauptnahrungsquelle. Man kannte da nichts. Dem Direktor hat es wohl das Herz gebrochen: So ein junges, hübsches, hilfloses Mädchen – aber wenn er nichts unternimmt, wird er von seinen Kollegen angeschwärzt: „Die da ist zu spät gekommen und er hat sie nicht bestraft.“ Er wäre selbst hart bestraft worden. Dieses System war also sehr durchdacht und alles war so verknüpft, dass jeder den anderen überwachte und zugleich niemand mit einem anderen sprach.

Kulakowa: Gab es denn Leute, die irgendwie ihren Protest ausdrückten oder versuchten, sich in irgendeiner Form zu wehren? Sie haben von Maria erzählt, die einen Bewacher beschimpfte und anschrie.

Schulmeister: Nein, nein. Sie hatte einfach nur so einen Charakter: sehr laut, energisch und gesprächig. So wurde das von denen auch aufgenommen. Wenn man das ernst genommen hätte und sie das auch im Ernst gesagt hätte, hätte sie schon lange 25 Jahre kassiert. Sie hat einfach ihrem überschäumenden Temperament freien Lauf gelassen, deshalb haben diese Aufseher und Bewacher auch einfach nur gegrinst. Wir waren dann all die Jahre in Koktschetaw befreundet. Sie hat dann schließlich doch geheiratet. Es kam eine Partie Verbannter aus der Westukraine an, deshalb nannte man sie „Westler“. Sie hatten im Krieg in der Tat sehr eng mit den Deutschen kontaktiert und haben deshalb Strafen in Lagern und Gefängnissen abgesessen. Danach wurden sie in die Verbannung geschickt. So einen Westler hat sie dann geheiratet und noch ein paar Kinder bekommen. Sie sind dann dortgeblieben, es gab keinen Ort, wo sie hätten hinziehen können. Einfach nirgendwohin.

Kulakowa: Haben Sie, nachdem Sie fortgegangen waren, den Kontakt aufrechterhalten?

Schulmeister: Nein, nein. Dazu hatten wir uns schon zu weit auseinandergelebt.

Kulakowa: Haben Sie überhaupt mal jemanden aus der Verbannung wieder getroffen?

Schulmeister: Nein, alle sind auseinander gegangen. Wer wegfahren konnte, ist weggefahren. Wir zum Beispiel sind weggefahren, weil Vater

eine Arbeit in einer Großstadt an einem Institut bekam. Leute dieses Ranges sind abgereist, irgendwohin, wo man ihnen Arbeit anbot. Aber der Rest? Wer fordert denn einen einfachen Bauern an? Deshalb sind sehr viele dortgeblieben.

Aber als dann die Auswanderung nach Deutschland begann ... nein, das ist keine Auswanderung, das nennt man anders, als den Deutschen erlaubt wurde, nach Deutschland auszureisen. All diese Bauern, die dort waren – ganz Kasachstan war voller solcher Bauern, die sich dort niedergelassen haben. Sie hatten ihr Stückchen Land, hatten sich ein Häuschen gebaut und sind dann alle nach Deutschland gegangen. Aber wer irgendeinen Status in Russland hatte, hat sich hier eingerichtet. Viele Moskauer sind nach Moskau zurückgekehrt und haben dort sogar Arbeit gefunden. Außerdem gab es noch viele russische Verbannte, dort waren ja nicht nur Deutsche. 1937 kam zum Beispiel als Volksfeind der Chefingenieur der Gorki-Flugzeugwerke, ein gewisser Pawel Iwanowitsch Ionow in Haft. Er saß seine zehn Jahre ab, dann kam die ewige Verbannung. Aber als Stalin starb, wurden die Russen gleich befreit. Sie konnten dorthin zurückkehren, wo man sie verhaftet hatte. Nur den Deutschen und den Krimtataren wurde das nicht erlaubt. Und den Inguschen. Aber die fragten nicht um Erlaubnis. Kaum lag Stalin darnieder, packten sie und fuhren ab.

Kulakowa: Wie das denn?

Schulmeister: Wenn einer einen Dolch in der Hand hat – versuch mal, ihn aufzuhalten. Die Inguschen und Tschetschenen waren wie vom Winde verweht. Sie kehrten in ihre Berghütten zurück und warfen hinaus, wer in ihren Häusern wohnte. Und niemand konnte etwas gegen sie tun. Sie waren da in den hohen Bergen die Könige. Schöne Menschen waren das, diese Tschetschenen, sehr schöne sogar! Aber ihnen gegenüber hatte man ein anderes Verhältnis als zu uns. Uns gegenüber gab es viehischen Hass, gegenüber den Inguschen nicht. Auch nicht gegenüber den anderen, den Krimtataren und den anderen Kaukasusvölkern, nein, da gab es keinerlei Hass. Aber uns gegenüber gab es diese tierische Abneigung. Aber was sollte man tun?

Kulakowa: Womit hängt das zusammen, was meinen Sie?

Schulmeister: Das ist schon historisch. Da werden wir in solche Tiefen, bis zum Erdkern kommen, wenn wir das jetzt analysieren.

Kulakowa: Ich möchte Sie noch zum Kriegsende fragen. Können Sie sich an diesen Tag oder Moment erinnern? Wie wurde das aufgenommen?

Schulmeister: Man hat sich natürlich gefreut! Weil wir dachten, dass wir am nächsten Tag alle nach Hause fahren werden. Und grundsätzlich ist Krieg eine schreckliche Sache. Alle freuten sich, alle weinten, umarmten wen auch immer, wer des Weges kam, man freute sich und lachte. Alle waren froh, was auch sonst?

Kulakowa: Bekamen Sie denn tagesaktuelle Informationen darüber? Hatten Sie Zugang zu Radioempfang?

Schulmeister: Nein. Aber in jedem Dorf gab es einen Lautsprecher. An der Kreisverwaltung hingen diese schwarzen Teller. In der Spätphase hatten wir keine Zeitungen und ein Radio hatte auch niemand. Aber dieser Lautsprecher, der hat gesendet. In den letzten Kriegstagen war es auch schon klar, dass der Krieg vorbei ist.

Kulakowa: Und Sie hofften, dass mit dem Krieg auch Ihre Verbannung zu Ende geht?

Schulmeister: Was heißt da hoffen? Die konkrete Gefühlslage kann ich Ihnen jetzt nicht mehr garantieren. Aber wenn wir wegen des Kriegs dorthin verbannt worden waren, und dann war er vorbei, so war es doch nachvollziehbar, dass sich bei jedem unwillkürlich der Gedanke regte: „Der Krieg ist vorbei, das heißt, wir sollten doch jetzt nach Hause dürfen?“ So denken normale Menschen logischerweise, wenn das Unglück wegen des Krieges gekommen war und jetzt ist der Krieg vorbei.

Kulakowa: Ihr Vater hat in dem Interview vor seinem 100. Geburtstag gesagt, dass die Deutschen nach der Deportation 1941 „keine Heimat mehr hatten“.

Schulmeister: Das sagt man auch heute noch. Denn die Russen haben uns als Deutsche angesehen. Also als Feinde, als Faschisten. Und als dann in den 1990er Jahren die Rückkehr, die Aussiedlung nach Deutschland erlaubt wurde, kamen die Unsrigen dorthin und die deutschen Deutschen sagen: „Schaut, die Russen sind gekommen.“ Und verhalten sich dementsprechend. Nur falls man die eigene Sprache sehr gut beherrscht, ist die Einstellung anders. Aber wenn wir unseren Kindern keine deutsche Sprache beibringen durften? Mein Sohn kam als 20-Jähriger dorthin. Ein Deutscher, der kein Wort Deutsch spricht. Da sagen

die Deutschen: „Was wollt ihr denn für Deutsche sein, wenn ihr die Sprache nicht beherrscht?“ Du erklärst ihnen: „Man hat uns unter Drohungen, Schlägen ... wir durften kein Deutsch sprechen.“

Mein Sohn Borja war vier Jährchen alt, als er im Kindergarten blutig geschlagen und Faschist genannt wurde. Sollte ich ihm danach die deutsche Sprache beibringen? Deshalb haben wir keine Heimat. Die Russen nannten uns Faschisten, und die Deutschen in Deutschland nannten uns Russen. Wir haben keine Heimat, auch wenn wir seit 250 Jahren in Russland leben. Jetzt wird sehr viel darüber geschrieben, dass man uns pauschal beschuldigt hatte, dass alle Deutschen potentielle Verräter sind und dass alle Deutschen auf die Seite der Faschisten überlaufen, sobald diese die Wolga erreichen. Es stand schon ganz offiziell in den Zeitungen: Alle Forschungen und Untersuchungen haben nicht ein einziges Beispiel dafür geliefert, dass ein Russlanddeutscher auf die Seite der deutschen Truppen übergelaufen wäre oder etwas getan hätte, das den deutschen Truppen geholfen hätte. Und wie viele russische Verräter gab es? Eine ganze Armee. Wlassow hat mit einer ganzen Armee die Heimat verraten und war dorthin übergelaufen.

Kulakowa: Hinsichtlich der Heimat wollte ich noch folgende Frage stellen: So weit ich weiß, begann in den 1980er Jahren, vielleicht etwas früher oder später, eine Bewegung zur Wiederherstellung der Autonomen Republik der Wolgadeutschen. Wussten Sie damals davon?

Schulmeister: Natürlich. Darüber wurde in den Zeitungen lang und breit geschrieben. Aber es war ja so, dass man uns erlaubt hatte, uns frei zu bewegen, wohin man wollte. Aber diese Bauern ... Papa brauchte selbstverständlich diese deutsche Republik nicht. Wir lebten in einer Großstadt und wir waren damit völlig zufrieden. Aber die Bauern wollten auf ihr Land zurück. Russen haben in Wolgograd dann schon Mitte der 60er Jahre und in den 70ern solche Demonstrationen abgehalten – ich war selbst Augenzeugin. Mit abstoßenden Losungen: „Wir überlassen unser Land nicht den Faschisten!“ Dabei hatten sie doch nur gebeten: „Lasst uns wieder in unsere alten Dörfer, wir bauen uns neue Häuser. Und dann werden wir wieder arbeiten und das Land bestellen.“ Von wegen! Im Wolgagebiet, in Saratow und Wolgograd gab es abstoßende Szenen: „Faschisten fort von unserem Heimatboden!“. Tja, und danach haben sich die Leute gedacht: „Dann fahren wir wohl besser

nach Deutschland.“ Auch wenn man uns da Russen nennt, aber wenigstens nicht Faschisten. Das war bekannt und kein Geheimnis.

Kulakowa: Das waren Gegendemonstrationen. Gab es auch Demonstrationen dafür?

Schulmeister: Nein, nein. Die Deutschen wollten einfach nur zurückkommen. Wenn man es uns doch erlaubt hatte ... Es hatte ja 1972 einen Regierungserlass gegeben, dass wir, wie sich herausgestellt hätte, keinerlei Schuld hätten. ... Dass die Anschuldigungen pauschal und unbegründet gewesen seien, dass das alles nicht wahr und nun außer Kraft gesetzt sei. „Gut, dann wollen wir auf unser altes Land zurück.“ Nein, sie demonstrierten nicht, sie machten Eingaben: „Wir wollen ...“ – aber sie bekamen keine Propiska. Wie ich Ihnen erzählt hatte, in Wolgograd waren wir als dreiköpfige Familie die einzige Familie deutscher Nationalität. Obwohl es schon all die Gesetze gab, die erlaubten zu fahren, wohin man möchte. Aber man wurde nicht aufgenommen. Die Deutschen sind ja ein sehr gesetzestreu Volk. Keinerlei Demonstrationen. Man lässt uns nicht? Tja, dann halt nicht. Aber die Russen ...

Wir lebten in einem Haus, das neben dem Gebietskomitee der Partei in Wolgograd stand. Und das Haus gehörte dem Gebietskomitee. Papa hatte dort als derartig verdienter Mitbürger eine überaus großartige Wohnung erhalten, der reinste Traum. Ich habe sie dann sehr gut verkaufen können und diese kleine Wohnung hier gekauft und auch noch meinen Sohn beim Wohnungskauf unterstützen können. Alles für eine Wohnung in Wolgograd. Gegenüber war also das Gebietskomitee, wir standen vor unserem Haus und sahen diese abstoßenden Losungen und gemeinen Aufschriften. Sehr gemeine.

Und als dann das 250. Jubiläum ... nein, wann war der 70. Jahrestag der Deportation, das war 2011, richtig? Ja. Der 70. Jahrestag des Kriegsbeginns und des Beginns der Deportationen. In Saratow, weil dies das Zentrum gewesen war, wo sich die deutsche Bevölkerung konzentriert hatte, waren Gedenkveranstaltungen angesetzt. Ein Gedenktag zu diesem traurigen Ereignis. Zum Gedenken an die Deportation. Einige meiner Bekannten, nur Männer, waren hingefahren. Und als sie ankamen – um Gottes Willen! Was für Attacken! Von Jugendlichen, Russen. Kurzum, alles ist geplatzt. Es gab kein Gedenken an die Deportation. „Das war keine Deportation, das war eine Evakuierung“, war

eine Lösung. Der Unterschied zwischen einer Deportation und einer Evakuierung ist, wie Molotow, einer unserer Minister zu sagen pflegte, „eine Distanz von riesiger Entfernung“. Alles wurde vereitelt. Man stellte dort ein Denkmal auf, ein Symbol der Deportation. Es wurde beschmiert mit Dreck und Dung. So war das.

Kulakowa: Sie haben von diesem Vorfall im Kindergarten erzählt, als Borja geschlagen wurde.

Schulmeister: Ja, er war damals vier, das war in Koktschetaw. Wir sind aus Koktschetaw weggezogen, als er sechs Jahre alt war. Ich war ihn abholen gekommen und er hatte hier so einen blutigen Striemen. Es war kurz davor passiert, bevor ich ihn abholen kam. Vermutlich hatte es die Kindergärtnerin gar nicht bemerkt. Ich frage: „Was hast du da?“ Er antwortete nicht, heult nicht, obwohl da noch ganz frisches Blut war wie von einem Peitschenhieb und fragt mich: „Mama, was ist ein Falschist?“ Ich sage: „Wer hat das zu dir gesagt?“ „Wanja Umugin ... Er hat gesagt, ich bin ein Falschist und hat mich gehauen.“ Das Kind war völlig erschüttert. Dabei wohnten wir neben diesem Wanja und sie spielten im Hof immer miteinander. Offenbar hatte man Wanja zuhause gesagt: „Uh, das ist doch ein Faschist, mit dem du da spielst.“ Und dann ist er zu ihm hingegangen und: „Du Falschist“. Das Kind war erschüttert. Überhaupt war er sehr ruhig. Dieses Kind weinte niemals. Ein Kind mit Würde. Kurzum, er war standhaft geblieben und war nicht losgerannt, sich zu beklagen. Er hat nur auf mich gewartet und gefragt: „Was ist ein Falschist?“ Und dass Wanja ihn „Falschist“ genannt hatte. So war man uns gegenüber eingestellt.

Kulakowa: Mussten Sie ihm dann etwas erklären?

Schulmeister: Nein, nichts. Ich sagte nur: „Gehen wir, ich wasche dich jetzt und dann reiben wir es ein.“ Was kann man einem Vierjährigen schon erklären? Nein, nein. Wir hatten ein sehr schweres Leben. Und das für lange.

Erst jetzt im höchsten Alter gibt es diesen Schmerz und diese Kränkung durch die Ungerechtigkeit nicht mehr. Zumal mir geholfen hat, dass ich meine Arbeit wie verrückt geliebt habe und, ohne sich jetzt loben zu wollen, außerordentliche Anerkennung bei Eltern und Schülern genoss. Die Eltern, die mich persönlich kannten, hätten mich auch nicht beleidigt, wenn man ihnen ein Messer auf die Brust gesetzt hätte, auch

wenn sie größtenteils natürlich auch Russen waren. Russen und Kasachen. Die Kasachen haben sich übrigens nicht schlecht verhalten. Mich hat gerettet, dass ich in meinem Mikrokosmos lebte und mit meiner Arbeit, in der ich alles in allem den größten Teil meines Lebens zugebracht habe. Ich habe nicht ein einziges Mal seitens der Schüler oder Eltern auch nur irgendeine Andeutung verspürt, dass ich ein zweitklassiger Mensch sei. Das waren die Leute, mit denen ich unmittelbar zu tun hatte und die wussten, für was ich stehe.

Aber die Kollegen in Wolgograd ... In Sibirien hingegen, in Koktschetaw wie in Krasnojarsk, bestand der ganze Lehrkörper aus Verbannten. Deshalb hat man sich dort gegenseitig nicht gekränkt. Wie auch, wenn meine Kollegin ein ehemalige Mathematikprofessorin der Universität Warschau ist? Weder sie noch ich waren fähig, einander zu beleidigen. Aber im ehemaligen Stalingrad, dann schon Wolgograd, war das Kollektiv natürlich sehr vom Gift des Chauvinismus durchtränkt. Sehr sogar. Aber erneut wussten auch dort jene Leute, mit denen ich unmittelbar zu tun hatte, also die Eltern, dass ich niemals ein Kind kränken würde.

Wir hatten da eine Russischlehrerin in Wolgograd mit dem Abzeichen „Bestarbeiter in der Volksbildung“. Eine Mama aus meiner Klasse kam einmal zu mir und sagte über sie: „Sie hat unsere Kinder im Unterricht Idioten genannt. Was denken Sie, darüber müsste man doch eigentlich reden?“ Ich sagte ihr: „Wissen Sie, mit dieser Frage gehen Sie besser zum Direktor, ich kann Ihnen da keinen Rat geben. Ich nenne jedenfalls nie und niemanden einen Idioten.“ — „Ja, das wissen wir, Margarita Konstantinowna, aber wir ...“ Ich sagte: „Gehen Sie zum Direktor, ich kann Ihnen da nicht helfen.“ Obwohl ich die Klassenlehrerin war. Ich meinte: „Diese Frage möchte ich mit Ihnen nicht erörtern. Das ist Sache des Direktors.“ Tja, aber zum Direktor ist sie dann nicht gegangen. Aber solche Lehrer gab es und solche Menschen, die uns ihren Hass demonstriert haben.

...

Schulmeister: Sie haben noch gefragt, ob wir über Details Bescheid wussten. ... Nun, es gibt Dinge, die sind so schwer erträglich, dass du dabei denkst: „Ist das meine Gesundheit wert?“ In Koktschetaw und in Wolgograd gab es ein paar solcher Familien. Lieber Gott, was waren das

für Menschen vor ihrer Verhaftung gewesen, die dann aber auch in Magadan einsitzen mussten. Sie kennen doch [Wassili] Aksjonow? Haben Sie von diesem mittlerweile verstorbenen Schriftsteller gehört?

Kulakowa: Natürlich.

Schulmeister: Seine Mutter [*die bekannte Schriftstellerin und Journalistin Jewgenia Ginsburg*] und sein Vater waren in den Lagern von Magadan. Nachdem sie freigekommen und rehabilitiert waren, lebte sie in Moskau. Wir haben sie immer in Moskau besucht und sie uns in Wolgograd. Es gab da noch eine Familie, ebenfalls aus Magadan. Was für Leute, was hatten sie für Positionen innegehabt! Aber im Gespräch kam man nie auf diese Dinge zurück. Für einen guten Psychologen wäre es interessant, das zu analysieren. Mir scheint, dass solche hochgebildeten und moralisch hochstehenden Menschen es einfach für unter ihrer Würde hielten, diesen für alle gleichen Schrecken noch einmal aufzuwaschen. Sie haben einfach diese Leute, die sie so erniedrigt und gequält hatten, dermaßen verachtet, dass sie es nicht wert waren, sich an sie und ihre Verbrechen zu erinnern. Sich zu erinnern und es zu beschreiben. So scheint es mir.

Kulakowa: Verständlich, dass dies von Anfang an eine furchtbare und schreckliche Erfahrung war. Aber es gibt doch auch Geschichten wie die von dem alten Esten, der Papa das Leben gerettet hat.

Schulmeister: Ja. Es ist sehr schade, dass Papa seinen Namen nicht kannte. Und dann dieser Lagerleiter Golub: Er ging damals in Ruhestand und als Papa freikam, war er schon nicht mehr dort. Als wir dann in Wolgograd wohnten und fast schon gleichberechtigt waren mit allen anderen Menschen im Land, sagte ich: „Papa, versuchen wir doch über irgendwelche Organisationen diesen Golub wiederzufinden. Ich würde ihm einfach gerne Danke sagen.“ Aber Papa wollte nicht recht und sagte nur „Nun ja ...“ Er lebte irgendwo in der Nähe von Moskau. Das hat Papa von einem seiner Mithäftlinge erfahren. Allgemein war es schwer ... Und wenn etwas sehr schwerfällt, ist es schon egal, ob es eine sehr schmerzhaft Wunde war, sie wird ohnehin immer noch weh tun. Ich habe oftmals bedauert, dass ich eingewilligt habe, mit Ihnen zu arbeiten.

Kulakowa: Hat denn Papa den Kontakt mit ehemaligen Mithäftlingen aufrechterhalten?

Schulmeister: Nur zu zweien, die die gleiche Spezialisierung hatten wie er. Sie standen in Briefkontakt. Sie waren auch rehabilitiert worden und hatten hohe Posten erhalten. Einer hat sich meiner Meinung in Nowosibirsk niedergelassen. Vom zweiten weiß ich es nicht mehr. Das war, weil sie miteinander gearbeitet hatten und sich seelisch sehr nahestanden. Aber sie waren deutlich jünger als Papa und sind doch viel früher als er gestorben. Bis zum 101. Lebensjahr schafft es ja nicht jeder.

Jewgenia Semjonowna Ginsburg, die Mutter von Aksjonow, hat die Kraft gefunden, trotzdem das alles sehr ausführlich zu beschreiben. Was für eine starke Frau! Aber sie war damals auch noch jünger gewesen und eben auch kräftiger. Aber andere finden in sich nicht diese Kraft, und dann, so scheint mir, wirkt einfach der Selbsterhaltunginstinkt und der Wunsch, seine Angehörigen zu schonen und zu schützen.

Als man uns im Januar 1956 erklärt hatte, dass wir uns nicht mehr monatlich melden müssen, bekamen wir sonst nichts weiter gesagt. Wir wussten also nicht, in welcher sozialen Situation wir uns befinden. Und da wir zu diesem Zeitpunkt schon dermaßen eingeschüchtert und rechtlos waren, haben wir auch nicht weiter nachgefragt. Die Zeit verging und niemand fuhr weg. Ich habe ja schon erzählt, man konnte ja nirgendwohin. Gut, einige tauschten einen Verbannungsort gegen einen anderen ein. Hier zum Beispiel meine jüngere Tante, die in Tscheljabinsk in der Trudarmee gewesen war — hier, die zarte Tante Marussja auf diesem Foto hier: Da ist sie zehn Jahre alt. Sie war so feingliedrig und hat in der Trudarmee in Tscheljabinsk in einer Großküche gearbeitet. Der Mann, den sie noch vor der Trudarmee kennengelernt hatte, kam aus dem Hohen Norden. Sie waren also getrennt worden. 1946 erlaubte man dann den Trudarmisten, wenn du hier bist und er oder sie oder deine Schwester dort, dann könnt ihr zusammenkommen. Du dorthin oder der andere zu dir. Aber das waren dennoch alles Verbannungsorte hinter dem Ural. Das war also erlaubt. Und 1956 erhielten wir dann Mitteilung, dass wir nicht mehr zur regelmäßigen Meldung gehen müssen.

Wir lebten so Monate, ein Jahr. Und was wird weiter? Wir wollten doch nicht bis an unser Lebtag Ende dortbleiben. Dürfen wir nun etwas oder nicht? Wir hatten Angst, uns zu rühren. Wir hatten Angst, jemanden zu fragen. Die Kommandantur war aufgelöst worden, wen sollte man fragen? Zum KGB gehen, um zu fragen? Wer von uns geht dann? Wir hatten Angst.

Sie müssen uns doch jetzt etwas sagen. Können wir jetzt irgendwohin umziehen und unser Leben in die Hand nehmen? Wir waren zwar mehrheitlich gebildete und hochgebildete Leute. Gut, es gab auch viele Bauern.

So vergeht die Zeit und man erfährt nichts. Nur gerüchteweise, nichts als Gerüchte. Bei uns war es dann so, dass Papa kam und wir nach Krasnojarsk fuhren. Aber das geschah alles dank Papa, weil er so eine Person war, schon vor dem Krieg ein namhafter Wissenschaftler. Und dann sind wir nach Stalingrad umgezogen. Aber rechtsverbindlich hat uns niemand irgendetwas erklärt. Erst viele Jahr später haben wir zufällig erfahren, dass am 29. August 1964, fast genau am gleichen Tag, an dem 1941 der Deportationsbefehl ergangen war, also 23 Jahre nach der Deportation, ein Ukas des Präsidiums des Obersten Sowjets in den „Mitteilungen des Obersten Sowjets“ erschienen war. Aber wer von uns einfachen Leuten bekommt schon die „Mitteilungen des Obersten Sowjets“? Und was stand da? Ein Satz aus dem Ukas lautete: „Das Leben hat gezeigt, dass diese oberflächlichen Anschuldigungen unbegründet waren und unter den Bedingungen des Personenkults um Stalin einen Willkürakt darstellten.“

Das heißt, man hat uns nichts mitgeteilt, denn im Ukas vom 28. August 1941, den gab es ja auch und wir können ihn bis heute fast auswendig, stand ja geschrieben: „Es wurde festgestellt und ermittelt, dass sich unter der deutschen Bevölkerung Personen befinden, die bereit oder potenziell bereit sind, den vorrückenden deutschen Truppen Hilfe zu leisten und bei Erscheinen der deutschen Truppen mit diesen in Kontakt zu treten.“ Das war also alles potenziell und angenommen. Und 23 Jahre danach gab es noch immer kein Wort uns gegenüber. Nur in diesen „Mitteilungen“, die nur für den Dienstgebrauch waren, hieß es, „das Leben hat gezeigt, dass dies unbegründete Anschuldigungen waren.“ Das bedeutete, dass wir ab 1964 nicht wussten, dass sich herausgestellt hat, dass wir unbegründet beschuldigt worden waren.

Das habe ich auch erst beinahe 50 Jahre später aus diesem Buch hier erfahren, da stehen die Texte aller Erlasse drin. Es ist von Professor German von der Saratower Universität. Auch er wurde in der Verbannung geboren. Er führt in diesem Buch ausführlich alle Bestimmungen an, die unser Leben betrafen. Wir kannten nicht einmal alle diese Ukasse. Wir erfuhren von ihnen immer erst dann, wenn wir in der Lebensrealität mit ihnen konfrontiert wurden. Wir sagten dann, dass wir das doch nicht gewusst hätten.

Es gab das Prinzip, dass Unwissenheit nicht vor Strafe schützt. Ich kannte diese Gesetze aber nicht. Wenn es zum Beispiel ein Gesetz gibt, dass man sich nicht auf diesen Stuhl hier setzen darf und wer sich trotzdem daraufsetzt, bekommt die Todesstrafe – aber ich wusste das auch nicht annähernd und habe mich daraufgesetzt. Nach dem Prinzip „Unwissenheit schützt nicht vor Strafe“ haben sehr viele ihr Leben verloren.

Außerdem hatte man uns doch damals, als wir unterschrieben, dass es vorbei ist und wir nicht mehr auf die Kommandantur gehen müssen, gesagt: „Gott behüte, dass du jemals dorthin gehst, von wo du verbannt worden bist.“ Und dann nach so vielen Jahren nur das? Ich möchte es jetzt nicht vorlesen, obwohl ich es lesen kann. 1972 dann erneut in den „Mitteilungen des Obersten Sowjets“, Ausgabe soundso, Seite soundso: 1964 war also der Erlass ergangen, in dem stand, dass man uns unbegründet beschuldigt hatte. Aber bis 1972, also nochmals acht Jahre lang, war den Deutschen verboten, ins Wolgagebiet zurückzukehren, um dort ihren ständigen Wohnsitz zu nehmen. Die Republik der Wolgadeutschen wurden niemals wieder hergestellt. Erst 1972 erschien, wie man so sagt, auf der letzten Seite im Kleingeschriebenen, der Ukas, der uns von diesem Verbot befreite, so dass ich wieder nach Saratow fahren konnte.

Kulakowa: Sie hatten sich das erhofft? War das Ihr Traum gewesen, zurückzukehren?

Schulmeister: Nein. Wir wussten ja, dass uns dort nichts erwartet. Und außerdem wussten wir auch nach 1972 nicht, dass wir wieder dürfen. Deshalb fuhr auch niemand nach Saratow. Wir lebten in Wolgograd, ein Onkel war nach der Trudarmee im Tscheljabinsk geblieben. So blieb es bis 1991. Von 1941 bis 1991 vergingen also 50 Jahre, bis in großen Lettern in den Zeitungen geschrieben stand, dass wir rehabilitiert sind. Wer hat das noch erlebt? Papa rein zufällig, weil er so langlebig war. Und ich, weil ich faktisch noch ein Kind gewesen war. Es hat 50 Jahre gebraucht. Jelzin war zwar ein Säufer, er hat Russland ausverkauft, ruiniert und erlaubt, dass es ausgeraubt wird. Seine einzige gute Tat war, dass er uns rehabilitiert hat.

Alle bekamen ein Papier, dass sie rehabilitiert sind. Es hat 50 Jahre gedauert, bis das laut gesagt wurde, denn diese zwei Mini-Erlasse – wie gesagt: auf der letzten Seite im Kleingedruckten – kannten wir nicht. Ich habe das vor etwa fünf Jahren erschienene Buch von German

gelesen, die zweite Ausgabe. Arina, von der ich schon sprach, hat es uns allen geschenkt. Erst daraus habe ich erfahren, dass ich schon 1964 von der willkürlichen Anschuldigung freigesprochen worden war, potenziell auf deutsche Truppen gewartet zu haben. Das war die rechtliche Seite der Frage. 1991 bekam auch mein Sohn, der in der Verbannung geboren worden war, so eine Bestätigung. Hier ist sie im Original. Ausgestellt für Gorowiz, Boris, geboren 1952, darüber, dass er vom Moment seiner Geburt bis Januar 1956 – er war zu diesem Moment also dreieinhalb Jahre alt – zusammen mit seiner Mutter Schulmeister, Margarita an diesem und jenem Ort in der Sonderansiedlung gelebt hat. Vom Augenblick seiner Geburt an stand er also schon in den Listen für die ewige Verbannung. Seine Schuld war, dass er von einer Deutschen geboren worden war. Ein anderes Verbrechen hatte er nicht begangen. Als er 40 Jahre alt war, bekam auch er diese Bestätigung über seine Rehabilitation.

Kulakowa: Hatte es Verbannte gegeben, die versuchten, eine Geburt nicht mitzuteilen und zu verheimlichen? War das möglich?

Schulmeister: Wie denn? Wir lebten in derartig kleinen Ortschaften, wo es nicht einmal erlaubt war, Bäume zu pflanzen, damit alles übersichtlich blieb. „Aha, Sie sind also abends zu mir gekommen, weshalb sind Sie gekommen? Vielleicht, damit wir gemeinsam eine Verschwörung aushecken? Und der da, der ist in jene Hütte gegangen, was sucht er denn da? Er plant da vermutlich eine Verschwörung.“ Wie hätte man da etwas verheimlichen können?

Kulakowa: Bedeutete das, dass Sie ihren kleinen Sohn mit auf die Kommandantur schleppen mussten, um die Meldebestätigung zu machen?

Schulmeister: Nein, einen Dreijährigen nicht. Wenn eine verbannte Frau ein Kind gebar, musste innerhalb von drei Tagen ein Familienmitglied auf der Kommandantur mitteilen, dass die Soundso ein Kind männlichen Geschlechts zur Welt gebracht hat. Das Kind hatte noch keinen Namen und keine Geburtsurkunde und befand sich noch in der Entbindungsanstalt. Aber es stand schon in der Liste. Was wollten sie von diesem Kind? Dass es in ewiger Verbannung bleibt. Das wäre dann die zweite Generation, die dort ortsgebunden leben sollte. Hätte Stalin nicht, wie die Russisch-Orthodoxen sagen, dem Herrn seine Seele anvertraut, dann wäre bestenfalls ein Traktorist aus ihm geworden – und kein Mathematikprofessor.

VON SPRACHE, GLÜCK UND STOLZ

Auszüge aus einem 2021 im Deutsch-Russischen Begegnungszentrum geführten Interview

Über die Muttersprache

Bei uns in Russland, in der Wolgadeutschen-Republik und in den deutschen Siedlungen (von denen es im Kaukasus, auf der Krim, in der Ukraine und im Umland von St. Petersburg sehr viele gab) hat sich kein einziger Dialekt in Reinform erhalten. Denn dies waren keine Orte, wo sich nur eine Siedlergruppe, beispielsweise aus Württemberg, niedergelassen hatte. Im Dorf, in dem mein Vater zur Welt kam, stammten die Menschen aus Hessen, Württemberg, Preußen und sogar aus Polen. Deshalb waren schon zu meinen Lebzeiten bei den Russlanddeutschen dort keine reinen Dialekte mehr erhalten. Man sprach in diesem einen Dorf eine Mischung aus mindestens vier Dialekten. Die alten Leute wussten zwar, von wem sie abstammen und aus welchem Landstrich ihre Vorfahren kamen, aber ihre Sprache hatte sich schon gewandelt: Wenn dein Nachbar im Dorf ständig „Fleisch“ sagt, dann fängst auch du mit der Zeit an, statt „Flaisch“ eben „Fleisch“ zu sagen – vor allem wenn du und die deinen das im Verlauf von 170 Jahren so zu hören bekommen.

Ich habe Erinnerungen etwa ab dem Alter von zwei Jahren. Wir sprachen flüssig sowohl Russisch als auch Deutsch – akzentfrei, versteht sich. Die Generation der Großeltern konnte schon sehr gut Russisch, aber ihre Umgangssprache war ausschließlich Deutsch. Aber schon die nächste Generation, also die meiner Eltern, wählte die Sprache den Umständen entsprechend: Wenn wir allein zuhause waren, sprachen wir selbstverständlich Deutsch. Aber wenn einer von Vaters Arbeitskollegen, die alle Russen waren oder zumindest keine Deutschen, zugegen war, so sprachen wir Russisch.

Die Dorfbewohner sprachen nur Deutsch, wobei die Männer öfter auch Russisch beherrschten. Das Ergebnis war ein ziemlicher Kauderwelsch, da sie alle immer mehr mit der russischen Umwelt zu tun hatten.

Die deutschen Frauen mussten hingegen kaum russische Begriffe kennen. Allenfalls in Einzelfällen nutzen die deutschen Frauen im Haushalt gelegentlich mal ein entstelltes russisches Wort.

Ich wurde 1925 geboren und jetzt schreiben wir schon das 21. Jahr des nächsten Jahrhunderts. Ich habe fast das ganze 20. Jahrhundert erlebt und kann bezeugen, dass es damals keine Abgrenzung gab, ob man Russe oder Deutscher ist. Beide Sprachen wurden benutzt. Es gab dabei nichts Vorsätzliches – also, dass ich jetzt nur auf Deutsch oder nur auf Russisch sprechen werde. Alles war selbstverständlich: Viele russische Wissenschaftler sprachen ein bisschen Deutsch. Wenn man gesellig beisammensaß, machten sie sogar Witze auf Deutsch, zitierten ein deutsches Sprichwort oder rezitierten ein kleines Gedicht. Man zeigte gegenseitig freundliches Wohlwollen.

Was mich glücklich macht

Ich denke, das Leben jedes Menschen besteht nicht nur aus auf den Lebensfaden aufgezogenen Perlen, wobei jede Perle einen glücklichen Moment darstellt. Diese Momente vermischen sich selbstverständlich mit Unannehmlichkeiten und unglücklichen Umständen. Aber ungeachtet dessen, dass es auf meinem Lebensfaden die unterschiedlichsten Perlen gab, glaube ich, dass ich kein schlechtes Leben hatte.

Ich brauche immer Menschen um mich und Gespräche. Ich kann nicht allein sein. Ich muss mich immer in die Geschehnisse um mich herum einmischen. Ich war noch nicht einmal 17 Jahre alt, als ich in der Trudarmee Brigadier von 40 Frauen wurde, von denen 39 kein Russisch sprachen. Der Aufseher steht vor uns, brüllt und flucht herum – und 39 Frauen können nicht verstehen, was er von ihnen will. Da musste ich gestehen, dass ich Russisch kann. Die Situation drohte schon ins Absurde abzugleiten. Ich musste etwas unternehmen und dabei meinen ganzen Wortschatz an unanständigen Ausdrücken zur Hilfe nehmen, den ich als Mädchen natürlich nie in den Mund genommen hatte. Ich erklärte ihm, dass dies gute und arbeitswillige Frauen sind, die nur nicht verstehen, was sie tun sollen. Das war wohl das erste Mal, dass ich mich ins Geschehen einmischen musste.

Es ist schon seltsam, dass mir das als Antwort auf die Frage nach dem Glück einfällt. Aber das ist nur eine Art Hinführung zu meinem

Charakter, meinem Bedürfnis nach Gesprächen und dem Wunsch, anderen Menschen zu helfen. Es ergab sich so, dass ich im Alter von 72 Jahren zum ersten Mal in eine Kirche kam. Als ich dann auf dem Weg zum Gottesdienst auf dem Newski fünf armselige winzige Kinder sah, die von ihren Müttern auf die Straße vor Schälchen für Almosen gesetzt worden waren, kam mir gleich eine Idee, wie man ihnen helfen könnte. Und ich begann Hilfsprojekte für solche Kinder zu ersinnen. Ich habe mich dann all die Jahre mit diesen Projekten beschäftigt und sogar Organisationen wie das Gustav-Adolf-Werk haben mir enorme Summen zu ihrer Umsetzung anvertraut.

Worauf ich stolz bin

Wenn es nicht das schreckliche Schicksal der Russlanddeutschen gegeben hätte, hätte ich bei meiner fanatischen Hingabe zur Mathematik vielleicht irgendein Theorem bewiesen – so wie Pythagoras. Aber es ergab sich so, dass ich mich im Bereich der Mathematik mit der pädagogischen Arbeit in Schulen zufriedengeben musste. Aber was den Stolz betrifft...

Nach der Festnahme meines Vaters war unsere Familie faktisch ohne Mittel zum Lebensunterhalt. Ich war damals 13 Jahre alt. Zuvor waren meine Schwester und ich zum Ballettunterricht gegangen, wir hatten Musikstunden, liefen im Winter Schlittschuh und lasen viel. Und plötzlich war das ganze Leben wie umgekrempelt. Nach der Hausdurchsuchung hatten wir fast nichts mehr, alles war beschlagnahmt. Mama war von Beruf Lehrerin für Deutsch und Französisch und hatte nach der Heirat als Übersetzerin in der Bibliothek von Papas Institut gearbeitet. Doch zu diesem Zeitpunkt arbeitete sie schon nicht mehr.

Seit ich 13 Jahre alt bin – und bis zum heutigen Tag – bin ich stolz darauf (wenn man dieses Wort dafür verwenden kann), dass ich fast 96 Jahre gelebt habe, ohne jemals von jemanden auch nur eine Kopeke oder ein Stück Brot genommen, ausgeliehen, erbeten und erst recht nicht gestohlen zu haben. Seit ich 13 Jahre alt bin, habe ich selbstständig für mein Essen und Trinken gesorgt und mir unter absolut undenkbarsten Umständen Bildung angeeignet. Darauf kann ich stolz sein.

Wie kann ein 13 Jahre altes Kind für sich selbst sorgen? Eine Mitschülerin schrieb von mir die Hausaufgaben in Algebra und Geometrie

ab und dafür gab mir ihre Mama ein Mittagessen. Die Mutter eines anderen Klassenkameraden hat ihm, wenn sie ihn in die Schule schickte, ein Butterbrot für mich mitgegeben, damit ich ihm Nachhilfe gebe. Das geschah sehr dezent, ohne jede Herablassung. Das waren meine ersten Verdienstquellen. In Kasachstan sammelte ich Ähren auf den Feldern. Dann kamen die Trudarmee und die Zwangsansiedlung. Ich lernte zu stricken, Dung zu trocknen und Öfen zu bauen. Und überall, wo es irgendeine Arbeit zu tun gab, packte ich an.

INHALT

Zur Einleitung	3
(Notwendiges) Vorwort	5

Mein langer Weg Ein russlanddeutsches Leben

Ein Laib Brot	10
(aufgeschrieben zum Erntedankfest 2001)	10
Die Vorgeschichte meiner Familie	13
„Man grüßte uns nicht mehr“. Interview über den stammbaum der schulmeisters, ihr dorf kamenka, die deutsche sprache und das deutschum	22
Wie Papa Wissenschaftler wurde	30
Kindheitsglück und erstes Unheil	39
Papas Schicksalsweg an die Kolyma	43
Deportation nach Nordkasachstan (1941).....	56
In der Trudarmee	70
Der weg in die trudarmee	70
Die lagerbaracke	72
Harte arbeit, wenig nahrung	75
Im namen der Sowjetunion	79
Dochodjagy	89
Postskriptum	92
Die rückkehr	94
Tschkalow: Von der Schülerin zur Lehrerin (1944–1947).....	98
Taganrog: Flucht ins Studium 1947–49	108
Auf der Etappe (1949–1950).....	117
Koktschetaw: Ewige Verbannung (1950–1957)	124
Papas Rückkehr (1957).....	131
Krasnojarsk: Krank in der Großstadt (1958–1960)	135

Inhalt

Wolgograd: Als Deutsche in Stalingrad (1961–1997)	137
St. Petersburg: Neue Heimat (ab 1997)	146
Unsere Kirchengemeinde heute – und ihre Vorläufer (2019 gehaltener Vortrag)	148
„Wir hatten Angst“. Ein interview über briefwechsel, familiennamen, diskriminierung, andere völker in der verbannung, die rolle der religion, rehabilitation und heimatlosigkeit	154
Von Sprache, Glück und Stolz. Auszüge aus einem 2021 im Deutsch- Russischen Begegnungszentrum geführten Interview	178



Margarita Schulmeister

MEIN LANGER WEG. EIN RUSSLANDDEUTSCHES LEBEN

Художник *Ольга Маркина*

Корректор *М.А. Иванова*
Оригинал-макет *Л.Е. Голд*
Дизайн обложки *О.Д. Курта*

Подписано в печать 20.07.2021. Формат 60×90¹/₁₆.
Бумага офсетная. Печать офсетная.
Усл.-печ. л. 11.5. Тираж 200 экз. Заказ № 2465

Издательство «Нестор-История»
197110 СПб., Петрозаводская ул., д. 7
Тел. (812)235-15-86
e-mail: nestor_historia@list.ru
www.nestorbook.ru

Отпечатано в типографии издательства «Нестор-История»
Тел. (812)235-15-86